

# Die Quelle

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 66

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

November 1996



Rheinisches Industriemuseum,  
Außenstelle Ratingen

Das Fabrikgebäude von 1797,  
die sogenannte „Hohe Fabrik“

# Kreuzspinne

Noch webt die Spinne an der Wand  
dem Licht die leise Fessel.  
Umschleiert steht der Strauch im Sand,  
am Zaun die braune Nessel.

Die Spinne seilt das Feuer fest;  
wenn sie den Faden wendet.  
Der Herbst duckt sich ins Ödgeäst  
und dunkelt, bis sie endet.

Noch hält das Netz der Träume dicht,  
mag auch die Mauer dunkeln.  
Die Spinne trägt ihr Kreuz ins Licht  
und alle Fäden funkeln.

Erst wenn sie immer müde kreist  
in immer kältere Räume,  
erst wenn ihr leises Seil zerreißt,  
durchweht es kahl die Bäume.

Peter Huchel

# Inhaltsverzeichnis

<i>Peter Huchel</i> Kreuzspinne		<i>Johann Wilhelm Ludwig Gleim</i> Das Pferd. Der Esel	77
<i>Eckhard Bolenz</i> Der lange Weg zum Industriemuseum Cromford. Ein historischer und ein Arbeitsbericht	3	<i>Otto Wilms</i> Auß Höchst Ihrer Churfürstlichen Durchleuchtigkeit sonderbahrem gnädigsten Befehl	78
<i>Erika Münster</i> Sophie Brügelmann, geb. Bredt. Eine Unternehmerwitwe und ihr wirtschaftliches Handeln im frühen 19. Jahrhundert	11	<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höselers Lehrers Peter Vogel (Fortsetzung)	86
<i>Nicole Scheda</i> Moritz Brügelmann und Cromford um die Mitte des 19. Jahrhunderts	15	<i>Hans Müskens</i> Johannes Tiefert (1908 – 1988). Hinführung zu einem Ratinger Künstler	93
<i>Andrea Gellert</i> Die Cromforder Fabriksschule und die Auseinandersetzung um das erweiterte Kinderschutzgesetz von 1853	24	<i>Karl Krolow</i> Jeder auf seine Weise	102
<i>Claudia Gottfried</i> Der Gartensaal im Herrenhaus Cromford	30	<i>Thomas van Lohuizen</i> Archäologischer Beitrag zur Siedlungsgeschichte Lintorfs	103
<i>Peter Theißen</i> Vom Rohstoff zum Garn. Das Spinnen und seine Mechanisierung	40	<i>Elisabeth Schlosser</i> Ein Jahr im ewigen Eis	116
<i>Christiane Syré</i> Die Textilabteilung des Rheinischen Industriemuseums in Ratingen	48	<i>Christa Höhne</i> 60 Jahre Obst- und Gartenbauverein Lintorf	120
<i>Gottfried August Bürger</i> Spinnerlied	52	<i>Jean Frohnhoff</i> Buhnetiet	121
<i>Gretel Krauskopf-Gemmert</i> Welchen Reichtum gab mir Cromford	53	<i>Edi Tinschus</i> De Hippebock	121
<i>Lore Schmidt</i> Kleine Geschichten um Cromford	58	<i>Heinz Fleermann</i> Geschichte der Müllerei	122
<i>Wolfgang Borchert</i> Abendlied	59	<i>Werner Harte</i> 40 Jahre Reitercorps Lintorf	124
<i>Inge Röhnelt</i> Zur Eröffnung der Veranstaltungsreihe „Trümmerfeld und Wirtschaftswunder. Ratingen nach 1945“	60	<i>Christine Herdt</i> Lengtörper Kall	127
<i>Walburga Fleermann-Dörrenberg</i> Trümmer, Not und Hunger. Lintorf vom Kriegsende bis zur Währungsreform. Aus dem Tagebuch des Arztes Dr. Leo Stick (Teil 2)	62	<i>Maria Molitor</i> Et Zoppemetz	128
<i>Erika Münster</i> Vor 50 Jahren. Erste Kommunalwahlen in Ratingen nach dem Zweiten Weltkrieg am 15. September 1946	66	<i>Jean Oberbanscheidt</i> Wie et früher wor	129
<i>Friedrich Wagner</i> Kommunalwahl 1946. Wer nicht wählen darf, das entscheidet der Wahlvorstand	67	<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> Ein Prosit der Gemütlichkeit ... Ratinger Gaststätten und Ausflugslokale um 1900	129
<i>Thomas Theilig</i> „Wir wollten eine Partei, die offen für alle ist“. Vor 50 Jahren wurde der Ortsverband Ratingen der CDU gegründet	68	<i>Richard Baumann</i> Vor 125 Jahren wurde die „Ratinger Zeitung“ gegründet	132
<i>Otto Samans</i> Studium vor 50 Jahren	69	<i>Kurt Holzapfel</i> Dr. Paul Boskamp zum Gedenken	140
<i>Maria Molitor</i> Erennerunge an die Schützefeste 1948 on 1949 en Lengtörp	72	<i>Otto Werner Stinshoff</i> Über 80 Jahre Eifelverein in Ratingen	142
<i>Ewald Dietz</i> Wat ech met de evangelische Volksscholl am Ho-et han?	75	Die „Feldhandball-Freunde Ratingen-Angerland“ stifteten eine Gedenktafel	143
		<i>Hanni Schorn</i> Aus der Geschichte der Stellmacher-Familie Schorn an der Düsseldorfer Straße 30	144
		<i>Hermann Tapken</i> Max Scheiff, Ratinger Bürgermeister in schwerer Zeit (Schluß)	150
		<i>Erika Münster</i> Nachtrag zu dem Artikel „Tiefenbroich und seine Geschichte“ in der Quecke Nr. 65 vom Dezember 1995	159

<i>Hans Müskens</i> Im Prozessionsschritt von St. Peter und Paul in die evangelische Stadtkirche. Ein lokales kirchengeschichtliches Ereignis mit Folgen	161	<i>Manfred Buer</i> Mit der „Wespe“ in die weite Welt – Vespa-Club Lintorf „Die Sandhasen“	193
<i>Hanni Schorn</i> Ökumene	163	<i>Karl Doerenkamp</i> Als das Auto in mein Leben trat	195
Lore Schmidt Dä fromme Wunsch	163	<i>Erich Kästner</i> Im Auto über Land	201
<i>Andreas Preuß</i> Lintorf im 18. Jahrhundert: Eine traditionelle Gesellschaft im Wandel?	164	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	202
<i>Michael Lumer</i> Vor 250 Jahren gründete der Düsseldorfer Unternehmer und Bankier Heinrich Kirschbaum in Lintorf ein Bleibergwerk	167	<i>Manfred Buer</i> Leonhard Juressen	206
<i>Thomas von der Bey / Klaus Thelen</i> Vom Fahrrad und Motorroller zur Motorkabine. Anmerkungen zum Aufstieg u. Niedergang der Solinger Fahrradfabrik, späteren Hoffmann-Werke in Lintorf	179	<i>Margret Hoffmann</i> 20 Jahre Stadtteilbücherei Lintorf	206
		<i>Buchbesprechung:</i> <i>Hermann Tapken</i> Ratinger Forum, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Heft 4, 1995	208
		★ ★ ★	
		<i>Kurt Ruland</i> Zum Jahreswechsel	210

## Bildnachweis

<i>Titelbild:</i> Udo Haafke	Beitrag: „Gartenbauverein Lintorf“ <i>Fritz Wachendorf</i>
Beiträge: „Industriemuseum Cromford“ (Autoren: <i>Eckhard Bolenz, Nicole Scheda, Andrea Gellert, Claudia Gottfried, Peter Theißen und Christiane Syré</i> ) <i>Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Ratingen, Archiv</i>	Beitrag: „Geschichte der Mülerei“ <i>Familie Fleermann</i>
Beitrag: „Sophie Brügelmann, geb. Bredt“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>	Beitrag: „Reitercorps Lintorf“ <i>Archiv des RCL</i>
Beitrag: „Welchen Reichtum gab mir Cromford“ <i>Gretel Krauskopf-Gemert, Edith Gemert</i>	Beitrag: „Ein Prosit der Gemütlichkeit“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>
Beitrag: „Kleine Geschichten um Cromford“ <i>Lore Schmidt</i>	Beitrag: „Ratinger Zeitung“ <i>Dr. Richard Baumann</i>
Beitrag: „Veranstaltungsreihe: Trümmerfeld und Wirtschaftswunder“ <i>Udo Haafke</i>	Beitrag: „Dr. Paul Boskamp“ <i>Dr. Kurt Holzapfel</i>
Beitrag: „Lintorf vom Kriegsende bis zur Währungsreform“ <i>Familie Fleermann, Stadtarchiv Ratingen</i>	Beitrag: „Eifelverein“ <i>Archiv des Eifelvereins</i>
Beitrag: „Erste Kommunalwahlen in Ratingen nach dem Zweiten Weltkrieg“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>	Beitrag: „Stellmacher-Familie Schorn“ <i>Hanni Schorn</i>
Beitrag: „50 Jahre CDU Ratingen“ <i>Achim Blazy</i>	Beitrag: „Max Scheiff“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>
Beitrag: „Studium von 50 Jahren“ <i>Otto Samans, Hans Lumer</i>	Beitrag: „Nachtrag zum Artikel über Tiefenbroich“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>
Beitrag: „Schützenfeste 1948 on 1948 en Lengtörp“ <i>Maria Molitor, Archiv des VLH</i>	Beitrag: „Im Prozessionsschritt“ <i>Jürgen Heimann</i>
Beitrag: „Auß Höchst Ihrer Churfürstlichen ...“ <i>Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Linnep, Stadtarchiv Ratingen, Karte von E.Ph. Ploennies (1715)</i>	Beitrag: „Bleibergwerk Lintorf“ <i>Archiv des VLH, Grafiken aus: G. Agricola „De re metallica“ (1556)</i>
Beitrag: „Aufzeichnungen des Lehrers Peter Vogel“ <i>Helmut Kuwertz</i>	Beitrag: „Hoffmann-Werke“ <i>Jakob Pilz, Hans Kürten, Prospekte der Firma Hoffmann, Archiv des VLH</i>
Beitrag: „Johannes Tefert“ <i>Landesbildstelle Düsseldorf, Reiner Klöckner, Hans Müskens</i>	Beitrag: „Vespa-Club Lintorf“ <i>Günther Hümbts</i>
Beitrag: „Siedlungsgeschichte Lintorfs“ <i>Fotos und Zeichnungen: Thomas van Lohuizen</i>	Beitrag: „Als das Auto in mein Leben trat“ <i>Privat, Stadtarchiv Ratingen, Archiv des VLH</i>
Beitrag: „Ein Jahr im ewigen Eis“ <i>Elisabeth Schlosser</i>	Beitrag: „In eigener Sache“ <i>Achim Blazy, Rudi Schulz, Manfred Buer, Dr. Michael Heber</i>
	Beitrag: „Leonhard Juressen“ <i>Fritz Wachendorf</i>
	Beitrag: „Stadtteilbücherei Lintorf“ <i>Stadtbücherei Ratingen</i>

# Der lange Weg zum Industriemuseum Cromford

## Ein historischer und ein Arbeitsbericht

Wann und wo ein Museum eingerichtet wird, was es ausstellt und vor allem, wie es gestaltet ist, mag Außenstehenden zunächst als eine einzelne, oft auch willkürliche Entscheidung vorkommen. Diese Meinung wird sicher in den meisten Fällen dadurch genährt, daß besonders bei der Gestaltung eines Museums Geschmacksfragen berührt werden, worüber sich bekanntlich gut streiten läßt. In der Tat werden einzelnen Personen, seien es Politiker, Architekten oder Museumsleiter, Handlungsspielräume eingeräumt, über Fragen des Baus und Ausbaus eines Museums zu entscheiden. Hier existieren künstlerische und wissenschaftliche Freiheiten, über die letztlich das Publikum urteilen muß, ob sie sinnvoll genutzt worden sind oder nicht.

Lenkt man hingegen den Blick gezielter auf die Frage, welche Inhalte in einem Museum ausgestellt werden, dann bewegen wir uns auf einer Ebene, wo stärker gesellschaftliche Kräfte ins Spiel kommen. Hier greift das individualistische Erklärungsmodell nicht mehr. Zum besseren Verständnis, warum und mit welchem Thema das Rheinische Industriemuseum seine Außenstelle in Ratingen

eröffnet, möchte ich zunächst etwas tiefer auf die Geschichte der technikorientierten Museen eingehen. Auch wenn das Rheinische Industriemuseum in Ratingen sich nicht als Technik-, sondern als sozialhistorisches Museum versteht, so ist doch der besondere Umgang mit Technik und Industrie in Deutschland dafür verantwortlich, daß dieser Typ von Museum im internationalen Vergleich gesehen hier recht spät Fuß faßte. In einem zweiten Abschnitt werde ich dann konkret auf Ausbau und Konzeption des Museums in Cromford eingehen.

### 1. Der lange Weg zum Industriemuseum

#### 1.1 Der französische Ausgangspunkt

Das moderne Museum entsteht mit der bürgerlichen Gesellschaft. Im Unterschied zu den exklusiven Sammlungen im Ancien régime sind die Museen der bürgerlichen Gesellschaft durch Öffentlichkeit und durch einen pädagogischen Auftrag gekennzeichnet. Nirgendwo wurde dies deutlicher als in Frankreich, wo mit der Revolution der Louvre, der bis dahin ein

exklusives königliches Kunstkabinett gewesen war, in ein allgemein zugängliches, öffentliches Kunstmuseum umgewandelt wurde. Aber trotz aller Wertschätzung des „citoyen“, des neuen Staatsbürgers, für Kunst: die bürgerliche Gesellschaft basierte in erheblichem Maße auf den Leistungen und politischen Forderungen von Gewerbetreibenden und dies wird in Paris 1794 mit der Gründung des „Conservatoire des Arts et Métiers“ deutlich. In diesem noch heute existierenden Museum wurden technische Produkte und Pläne ausgestellt, die dem Bürger erstmals offenen Einblick in Produktionsweisen von Gewerben und Produktionsverfahren ermöglichten, die nicht mehr Kuriositäten waren, sondern an denen anschaulich gelernt werden konnte. Der Ausstellungswert von Technik trat hier gleichberechtigt neben die Kunst. Das Conservatoire bekam einen dezidierten Bildungsauftrag (frz. *éducation*) von der neuen bürgerlichen verfaßten Regierung.<sup>1)</sup>

Der Vergleich mit Frankreich hebt die Besonderheiten der deutschen Entwicklung stark hervor. Erst rund 100 Jahre später sollte in Deutschland das erste vergleichbare Technikmuseum in München entstehen - zu einer Zeit, als auch in Großbritannien die Technik schon einen wichtigen Platz im South Kensington Museum besaß.<sup>2)</sup> Woran lag diese deutsche Verspätung?

Im Deutschen Reich kam es im Vergleich zu Frankreich um 1800 zu einer sehr viel stärkeren Trennung und unterschiedlichen Wertigkeit von Kunst einerseits und Technik andererseits. Während in Frankreich die Beschäftigung mit Technik einen hohen Stellenwert



Das Fabrikgebäude (Hinterseite) 1983 vor der Entkernung.  
Rechts alte Werkstattgebäude und Arbeiterwohnungen

1) Musée National des Techniques, Conservatoire des Arts et Métiers, Paris o.J., S. 2 (Ausstellungsführer)

2) Hudson, K., *Museums of Influence*, Cambridge/London/New York 1987, S. 91f

erhielt, wurde in Deutschland die zweckorientierte Beschäftigung mit Technik durch die neuhumanistische Kultur- und Bildungsphilosophie diskreditiert. Dies ging soweit, daß nicht nur Technik aus den Museen verbannt wurde, sondern auch die Berufsstände, die mit Technik arbeiteten, wie Techniker, Ingenieure oder Unternehmer, sozial weniger anerkannt wurden als z.B. Juristen, Lehrer an Gymnasien oder protestantische Pastoren.

Entscheidend für diese Kluft war die unterschiedliche Entwicklung der Ausbildungssysteme.<sup>3)</sup> Noch im 17. und 18. Jahrhundert gab es, was die Wissenschafts- und Technikförderung durch den Staat betraf, keine prinzipiellen Unterschiede zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich. Es wurden jeweils technische Ausbildungsinstitutionen und Akademien gegründet. Allerdings hatte Frankreich die Vorreiterrolle inne und zweifelsohne war hier auch eine aktivere Förderung zu finden als z.B. in Preußen. Das staatliche Wohlwollen gegenüber Technik, das seine Ursachen in dem Repräsentationsbedürfnis und der Gewerbeförderung hatte, wurde im 18. Jahrhundert durch die Bemühungen der französischen Enzyklopädisten um a) einen

sittlichen und b) um einen demokratischen und c) einen pädagogischen Aspekt erhöht bzw. erweitert. Sittlich - wenn wir es einmal exemplarisch an den Schriften Diderots festmachen - insofern, als die Beschäftigung mit Wissenschaft und Technik die Abläufe in der Welt besser verständlich macht und somit stets „gute“ Handlungsanweisungen offenbart. Demokratisch insofern, als technisches Wissen aus seinem - meist ständischen - Arkanbereich befreit wird und als bürgerliches Wissen prinzipiell jedem zur Verfügung gestellt wird. Pädagogisch insofern, als man sich zur Vermittlung dieses Wissens auf die Demonstration und Visualisierung vor allem von Technik und Gewerbe verwies.<sup>4)</sup> - Und in dieser Tradition sehe ich auch heute noch die Industriemuseen, nur das „Technik“ nun in einem viel weiteren, gesellschaftlichen Sinn verstanden werden muß.

Politisch umgesetzt wurde dieses Programm während der französischen Revolution. Während der Revolutionskriege kam es zu einem massiven Ausbau einer auf hohem technischen Niveau produzierenden Kriegsindustrie - dies auch, weil es einen großen Vertrauensvorschuß für technische Investitionen gab. Die

mathematisch-technisch ausgerichteten Grandes Écoles wurden nun zu einem Sprungbrett für die bürgerliche Elite in administrative Spitzenpositionen.<sup>5)</sup>

## 1.2 Das preußisch-deutsche Gegenmodell

Preußen hat sich in einer bewußten Anti-Haltung dem französischen Vorbild nicht angeschlossen. Das neuhumanistische Bildungsideal, das in der Schule statt der Mathematik die Sprachen und statt Technik auf Spezialschulen die Jurisprudenz an den Universitäten favorisierte, erzog eine gesellschaftliche Führungsschicht, die tendenziell Technik und industrielle Leistungen geringschätzte. Neben dem neuhumanistischen Ausbildungssystem mit der Universität als höchster Stufe, das der staatlichen Bürokratie zuarbeitete, entwickelte sich parallel ein Ausbildungssystem mit den „Technischen Hochschulen“ als höchster Stufe, das dem Gewerbe und der Industrie zuarbeitete.<sup>6)</sup> Wir wissen aus den Arbeiten zur Sozialgeschichte der deutschen Techniker über die große Kluft zwischen der Verwertbarkeit technischer Leistungen einerseits und der sozialen Anerkennung dieser Leistungen durch die universitären Eliten andererseits. Der rapiden Ausbreitung von Technik stand eine lange Reihe von Behinderungen entgegen: Beschneidung der Berechtigungen der Technischen Hochschulen, Ausgrenzung der technischen Eliten aus der Staatsverwaltung, Privilegierung der Juristen, Stigmatisierung der Ingenieure als Nichtwissenschaftler, Verhinderung der Einbettung



Ausgrabungen im Bereich des Stauwehres für das innenliegende Wasserrad (1987)

3) Dazu: Lundgreen, P./Grelon, A. (Hg.), Ingenieure in Deutschland, 1770 - 1990, Frankfurt/New York 1994

4) Diderot, D., Enzyklopädie, Philosophische und politische Texte aus der 'Enzyklopädie', München 1969, S. 91, 182f, 236ff, passim

5) Weiss, J.H., Bridges and Barriers: Narrowing Access and Changing Structure in the French Engineering Professions, 1800 - 1850, S. 31, 45, In: Geison, G.L. (ed), Professions and the French State 1700 - 1900, Philadelphia / Penns. 1983, S. 15 - 65

6) Vgl. Lundgreen, P., Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick, Teil I: 1770 - 1918, Göttingen 1980, S. 100ff

von Technik in den herrschenden Kulturbegriff, Verstärkung der Technikangst im 19. Jh., vor allem durch konservative Kreise.

Dem Ausbildungssystem entsprach die Museumspraxis. Wilhelm von Humboldt, der 1810 für die Schulreform im Geiste des Neuhumanismus verantwortlich war, koordinierte nach 20 Jahren bildungspolitischer Abstinenz auch die 1830 in Angriff genommene Gründung eines zentralen Kunstmuseums in Berlin. In seinen Überlegungen über die Funktion von Museen kamen aber nur die Museen als Kunstmuseen vor. Da für Humboldt nur Kunst eine moralische Qualität besitzen konnte, blieben technische Artefakte von einer Übernahme in ein Museum ausgeschlossen.<sup>7)</sup>

Technik und Industrie als einen Teil kultureller Leistung zu verstehen und sie damit letztlich auch „museumsfähig“ zu machen, war in Deutschland somit ein Stück stetiger Überzeugungsarbeit gegen die das deutsche Kultur- und Bildungssystem beherrschenden universitären Eliten. Nach 1900 nahm die „Technik“ mit der Gründung des Deutschen Museums in München (1905) zwar ihren Platz an der Seite der „Kultur“ ein, doch die Gegensätzlichkeit verschwand nie ganz. Der Konflikt „Kunst/Kultur“ vs. „Technik/Zivilisation“, wie er in Frankreich nie existierte, war die wesentliche Ursache dafür, daß Technikmuseen hier nur schwer Fuß faßten. Und wenn sie - wie das Deutsche Museum - Fuß faßten, dann waren sie nur in ihrer Anlehnung an die Kunstmuseen zu verstehen. Wie in einem Kunstmuseum besondere Meisterwerke zu besichtigen waren, so wurden nun auch im Deutschen Museum technische Objekte als singuläre Meisterwerke präsentiert.<sup>8)</sup> So verstanden, ist dieser Typ von Technikmuseum ein Resultat einer gezielten Aufwertungspolitik der sozialen Gruppe von Ingenieuren und Unternehmern, die sich in ihrer Wertschätzung benachteiligt wählten - mithin auch ein Stück Professionalisierungspolitik. Dies gilt im weiteren Sinne auch für die branchenspezifischen Technikmuseen, wie das Bergbaumuseum Bochum, mit denen ein ganzer

Industriezweig um mehr Verständnis für seine Arbeit wirbt.

### 1.3. Museen und Zivilisationskritik

Nicht so deutlich lassen sich die Initiatoren der Heimatmuseen, der Freilichtmuseen und der Industriemuseen herausarbeiten. Sie waren weniger das Ergebnis der Politik klar definierbarer sozialer Gruppen als das Resultat einer gruppenübergreifenden sozialen Bewegung, die in ihren Ursprüngen ein Reflex auf die Auswirkungen der Industrialisierung war. Diese Bewegung von „Zivilisationskritik“ und „Lebensreform“ setzte mit der Phase der Hochindustrialisierung in Deutschland ein und erreichte um 1900 einen ersten Höhepunkt.<sup>9)</sup> Für dieses Phänomen finden sich weniger in Frankreich ausgeprägte Parallelen als im weiter industrialisierten England. Sie sind im Umfeld der „arts and craft“-Bewegung zu verorten. Die Wahrnehmung einer sich ständig verändernden Industrielandschaft und der Verlust althergebrachter Gewohnheiten ließ bei vielen Menschen den Wunsch entstehen, das Verschwindende zu konservieren und in Erinnerung zu halten. Das konservatorische Interesse dieser Bewegung nahm im 1904 gegründeten „Deutschen Bund Heimatschutz“ institutionelle Formen an.<sup>10)</sup> Ihre Aufgaben sah diese Vereinigung, die in ihrer politischen Zielsetzung zwischen nationalkonservativen und antikapitalistisch-fortschrittlichen Polen oszillierte, im Schutz der Natur sowie des Landschaftsbildes und auch in der Denkmalpflege.<sup>11)</sup>

Insgesamt gesehen brachte die zivilisationskritische Bewegung seit Ende des 19. Jahrhunderts eine - auch im internationalen Vergleich - sehr hohe Zahl an Heimatmuseen hervor. Diesen folgten dann aus dem skandinavischen Raum die Freilichtmuseen, die aber erst - ideologisch bedingt - unter dem Nationalsozialismus ausgebaut wurden.<sup>12)</sup> Normalerweise lag bei den Heimatmuseen der Schwerpunkt im Bereich der Lokalgeschichte und bei den Freilichtmuseen im volkskundlichen bzw. bäuerlich-agrarischen Bereich. So war es das Verschwinden alter Gewerbe und

alter vertrauter Techniken durch die Industrialisierung, die gerade auch Technik zu einem Thema dieser Museen machte. Der „Deutsche Bund Heimatschutz“ nahm sich in den 1920er Jahren verstärkt des Problems der Erhaltung sogenannter technischer Denkmäler an. Im Auge hatte man aber noch weniger die technischen Anlagen einer ausgereiften Industriegesellschaft als die vorindustriellen Relikte.

1928 kam es zu einer Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Museum, dem Verein Deutscher Ingenieure und dem Deutschen Bund Heimatschutz in der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft zur Erhaltung technischer Kulturdenkmäler“. Soziale Aufwertungsinteressen von Ingenieuren und eine sehr viel breiter angelegte Bewegung hatten einen gemeinsamen Nenner gefunden. Der Begriff „technische Kulturdenkmale“, wo „Kultur“ und „Technik“ eine enge Verbindung eingingen, war hierfür Programm. Das 1937 konzipierte Hagener Freilichtmuseum für Handwerk und Technik war der vorläufige Endpunkt dieser Entwicklung.<sup>13)</sup>

- 7) Lübke, H., Wilhelm von Humboldt und die Berliner Museumsgründung 1830, Rede zum Festakt am 5. Juli 1980, Sonderdruck Berlin 1980, S. 8
- 8) Hochreiter, W., Vom Musentempel zum Lernort: zur Sozialgeschichte deutscher Museen 1800 - 1914, Darmstadt 1994, S. 126ff
- 9) Hepp, C., Avantgarde, Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegung nach der Jahrhundertwende, München 1987, S. 75ff, 159ff
- 10) König, W., Zur Geschichte der Erhaltung technischer Kulturdenkmale in Deutschland, S. XXV, In: Matschoss, C., Lindner, W., Technische Kulturdenkmale, Einführung zur Faksimile-Ausgabe S. XXIII - XXVII, Düsseldorf 1987, (urspr. 1932)
- 11) Zur politischen Verortung dieser Bewegung: Stern, F., Kulturpessimismus als politische Gefahr, Eine Analyse nationaler Ideologien in Deutschland, München 1986 (2), Für eine Region: Ditt, K., Raum und Volkstum, Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923 - 1945, Münster 1988
- 12) Zippelius, A., Handbuch der europäischen Freilichtmuseen, Köln 1974, S. 60ff
- 13) Claas, W., Technik in Museen, Die Planung eines Freilichtmuseums in Hagen i.W., In: Technikgeschichte 1937 (Bd 26), S. 148 - 152

Es hatte sich zum Ziel gesetzt, die im westfälischen Industriebezirk aussterbenden Gewerbe bzw. ihre technischen Werkstätten zu konservieren.

In die ursprünglich mit der Kritik an der Industrie entstandenen neuen Museumstypen drang die angefeindete Technik durch die Hintertür ein. Es brauchte eine Generation Erfahrung mit der ausgereiften Industriegesellschaft, um nicht nur auf einem rationalen Niveau zu begreifen, daß alte Industrien von neuen verdrängt werden und eine auch sinnlich erfahrbare Lücke hinterlassen. Im Vergleich zu den eher pädagogisch-aufklärenden Ambitionen der Technikmuseen wiesen die Heimatmuseen und die Freilichtmuseen lange Zeit (oft bis heute) nostalgische Züge auf, die das Vorhandensein einer „besseren Zeit“ suggerierten.

dazu, daß eben diese Industrien öffentlichkeitswirksam betont wurden. Das Ruhrgebiet erfuhr den Strukturwandel mit dem sogenannten Zechensterben besonders radikal. Die für dieses Gebiet so markanten Fördertürme wie auch der typische Geruch verschwanden. Trotz mancher offensichtlicher Vorteile, die mit dem Wandel der wirtschaftlichen Struktur im Ruhrgebiet einhergingen, wurde quer durch alle Interessenlager ein Verlust an Identität konstatiert, den es nun durch eine historische Aufarbeitung und Sichtbarmachung der Vergangenheit zu kompensieren galt. Dies konnte in Museen geschehen - dann wurden sie zu einem Ort „industriekultureller Spurensicherung“ (Glaser), oder es geschah durch den bloßen Erhalt industrieller Fassaden - denen dann letztlich nur die Funktion des Apells

generellen Thema, das - mit dem Nachwuchs an Museen um ein paar Jahre verzögert - auch auf neue Museumskonzeptionen durchschlug. Damit ging auch eine starke Pädagogisierung der Museen einher. Das Museum sollte zum „Ort historischen Lebens“ werden.<sup>15)</sup> Letztlich wuchs dadurch auch die Bereitschaft, verstärkt neue Forschungsansätze aus der Geschichtswissenschaft in die Museumsarbeit einfließen zu lassen. Dies betraf in den 1970er Jahren besonders die Arbeitergeschichte und Anfang der 1980er Jahre die Forschungen zur Frühindustrialisierung<sup>16)</sup>, deren Ergebnisse von den ehemaligen Studenten in die Praxis getragen wurden. Das erste Museum, das das Thema Industrie- und Sozialgeschichte in den Mittelpunkt seiner Dauerausstellung stellte, war das aus einem Heimatmuseum hervorgegangene Museum in Rüsselsheim, das in einer 1976 eröffneten Ausstellungseinheit vornehmlich die Veränderungen der Arbeitsverhältnisse und Lebensbedingungen durch die hier ansässige Automobilfabrik der Firma Opel dokumentierte.<sup>17)</sup> Ihm folgten andere, wie das Museum für Frühindustrialisierung in Wuppertal. Einige Bundesländer richteten nun Landesmuseen zur Industriegeschichte ein, wie es vorher Landesmuseen zur Kunstgeschichte gab, so in Berlin, Mannheim und Hamburg. Die offizielle Kulturpolitik erachtete nur diesen Museumstyp ebenso für förderungswürdig wie die Kunstmuseen.



Die zwischen 1789 und 1803 errichteten Arbeiterwohnungen an der Cromforder Allee vor ihrer Entkernung und Umnutzung in Eigentumswohnungen. Die Aufnahme stammt aus dem Jahr 1983

#### 1.4. Die Industriemuseen

Ebenfalls aus einer Erfahrung des Verlustes heraus, aber unter anderen wirtschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Konstellationen entstand der folgende Typ des Museums der Arbeit oder des Industriemuseums. Die lang andauernde ökonomische Strukturkrise der späten 1960er und 1970er Jahre, die neben den sogenannten alten Industrien um Kohle und Stahl auch viele andere Bereiche erfaßte, führte - u.a. aus subventionspolitischen Gründen -

an eine wichtige Phase industrieller Vergangenheit zukam. Viele alte Industrieanlagen wurden zu Denkmälern ernannt und unter hohem finanziellen Aufwand neuen Verwendungen zugeführt.<sup>14)</sup>

Ein weiterer Punkt war die zunehmende politische Sensibilisierung der Menschen. Sie ist - vereinfacht - mit dem Beginn der Studentenunruhen seit 1968 zu verorten. Der Einfluß von industriellen Arbeitsbedingungen auf die Gesellschaft wurde zu einem

- 
- 14) Dietz, B., Geschichte und Öffentlichkeit in industriell geprägter Stadt und Region, S. 7f, In: Neues Bergisches Jahrbuch (3) 1990, S. 7 - 19, Glaser, H. Stahl, K.H., Bürgerrecht Kultur, Frankfurt/Berlin 1983, S. 257
  - 15) Dazu: Spickernagel, E., Walbe, B., Das Museum - Lernort contra Musentempel, Gießen 1976
  - 16) Bolenz, E., Prometheus an der Wupper, Bemerkungen zum Museum für Frühindustrialisierung, S. 105ff, In: Neues Bergisches Jahrbuch (3) 1990, S. 104 -122
  - 17) Schirmbeck, P., Wie kam es zur Rüsselsheimer Innovation? In: Museum der Stadt Rüsselsheim 1976 -1986. 10 Jahre innovative Ausstrahlung, Rüsselsheim 1986, S. 14 - 18, Auch: Hudson 1987, S. 107ff

Mit den Beschlüssen zur Gründung des Westfälischen Industriemuseums 1976 und des Rheinischen Industriemuseums 1984 wurde ein neuer Weg der Darstellung von Industrie eingeschlagen. Im Gegensatz zu den vorhandenen Industriemuseen, die gezwungen waren, an einem Ort möglichst alle Gewerbe- und Industriezweige in einer großen Ausstellung zu vereinen, sollten in Westfalen und im Rheinland dezentrale Museen entstehen, die mit ihren Außenstellen regionaltypische Industrien flächendeckend erfassen sollten. Man erhoffte sich zwei Vorteile von diesem Ansatz: Der erste war kulturpolitischer Natur; man versprach sich durch die Verteilung eines Landesmuseums über das ganze Bundesland eine größere Nähe zum Publikum. Der zweite Vorteil basierte auf dem denkmalpflegerischen Ansatz des Westfälischen und des Rheinischen Industriemuseums, die ihre Außenstellen in architektur- oder industriegeschichtlich bedeutenden Fabrikgebäuden errichten sollten. Damit arbeitete man dem Verschwinden alter Fabrikarchitektur entgegen und führte diese einer neuen Nutzung zu.

## 2. Der Aufbau des Cromforder Industriemuseums

### 2.1. Die Ausgangslage

Am 9.2.1984 beschloß der Landschaftsausschuß ein „industriell und sozialgeschichtlich orientiertes Museum“ einzurichten und machte Vorschläge für die ersten Standorte.<sup>18)</sup> Jeder, der jetzt rechnen kann, weiß, daß zwölf Jahre bis zur Eröffnung der Außenstelle Ratingen vergangen sind. Lange Zeit bewegte sich in der Tat sehr wenig. Aber ein so großes Museumsprojekt (zählen wir das Westfälische Zwillingsmuseum dazu, ist es das z.Zt. größte in Europa), mußte geplant und finanziert werden. Zudem mußte auch erst einmal Personal eingestellt werden, das eine Ausstellungskonzeption entwerfen mußte und die Kosten kalkulierte. Unliebsame Überraschungen kamen während dieser Planungsphase zu Tage, wie unerwartet marode Gebäudesubstanzen oder teure Altlastenbeseitigun-

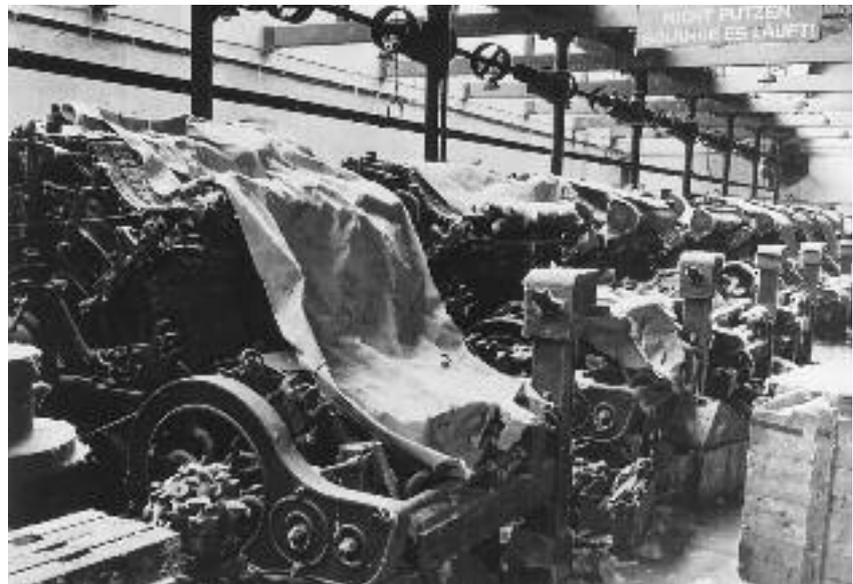
gen. Letzteres war glücklicherweise in Ratingen nicht der Fall, aber trotzdem kam manche Kostenkalkulation zu Fall und dann mußte um preisgünstigere Alternativen gerungen werden.

1984 galt neben der Zentrale in Oberhausen nur die Fabrik Cromford in Ratingen als ein sicherer Standort für eine Außenstelle. Hier hatten die Kommunen dem Landschaftsverband bereits interessante Objekte zur Verwirklichung seiner Museumsidee angeboten.<sup>18)</sup>

Ratingen konnte sich rühmen, nicht nur die erste Fabrik auf dem Kontinent zu beherbergen (gegr. 1794), sondern die Cromforder Fabrik ist von den wenigen noch erhaltenen Fabriken aus der

1984 das Stadtmuseum das zweihundertjährige Gründungsdatum von Cromford zum Anlaß, eine vielbeachtete Ausstellung über die „Macht der Maschine“ zu zeigen.<sup>19)</sup>

Im Zuge der europäischen Textilkrisen war 1977 nach jahrzehntelangem Auf und Ab das endgültige Ende für die Cromforder Fabrik gekommen. Die Stadt Ratingen erwarb die Fabrik und später das Herrenhaus. Die angrenzenden Arbeiterwohnungen wurden zu modernen Eigentumswohnungen umgebaut und mit dem Abbruch der nicht-denkmalgeschützten Fabrikhallen wurde sofort begonnen. Sie machten einer Wohnbebauung „gehobenen Komforts“, wie es der Bauträger formulierte, Platz. Heute erinnert in der Crom-



Stillgelegte Karden in den Sheddachfabrikhallen, die 1977/78 abgerissen wurden

Frühindustrialisierung auch die schönste und am komplett erhaltenste Anlage. Nirgendwo sonst in Deutschland existiert ein so geschlossenes Ensemble von Fabrik, Herrenhaus, Arbeiterwohnungen und Radhaus. Als in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre Denkmalslisten für Technische Denkmale durch den Landeskonservator eingerichtet wurden, stand Cromford mit an erster Stelle.

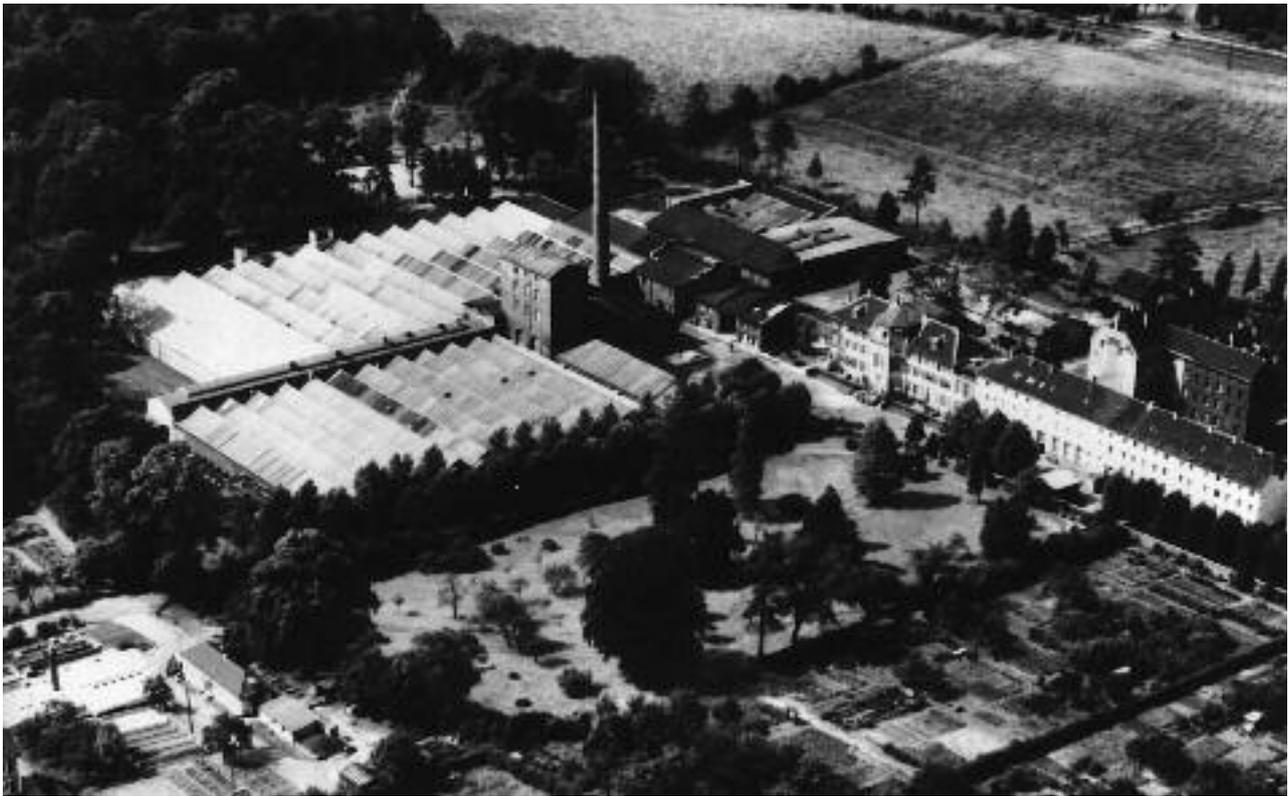
In den Jahren der Stadtsanierung war in Ratingen der Blick für das historische Erbe geschärft worden. Eine weitblickende städtische Verwaltung und ein umsichtiger Denkmalpfleger sicherten das Objekt und projektierten die neue Nutzung. Ebenso nahm

forder Allee nichts mehr an die Arbeitswelt, die dort 200 Jahre lang herrschte. Was hier den Stadtplaner freute, bereitete den Museumsplanern nun Probleme. Kann die alte „Atmosphäre“, die einst herrschte, wieder eingefangen werden? Diese Frage verschärfte sich, zumal auch das Fabrikgebäude total entkernt worden war und nicht mehr an die Zeiten der Produktion erinnerte.

Innerhalb der Arbeitsteilung der Rheinischen und Westfälischen

18) Rheinisches Industriemuseum, Hg. v. Landschaftsverband Rheinland, Köln 1984, S. 7

19) Die Macht der Maschine, 200 Jahre Cromford Ratingen, Stadtmuseum Ratingen 1985



Luftaufnahme des Betriebsgeländes von Cromford aus den 1950er Jahren

Industriemuseen, die unterschiedliche, aber sich ergänzende Themen behandeln, bekam die Außenstelle Ratingen mit dem Thema „Die Einführung des Fabriksystems am Beispiel der rheinischen Spinnereitechnologie“ den historisch frühesten Part - gewissermaßen das übergreifende Einleitungsthema. Das Thema der Ausstellung wurde bewußt auf den Zeitraum 1750 bis 1850 eingeschränkt, um so eine geschlossene historische Periode, die Zeit der frühen Industrialisierung, aufzuzeigen. Bis in die 1850er Jahre besaßen das Bergische Land und Sachsen die entwickeltsten Gewerberegionen im Deutschen Reich, welche auf der Textilindustrie und dem Kleinteilgewerbe beruhten. Erst dann wurde das Ruhrgebiet mit den Industrien, die auf Kohle und Stahl basierten, tonangebend für die weitere wirtschaftliche Entwicklung.

## 2.2 Die Restaurierung von Fabrik und Herrenhaus

Restaurierung und Konzeption wurden zunächst unabhängig voneinander begonnen. Die Deckung der Bau- und Restaurierungskosten war vor der Frage

der Personal- und Einrichtungskosten des Museums geklärt worden. Das Ministerium für Städtebau, zuständig auch für Denkmalsbelange, übernahm 80 % der Gebäude- und Restaurierungsfinanzierung, den Rest von 20 % mußte die Stadt Ratingen übernehmen. Die gesamte Inneneinrichtung und das Museumspersonal wie auch die Kosten des späteren Betriebs hatte der Landschaftsverband zu tragen. Mit der Landesgeschäftsordnung hat das Land zahlreiche kulturpolitische Maßnahmen, u.a. den Betrieb von Landesmuseen, an die Landschaftsverbände delegiert.

Ausgangspunkt aller Restaurierungsmaßnahmen war, die Gebäude möglichst so wiederherzustellen, wie sie in den ersten Jahren ihres Bestehens ausgesehen hatten. Als erstes wurde die Restaurierung des alten Fabrikgebäudes in Angriff genommen. Das Gebäude wurde bis auf die Mauern entkernt, nicht zur Frühindustrialisierung gehörende Anbauten abgerissen. Der alte Außenputz - ein Kuriosum, weil er aufgemalte Ziegel besaß - wurde wiederhergestellt.

Mittlerweile waren die ersten Mit-

arbeiter der Außenstelle eingestellt worden und die detaillierte Konzeptphase konnte beginnen. Die sogenannte „nutzungsunabhängige Sanierung“ ging damit zu Ende; Wünsche des Museums konnten von nun an formuliert und berücksichtigt werden. Zunächst wurde die Geschichte Cromfords anhand archivalischer Studien und guter Unterstützung des Stadtarchivs detailliert aufbereitet. Restaurierung und Konzeptarbeit fingen an, sich zu ergänzen. Die historischen Forschungen gaben Anhaltspunkte für die Baumaßnahmen, die Baumaßnahmen wiederum korrigierten durch begleitende archäologische Untersuchungen manche historische Vorstellung, z.B. wo das erste Wasserrad gestanden hatte. Anfang 1990 beschloß man endgültig auch die Einbeziehung des Herrenhauses Cromford in das Museum. Nachdem Ende 1992 der bisherige Mieter die zukünftigen Museumsräume geräumt hatte, konnte ebenfalls mit den Renovierungsarbeiten begonnen werden. Aufwendige Untersuchungen über die Farbfassungen der Räume folgten. Die Denkmalpflege entschied sich letztlich, an der im grünen Farbton

gehaltenen Fassung des Treppenhauses, das nach dem Zweiten Weltkrieg schon einmal renoviert worden war, anzuknüpfen. Der Bauleiter der Stadt Ratingen, Herr Schiffmann, achtete bei der Renovierung von Decken und Wänden auf die Verwendung historisch korrekter Baumaterialien, wie Lehmputz und Mineralfarben. Mit den Ausbauarbeiten wurde die polnische Restaurationsfirma PKZ beauftragt, die den guten Ruf polnischer Restaurationsfachleute erneut bestätigte.

### 2.3 Die Konzeption des

Museums und seine Gestaltung  
Eine zentrale Frage war, welche Akzente die Dauerausstellung zur frühen Phase der Industrialisierung setzen sollte. Hier bestimmte zum einen der Stand der historischen Forschung die Ausrichtung der Ausstellung, insbesondere die schon erwähnten Forschungsergebnisse zur Arbeitergeschichte und zur Frühindustrialisierung, zum anderen die neueren Ergebnisse aus der Bürgertumsforschung.<sup>20)</sup> Konkret hieß dies u.a., die vorbereitenden Faktoren und die Langsamkeit des Industrialisierungsprozesses zu betonen (Stichworte: Heimarbeit, Modernisierung althergebrachter Energienutzung, Arbeitsteilung) oder auf den Mentalitätswandel einzugehen (Disziplinierung, Arbeitsethik). Zum anderen muß ein Museum ja auch ein Ort der Objekte sein. Cromford wurde aufgrund seiner Architektur und seiner historischen Bedeutung zum Museum, nicht aber aufgrund einer vorhandenen Sammlung, wie es bei Museumsgründungen normalerweise der Fall ist. Eine Sammlung existierte zunächst nicht. Dieser Umstand mußte die Museumskonzeption maßgeblich strukturieren. Zwar gab es hinreichend schriftliche Zeugnisse aus den frühen Fabrikjahren, allerdings existierten kaum noch dreidimensionale Objekte aus dieser Zeit. Weiterhin gab es ein Überlieferungsgefälle: die Quellen informieren uns über die bürgerlichen Fabrikgründer besser als über die in der Fabrik tätigen Arbeiter. Es galt zu überlegen, wie dieser Überlieferungsmangel zu kompensieren war. Neben dem Aufbau einer Museumssammlung, die der Landschaftsverband

finanzierte, wurde deshalb die zentrale konzeptuelle Idee entwickelt, einen Satz originaler Spinnmaschinen, wie er einzigartig nur noch im englischen Helmsore-Museum bei Manchester steht, nachzubauen. Ebenfalls wurde geplant, die ursprüngliche hölzerne Transmissionsanlage nachzubauen. Die Maschinen, die in England aus konservatorischen Gründen nicht betrieben werden dürfen, sollen in Ratingen in Aktion gezeigt werden. An ihnen kann die der Industrialisierung zugrundeliegende Idee der Arbeitsteilung demonstriert werden. Hier ist sicher noch viel Fingerspitzengefühl zu entwickeln, denn viele Kniffe, die zum Betrieb nötig waren, müssen wieder neu „entdeckt“ werden.

Eine weitere wichtige Entscheidung war es, mit dem Aufbau einer Modesammlung nicht mehr nur die Welt der Produktion, sondern ebenso die komplementäre Welt des Konsums in der Ausstellung zu berücksichtigen. Der Sammlungszeitraum umfaßt, wie die Dauerausstellung, die Jahre 1750 bis 1850. Zwar sind Kleidungsstücke aus dieser Zeit noch relativ gut auf dem Markt zu bekommen, aber durch die starke Sammlungskonkurrenz aus dem Ausland, namentlich Japan, sind die Preise relativ hoch. Hier erhielten wir Unterstützung seitens der Sparkassenstiftung des Rheinlandes.

In der Einleitung spielte ich auf Gestaltungsfragen und deren mögliche Beurteilung durch das Publikum an. Sehe ich einmal von dem kultursoziologischen Standpunkt ab, daß Geschmack und Stilempfinden alles andere als zufällig sind, sondern daß sie gesellschaftlich geformt werden, so handelt es sich doch hier um einen Bereich, der stark individuell geformt werden kann, da es einen großen Vorrat an Auswahlmöglichkeiten gibt. Dies bedeutet aber nicht, daß die Auswahl beliebig ist; im Gegenteil, denn durch die Auswahlmöglichkeiten wird der Begründungsdruck sehr stark.

Das Kölner Architektenbüro Gatermann + Schossig ist durch den behutsamen Umgang mit alter Bausubstanz ausgewiesen, aber gleichzeitig auch durch die

klare gestalterische Trennung von Vorhandenem und dem einzubauenden Neuen. Die Beauftragung dieses für sehr sachliche und funktionale Architektur bekannten Büros für die Inneneinrichtung beruhte auf einer weiteren konzeptionellen Grundentscheidung: nämlich dem Verzicht auf authentische Inszenierungen im Fabrikinnern.

In den Industriemuseen in England z.B. ist das Inszenieren bzw. Nachstellen von Fabrikalltag ein beliebtes Mittel, Geschichte wieder lebendig zu machen. Diese Präsentationsmethode funktioniert allerdings nur dann überzeugend, wenn eine Menge originaler Sachzeugnisse historisch korrekt gezeigt wird. Leicht kann es hier auch zum idyllisierenden „Puppenstubenefekt“ kommen. Oft wird - so die historisch-kritische Argumentation - nur eine Fiktion von Vergangenheit gezeigt, da wir in vielen Fällen nicht genau wissen, wie Räume oder Fabriketagen ausgesehen haben. Im konkreten Fall der Cromforder Arbeiterwohnungen hatten wir keinerlei Anhaltspunkte, wie diese eingerichtet waren. In der Summe waren es drei Gründe, die uns von dieser Ausstellungsmethode Abstand nehmen ließen: 1.) die nicht ausreichende Menge an Originalexponaten und alternativ die zu hohen Nachbaukosten, 2.) die Unerreichbarkeit einer korrekten historisch-abbildenden Inszenierung und 3.) Zweifel, ob mit reinen Inszenierungen historisches Verständnis transportiert werden kann. Statt dessen sind die einzelnen Gebäude und Etagen in Ausstellungseinheiten gegliedert, in denen wir den Besuchern zentrale sozial-, wirtschafts- und kulturhistorische Themen aus der Fabrikgründungszeit nahebringen möchten. Die Gestaltung hat hier Kombinationen von Objekten, Abbildungen, Texten und Medien zu thematischen Einheiten zusammengebracht, und das „axiale Prinzip“, das in den Ausstellungsetagen in der Fabrik herrscht, schafft eine die thematischen Zusammenhänge ergänzende ästhetische Klammer. Das

20) z.B. Kocka, J. (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert, Deutschland im europäischen Vergleich, 3 Bde, München 1988

Fabrikgebäude nimmt sich vorrangig der Arbeitswelt an, das Herrenhaus behandelt das Umfeld des entstehenden modernen Unternehmertums. Viele Themen der Ausstellungseinheiten, wie z.B. Sklaverei, Kinderarbeit oder französische Revolution, finden sich in den Curricula der Sekundarstufe I und II wieder, so daß die Ausstellung eine wichtige Ergänzung zum schulischen Lernen sein kann.

### 3. Ein persönlicher Rückblick und ein kritischer Ausblick

Die Aufbauarbeit an dem Cromford Museum haben die Beteiligten mit persönlichem Engagement betrieben. Andrea Gellert, Claudia Gottfried, Elisabeth Krönert, Ralf Kluczka, Nicole Scheda, Rita Schmid, Christiane Syré und Peter Theißen, die maßgeblich am Gelingen der Ausstellung beteiligt waren, sind hier zu nennen, und ihnen schulde ich Dank.

Wir hatten bei unserer Arbeit das im Leben immer seltener werdende Glück, daß Neigung und Aufgabe sich deckten. Allerdings - und das muß auch betont werden - war dies eine Grundvoraussetzung, die Arbeit gut zu bewältigen. Im Gegensatz zu anderen Museumsprojekten haben wir zusätzlich zu den anderen Tätigkeiten unseren Haushalt für die Inneneinrichtung selbst bewirtschaftet, Ausschreibungen getätigt, Beauftragungen und Verträge vorbereitet, an der Baukoordination für die Restaurierungen mitgewirkt und technische Gutachten eingeholt. Und wir haben, wie die jetzige Bilanz aussieht, unseren Etat von rund 3 Millionen DM eingehalten. Dabei machten wir die Erfahrung, daß Verwaltungen langsam arbeiten, daß Handwerker unpünktlich sind, daß Termine in letzter Minute gekippt werden, daß keiner Verantwortung übernehmen will und daß es immer wieder Ausnahmen von dieser Regel gab.

Meine schönste Erfahrung in der Aufbauphase war die Bekanntschaft mit dem englischen Uhrmacher Charles Haycock, einem genialen und lebensklugen Handwerker, der in einer kleinen Werkstatt in Ashbourne für das Museum die Maschinen nachgebaut hat.

Doch zum Schluß möchte ich wieder prosaischer werden und einen kritischen Blick auf die Zukunft der Industriemuseen werfen. Einmal etablierte Institutionen sind in der Regel langlebig - aber was läßt sich jenseits dieser Binsenweisheit über Chancen und Zukunft dieser Museen sagen?

Die Frage läßt sich am wahrscheinlichsten beantworten, wenn man nach derjenigen ihrer Funktionen suchen wird, die am ehesten unverzichtbar erscheint. Nach der offiziellen Definition des International Council of Museums (ICOM) ist ein Museum „a non-profit making, permanent institution in the services of society and its development, and open to the public, which acquires, conserves, researches, communicates, and exhibits, for purposes of study, education and enjoyment, material evidence of man and his environment“.<sup>21)</sup>

Zunächst bleibt die Aufgabe des „Bewahrens“ und „Konservierens“ der zentrale Bestandteil eines Museums. Viele andere Aufgaben, die an das Museum gebunden sein können, wie Vermittlung von Werten und Normen, Unterhaltung oder Vermittlung von Wissen, werden auch von anderen, oft konkurrierenden Kulturinstitutionen geleistet. Das Museum bleibt zunächst einmal „eine Rettungsanstalt kultureller Reste“ (Lübbe), die im Evolutionsprozeß als funktionslos ausselektiert wurden.<sup>22)</sup> Aber es werden immer mehr Dinge funktionslos und Konservieren ist eine teure Angelegenheit, die nicht endlos finanziert werden kann.

Historisierung und Musealisierung sind die Komplementärphänomene der Modernisierung. Somit sind Museen selbst eine abhängige Variable im Prozeß des Veraltens, der mit dem Prozeß der Industrialisierung in eine rapide Beschleunigungsphase getreten ist. Unsere Industrie veraltet schneller als soziale Verhaltensweisen oder Werte und Normen. Die im Vergleich zu anderen Museen starke Zunahme der Technik- und Industriemuseen seit den 1970er Jahren mag aus diesem Umstand heraus zu erklären sein. Während Kunstmuseen dem „Fluch“ des Veraltens durch das ausschließliche Konservieren von „Klassi-

kern“ zu entgehen hoffen, erweist sich diese Lösungsform für Technik- und Industriemuseen als weit- aus schwieriger.

Das Rheinische Industriemuseum mit seinen Außenstellen will dieser Problematik zunächst einmal durch die generelle Thematisierung von „Desindustrialisierung“ begegnen, also den Prozeß des beschleunigten Wandels selbst zum Thema machen. Dies soll nicht nur in Ausstellungen, sondern auch in Form von Kolloquien, Vorträgen und anderen Veranstaltungen geschehen. Damit wird auch deutlich, daß wir über die oben beschriebene traditionelle Rolle des Museums hinausgehen möchten. Der Förderverein des Industriemuseums Cromford unterstützt mit seiner Vortragsreihe diese thematische Ausrichtung des Museums. Da Desindustrialisierungsprozesse eher zu- als abnehmen, wird - so makaber es klingt - das Industriemuseum aktuell bleiben.

Das allein aber wäre ein zu deprimierender Ausklang. Ich möchte zum Schluß noch eine wichtige soziale Funktion von Museen hervorheben. Sie können viel zur Kompensation des beschleunigten Fortschritts beitragen. Die Veränderungsgeschwindigkeit ist mittlerweile derart, daß sie eine anthropologische Größe überschritten hat, daß ein Mensch nach ein paar Jahren Abwesenheit die Kirche in seinem Dorf oder seinen alten Arbeitsplatz nicht wiedererkennt. Vertrautheit ist für das positive Lebensgefühl des Menschen eine elementare Größe. Ein Industriemuseum, das sich zur Aufgabe gesetzt hat, ein Stück Arbeitswelt zu konservieren oder hilft, diesen Prozeß zu verstehen, leistet einen wichtigen Beitrag, entweder diese Vertrautheit wiederherzustellen oder den gesellschaftlichen Wandel aktiv zu begleiten.

Dr. Eckhard Bolenz

21) zit. n. Hudson, K., Museums for the 1980s. A Survey of World Trends, With a foreword by G.H. Riviere, Paris/London 1977, S. 1

22) Lübbe, H., Der Fortschritt und das Museum, S. 25, In: Die Aufdringlichkeit der Geschichte, Herausforderungen der Moderne vom Historismus bis zum Nationalismus, Graz/Wien/Köln 1989, S. 13 - 29.

# Sophie Brügelmann, geb. Bredt

Eine Unternehmerwitwe und ihr wirtschaftliches Handeln im frühen 19. Jahrhundert

Dorothea Sophie Brügelmann war 76 Jahre alt geworden, als sie im Jahr 1851 starb. 45 Jahre lang war sie Witwe gewesen, denn ihren Ehemann, Johann Gottfried Brügelmann jun., hatte sie bereits 1808, nachdem er an einem „Fieber“ erkrankt war, zu Grabe tragen müssen. Nun mußte sie das Unternehmen gemeinsam mit ihrem Schwager für ihre drei zu diesem Zeitpunkt noch unmündigen Kinder Charlotte, Julius und Moritz weiterführen.<sup>1)</sup>

Da sie aus einer alteingesessenen Wuppertaler Kaufmannsfamilie namens Bredt stammte, waren ihr geschäftliche Dinge sicherlich nicht fremd.<sup>2)</sup> Im Stadtarchiv Ratingen befinden sich Dokumente, die dies belegen. Daneben sind einige wenige Aufzeichnungen überliefert, die persönlicher Natur sind und in Zusammenhang mit dem Tode ihres ältesten Sohnes Julius im Jahr 1830 entstanden.

Ich möchte im folgenden zunächst auf einige Aspekte ihres wirtschaftlichen Handelns eingehen, die sich ihrem Briefkopierbuch, das den Zeitraum von 1816 bis 1824 umfaßt, entnehmen lassen, und abschließend auf den Tod des Sohnes zu sprechen kommen. Eine detaillierte Analyse des Briefkopierbuches, in welchem Dorothea Sophies Geschäftskorrespondenz sozusagen als Durchschrift vorliegt, kann hier nicht geleistet werden. Dies muß einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben. Ich möchte hier nur einige Punkte beispielhaft herausgreifen, die nicht zuletzt für die Stadtgeschichte Ratingens von Bedeutung sind.<sup>3)</sup>

Das Briefkopierbuch enthält eine Vielzahl von Einträgen, die Pachtangelegenheiten und Wertpapiergeschäfte betreffen, daneben die Buchführung über besondere Lebensmittelankäufe, die zur Führung des Haushalts auf Haus Cromford benötigt wurden und in seltenen Fällen auch Vermerke über Geschäftsbeziehungen, die direkt das Unternehmen, die Baumwollspinnerei, angehen.

Daß die meisten Eintragungen

des Briefkopierbuches die Pachtverwaltung und -einnahmen landwirtschaftlicher Güter im Raum Ratingen-Angermund-Duisburg betreffen, ist kein Zufall. So begegnet uns häufig das Gut Rimberg in der Huckinger Mark, nördlich von Heltorf, oder Böckum, ein ehemaliger Rittersitz bei Huckingen. So muß es auch nicht verwundern, daß immer wieder Angelegenheiten zur Sprache kommen, die die Marken des hiesigen Raumes betreffen, z. B. die Reinigung der Anger, die Holznutzung oder die Schafstrift. Schon der Firmengründer Johann Gottfried Brügelmann hatte am Ende des 18. Jahrhunderts gezielt Güter und Rittersitze im Raum Ratingen-Angermund aufgekauft mit dem Ziel, seinen Besitz zu arrondieren und sich Nutzungsrechte an den „Gemeinheiten“, wie die Marken auch genannt wurden, zu erwerben, nicht zuletzt, um sich neue Gewerbeflächen für industrielle Unternehmungen zu erschließen. Das



Dorothea Sophie Brügelmann, geb. Bredt (1775 - 1851)

Cromford-Gelände selbst ist hierfür ein gutes Beispiel, das Brügelmann zunächst in Erbpacht von den Grafen von Spee erworben



Einband des Briefkopierbuches von Dorothea Sophie Brügelmann. Es befindet sich im Stadtarchiv Ratingen

1) Vgl. Stadtmuseum/Stadtarchiv Ratingen (Hg.), Die Macht der Maschine. 200 Jahre Cromford-Ratingen, S. 239 f.

2) Vgl. Gabriele Harzheim, Brügelmanns Geschäftsverbindungen zum Wuppertal, in: Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum (Hg.), „Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen...“. Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783-1977, Köln 1991, S. 264-271, S. 268 ff.

3) Vgl. Stadtarchiv Ratingen (= StA Rtg) NK 1-77. Im Auftrag des Rheinischen Industriemuseums wurde eine vollständige Transkription von Andreas Krämer und Irene Rumpler angefertigt, die als ungedrucktes Manuskript im Stadtarchiv Ratingen und im Rheinischen Industriemuseum, Außenstelle Ratingen, einsehbar ist und eine hervorragende Basis für weitere Forschungen bietet.

hatte und wenig später kaufen konnte.<sup>4)</sup> Für Dorothea Sophie Brügelmann, seine Schwiegertochter, muß der Ankauf und Besitz von Grund und Boden ebenfalls als eine Vermögensanlage angesehen werden, denn ein solches finanzielles Engagement war sicherlich weniger risikoreich als die alleinige Investition im industriell-gewerblichen Sektor. Durch die Verpachtung des Besitzes wurden regelmäßige Einnahmen erzielt, und das Vermögen war sicher angelegt, so daß es auch den Enkelkindern des Firmengründers zugute kommen konnte, was nach dem frühen Tod des Vaters nicht unwichtig war.

Im Jahr 1820 beabsichtigte Dorothea Sophie Brügelmann, den nahe der Stadt Ratingen gelegenen Hof Klein Schimmers zu erwerben, der bereits im Ratinger Stadtbuch von 1425 erwähnt ist und dort auch der „hoff zu Duyssburch“, also „Duisburger Hof“ heißt. Dieser befand sich in unmittelbarer Nähe des heute noch existierenden Schimmershofes, der im Gewerbegebiet Tiefenbroich liegt, sowie der „Schimmersmühle“, die für die Stadt Ratingen zeitweise so wichtig war.<sup>5)</sup> Am 12. Januar 1820 schrieb Dorothea Sophie Brügelmann an die damaligen Besitzer von Klein Schimmers, die Eheleute Hellrath:

„Da Sie von mir ein festes Gebot auf Ihr Gut Klein Schimmers wünschen, so habe ich heute mit meinem Schwager dem Herrn Kommerzienrath Brügelmann nochmals darüber mich unterredet und in Folge dieser Unterhaltung will ich für das ganze Gut... Reichsthaler 6000 in grob Courant geben. Sie überliefern das Gut primo May, die itzt im Felde sich befindende Wintersaat ärndten (sic!) Sie, dagegen fange ich mit der diesjährigen Sommersaat an. Sie bezahlen aus diesem Grunde von den Steuern, Abgaben und stehenden Renten zwey Drittel und ich das letzte Drittel... In der Scheune können Sie die diesjährigen Winterfrüchte einfahren und ausdreschen, das Stroh und Kaaf (= Spreu, E. M.) bleibt wie gebräuchlich, beim Gut. Wenn Sie zu diesen Bedingungen und zu diesem Gebot mir Klein Schimmers erlassen wollen, so ist es mir recht. Glauben Sie aber auf

eine andere Art, dasselbe vortheilhafter verkaufen zu können, so werde ich mich darüber freuen, denn auf den Besitz lege ich keinen besonderen Werth, deswegen habe ich Ihnen auch gleich dasjenige bemerkt, was ich dafür geben will, worüber ich auch nicht hinausgehen werde.<sup>6)</sup>“

Sind zum einen für uns die Details der landwirtschaftlichen Nutzung interessant, so wird auch ersichtlich, daß die Witwe Brügelmann mit ihrem Schwager in engem Kontakt gestanden haben muß, was die wirtschaftlichen Belange der Familie betraf.<sup>7)</sup> Ihr dezidierter Ton verrät eine geschickte Verhandlungsführung in kaufmännischen Dingen, indem sie z. B. das Interesse an dem Kauf des Hofes herunterspielt, um einen ihr



Haus Böckum in Huckingen im Jahre 1940. Johann Gottfried Brügelmann hatte es noch in seinem Todesjahr 1802 gekauft. Seine Erben verkauften es zusammen mit Gut Rimberg im Jahre 1857 für 130000 Taler an den Heltorfer Schloßherrn August Wilhelm Graf von Spee

genehmen Preis zu erzielen. Nach einigem Hin und Her ging der Hof an Dorothea Sophie Brügelmann über, die ihn dann an einen Pächter vergab. Am 27. März 1821 schrieb sie an den Landmesser Schrievers in Homberg:

„An einigen Stücker von meinem Klein Schimmers Gute, müßten Grenzsteine gesetzt werden hiebei wünschte ich sehr daß Sie dabei zugegen wären, ich ersuche Sie daher mir gefälligst einen Tag zu bestimmen, wann es Ihnen am gelegensten ist da ich zu dieser Berichtigung mehrere Nachbarn bestellen muß, so wird es

mir angenehm seyn, wenn sie mir einige Tage vorher sagen wann Sie kommen wollen.“<sup>8)</sup>

Sie wollte ihre Besitzungen in Ordnung haben, wovon auch weitere Korrespondenzen, Klein Schimmers betreffend, zeugen. So läßt sie verschiedene Reparaturen an dem Haus durchführen, worauf u. a. der Kauf von Backsteinen und Dachziegeln hinweist<sup>9)</sup>. Ihre Vermögensgeschäfte beschränkten sich jedoch nicht allein auf den Agrarsektor. „Frau Wittve Brügelmann, geb. Bredt“, wie sie ihre Briefe unterzeichnete, kaufte auch Wertpapiere und Anleihen ausländischer Staaten. Diese Geschäfte wickelte sie über die Firma Goll & Compe in Amsterdam ab, einer Stadt, die damals noch immer ein internatio-

4) Vgl. Jörg Engelbrecht, Die Familie Brügelmann als „Agrarunternehmer“ im Raum Ratingen-Angermund, in: Ratinger Forum 2, 1991, S. 56-75, S. 64 ff.

5) Vgl. dazu Joseph Schleuter (Bearb.), Ratinger Stadtbücher des 14. und 15. Jahrhunderts, Ratingen 1964, S. 52; Richard Baumann, Die Leute vom Schimmershof, Ratingen o. J., S. 7 f.

6) StARtg, NK-1-77, Bl. 153. Die Orthographie und Zeichensetzung des Originals wurden, wie auch in den folgenden Zitaten, beibehalten.

7) Von Jacob Wilhelm Brügelmann, der 1826 starb, liegt ebenfalls ein Briefkopierbuch im Stadtarchiv, das allerdings lediglich den Zeitraum von 1814 bis 1816 umfaßt. Vgl. StA Rtg, NK 1-76.

8) StA Rtg, NK 1-77, Bl. 211

9) Vgl. STA Rtg, NK 1-77, Bl. 274

nales Wirtschaftszentrum war. So schreibt Frau Brügelmann am 30. Januar 1822 nach Amsterdam: „Hiermit nehme ich mir die Freiheit, Sie höflichst zu ersuchen, die am 31. December vergangenen Jahres von meinen bei Ihnen liegenden 8 russischen Obligationen fällig gewordenen Zinsen, für mich einzuziehen und mir vom geschehenen gütigst benachrichtigen zu lassen.“<sup>10)</sup> Im April 1822 wandte sie sich an Goll & Compe in Amsterdam, die für sie eingekauften Obligationen zur Verfügung des Herrn Josef Juppen in Düsseldorf zu halten, mit dem sie zahlreiche Geldgeschäfte abwickelte, und merkt an: „So viel mir hier bekannt ist, wird der Krieg mit den Türken bestimmt ausbrechen wodurch die Effecten ohne allen Zweifel noch bedeutend gedrückt werden“<sup>11)</sup>. Selbst wenn man berücksichtigt, daß ihr ältester Sohn Julius inzwischen 16 Jahre alt war und ihr Schwager oder andere Verwandte ihr möglicherweise zur Seite standen, um sie zu beraten, so gewinnt man doch den Eindruck, daß sie gut über wirtschaftliche Entwicklungen informiert war und in ihren Vermögensangelegenheiten sehr geschickt und vorausschauend agierte. Zudem muß sie eine Frau gewesen sein, die sehr genau wußte, was sie wollte. Stellte sie neues Personal ein, so beschrieb sie von vorneherein sehr genau, welche Arbeiten zu verrichten waren und welches Entgelt in bar und in Sachwerten dafür geleistet wurde. Sicherlich stand die Absicht dahinter, erst gar keine Ärgernisse zuzulassen, die aus möglichen Mißverständnissen herrühren konnten. Im Juni 1821 suchte Dorothea Sophie Brügelmann einen Kutscher. Für diese Tätigkeit interessierte sich ein Herr Köster, der möglicherweise aus Elberfeld stammte, denn ihre Zusage richtete sie, offenbar an eine Mittelsperson, dorthin.

„Inliegend nehme ich mir die Freiheit Ihnen die Bedingungen unter welchen ich den bewussten Mann als Kutscher anzunehmen willens bin zu überreichen. Sie verbinden mich deshalb sehr, wenn Sie ihn gütigst damit bekannt machen wollen, wobei ich Sie freundlichst bitte, ihm zu bemerken, daß der Kutscher des Herrn Commerzienrath keine Haus- und

Gartenarbeit verrichtet, ich aber dies von dem meinigen verlange, weil bei meinen beiden Pferden und dem wenig fahren Zeit genug dazu übrig bleibt. Außerdem muß er sich gut und brav betragen, sich vor allem vor dem Trinken hüten, weil ich mich ihm ganz anvertrauen müßte, würde ich aber finden, daß er betrunken wäre, so kündigte ich ihm gleich den Dienst auf. Entschuldigen Sie bitte die viele Mühe, welche ich Ihnen hierdurch verursache, zu allen Gegendiensten stehe ich jederzeit bereit. Bedingungen, zu welchen ich den Köster zum Kutscher annehmen will. Muß derselbe alle Arbeiten die im Stall vorkommen, keine ausgenommen, verrichten, die Wagen im Geschirre allein, ohne andere Hülfe, putzen schmieren und im guten Stande erhalten, da wo etwas mangelhaftes gefunden wird, dieses gleich anzeigen. Außer daß er mit dem Wagen fährt, ist er verbunden, auch alle sonstigen Fuhren, in sowohl, als außerhalb Cromford, ein oder zwei spännig, wie sich dieses machen wird zu thun. Weil ich aber wenig ausfahre, auch nicht viel sonstiges Fuhrwerk zu verrichten habe so behalte ich mir besonders vor, daß derselbe, die übrige Zeit, zu allen vorkommenden Haus, Gartenarbeiten, zu thun sich verbindlich machen muß. Zu Haus Arbeiten rechne ich aufwarten am Tisch, Kleider ausklopfen, beiholen, Holz klein machen und dergleichen. Die Garten Arbeiten geschehen unter der Leitung des Gärtners. Für diese Dienste gebe ich, einen jährlichen Gehalt von Reichsthalern 48,- für Kostgeld täglich 24 Stüber, ist er auswärtig, so zahle ich für Frühstück, Mittag und Abendessen zusammen 24 Stüber, wenn er nemlich einen ganzen Tag und Nacht abwesend, ist er nur des Nachmittags und die Nacht von hier, so empfängt er nur 16 Stüber, nemlich für abendessen und Frühstück würde er des Morgens von hier fahren und am Abend zurück kommen so vergüte ich 8 Stüber für Mittagessen, fährt er aber des Morgens von hier, und kömmt des abends wieder, so wird ihm dafür nichts vergütet. Ausser diesem Gelde empfängt er jährlich einen Rock, Hose Weste Unterhose, ein Paar Stiefeln und einen Hut, ferner eine freie Wohnung und Garten.“<sup>12)</sup>

Die Ansprüche, die sie an einen Kutscher stellte, waren insofern hoch, als er noch zahlreiche andere Arbeiten in Haus und Garten zu verrichten hatte, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Regel bereits allein dem weiblichen, häuslichen Dienstpersonal oblagen. Der Kutscher des „Herrn Commerzienraths“, damit war wohl ihr Schwager gemeint, mußte dies jedenfalls nicht und hatte es in dieser Hinsicht wohl besser; andererseits waren die vielfältigen Aufgaben für den Kutscher der Frau Brügelmann wesentlich vielseitiger und damit anspruchsvoller, ja, es handelte sich geradezu um eine Vertrauensstellung. Neben einer gehörigen Portion Pragmatismus schlägt hier bei Dorothea Sophie Brügelmann eine als protestantisch zu bezeichnende Einstellung durch, die sich etwa in ihrer Haltung gegenüber dem Thema „Trinken“ erkennen läßt.<sup>13)</sup> Sie engagierte sich auch in sozialem, christlichem Handeln, denn sie unterstützte einen Taubstummen namens Ruhrmann, für den sie am 15. Oktober 1821 an den Ratinger Pastor Petersen das Kostgeld für ein halbes Jahr sowie für den gleichen Zeitraum Unterrichtsgeld überwies.<sup>14)</sup>

Das Briefkopierbuch gibt Aufschluß über säumige Zahler, die zwar auf Verständnis der Witwe Brügelmann hoffen konnten, dies aber nicht unbegrenzt voraussetzen durften. So hatte die Witwe Buchmüller vom Heiderhof in Tiefenbroich ihre Zinsen für die Pacht längere Zeit nicht bezahlt und bot an, dafür den ganzen Sommer hindurch Butter nach Cromford zu liefern. Frau Brügelmann zeigte sich damit einver-

10) StA Rtg, NK 1-77, Bl. 261

11) StA Rtg, NK 1-77, Bl. 267

12) StA Rtg, NK-77, Bl. 230-232. Zum Dienstpersonal vgl. Heidi Müller, Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten, Berlin 1981, insbes. S. 29-33.

13) Zu Johann Gottfried Brügelmann und den Wuppertaler Unterkreisen vgl. Eckard Bolenz, Johann Gottfried Brügelmann, ein rheinischer Unternehmer zu Beginn der Industrialisierung und seine bürgerliche Lebenswelt, Köln 1933, insbes. S. 34 ff.

14) Vgl. StA Rtg, NK 1-77, Bl. 246

standen, wenn alle Absprachen genau eingehalten würden und sie die Butter möge: „Von der mir angebotenen Butter wollen Sie mir ein Pfund zur Probe schicken, gefällt sie mir, so will ich bestimmen wie viel ich wöchentlich gebrauchte.“<sup>15)</sup> Die Regelung funktionierte jedoch nicht, und so ließ die Witwe Brügelmann im nächsten Frühjahr mitteilen: „...so werde ich Euch die verfallenen Zinsen einklagen und das Kapital durch den Gerichtsexekutor Strasser aufkündigen lassen.“<sup>16)</sup>

Sie selbst gönnte sich offensichtlich keinen allzu großen Luxus, traut man den Zeugnissen des Briefkopierbuches. Ganz selten finden sich Eintragungen über Käufe, die über die Nahrungsmittel des täglichen Bedarfs hinausgehen. Geradezu bescheiden bestellte sie im März 1821 geringe Mengen an Spezereien, die zwar etwas Besonderes waren, jedoch wirklich nicht als Verschwendung bezeichnet werden können: „Sardellen, Capern, Citronenspäne, gebrannte Mandeln, Chocolate, weiße überzuckerte Mandeln, überzuckerten Anis, Pfeffernüsse, Pfeffermünz, Küchelchen, Gewürtz Bisquit“ - all diese Dinge hatte sie bei ihrem Schwager Jacob Wilhelm gesehen - „und sie haben meinen Beifall gefunden“, wie sie schreibt.<sup>17)</sup>

Wenn auch Dorothea Sophie Brügelmann eine erfolgreiche Unternehmerwitwe und eine starke Persönlichkeit war, so blieb sie doch von Schicksalsschlägen nicht verschont. Erreichte ihr Sohn Moritz, 1808 geboren, das Alter von 71 Jahren, tatsächlich das Cromforder Unternehmen tatkräftig führend, so starb der ältere, 1806 geborene Sohn bereits mit 24 Jahren. Das einzige persönliche Zeugnis, das sich im Ratinger Stadtarchiv von Dorothea Sophie Brügelmann befindet, ist die Todesanzeige für ihren Sohn und eine Niederschrift der Begleitumstände. Julius hatte sich im Beisein des Gärtners seiner Mutter auf Jagd an der Anger in der Nähe Ratingens befunden. Er hatte eine wilde Ente geschossen, die in den Fluß gefallen war, und sein Hund sollte sie apportieren, wollte dies jedoch nicht, weshalb er ihn ins Wasser warf und ihm mit dem Kolben des gela-



Die Anger bei Cromford (im heutigen Poensgen-Park). Aufnahme aus den 30er Jahren

denen Gewehres, an welchem der Hahn gespannt war, auf den Kopf stieß, damit er nicht unverrichteter Dinge wieder herauskomme. Dabei löste sich ein Schuß und traf Julius Brügelmann tödlich.

Unter großer Anteilnahme der Ratinger Bevölkerung wurde er beerdigt. Er habe sich durch die „Erweiterung und Vervollkommnung des bedeutenden Fabrikgeschäfts“ ausgezeichnet und damit den „Wohlstand der Gegend“ befördert, heißt es. Hunderte von Menschen säumten den Leichenzug, und die Geistlichen beider Konfessionen, die städtischen

Beamten und die St. Sebastiani-Bruderschaft mit ihren Fahnen nahmen daran ebenso teil wie „die Jünglinge der Stadt“ und die Schuljugend. Dorothea Sophie Brügelmann schrieb in der Todesanzeige:

„Mit blutendem Herzen stehe ich an dem Sarge meines lieben Sohnes Julius Brügelmann. Er starb während meiner Abwesenheit am 17. Januar mitten in der Blüthe seines Lebens, bald 24 Jahre alt. Sein eigenes Gewehr, welches sich auf der Jagd unerwartet entladete, traf ihn in der Brust und tötete ihn auf der Stelle. Er verschied ohne Schmerzen. Für meine Schmerzen habe ich keine Worte, aber meine Seele ist still, und unter Thränen hofft sie auf Gott und ein seliges Wiedersehen. Ich habe einen guten Sohn verloren, dem es Freude war, seine Mutter zu lieben und zu erfreuen. Was er als Mensch war, wissen alle, die ihn kannten“.<sup>18)</sup>

Noch 21 Jahre überlebte Dorothea Sophie Brügelmann ihren ältesten Sohn Julius. Im Stadtarchiv sind keine weiteren Nachrichten über sie vorhanden.

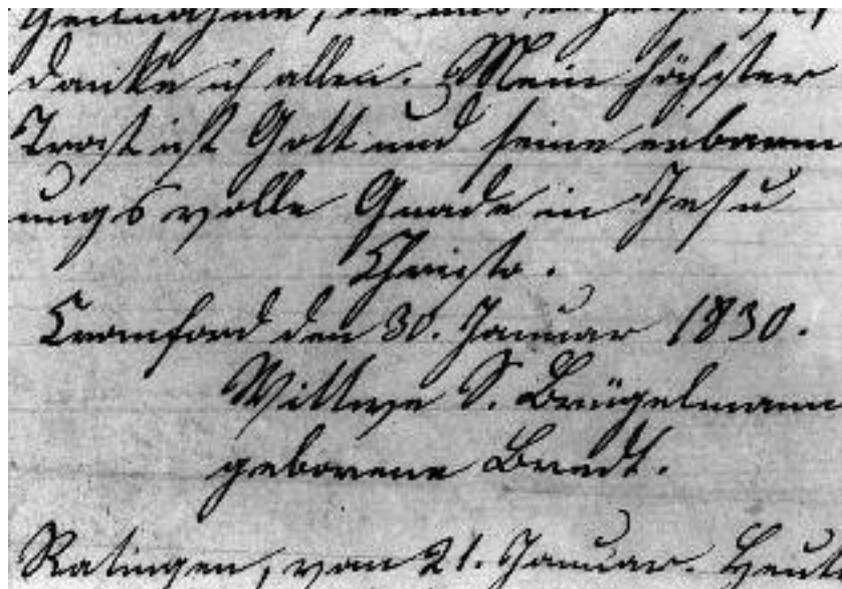
Dr. Erika Münster

15) StA Rtg, NK 1-77, Bl. 157

16) ebd., Bl. 218

17) NK 1-77, B. 211

18) StA Rtg, NK 1-78



Aus der Todesanzeige Dorothea Sophie Brügelmanns für ihren durch einen Jagdunfall gestorbenen Sohn Julius Brügelmann (1806 - 1830)

# Moritz Brügelmann und Cromford um die Mitte des 19. Jahrhunderts

„Wegen der Weberey wartete ich, wie gesagt, auf die Erfolge des jungen Brügelmann, dieser hat sich leider am Samstag aus Unvorsichtigkeit auf der Jagd erschossen!“<sup>1)</sup> Mit diesem lapidaren Satz kommentierte Friedrich Harkort von den Mechanischen Werkstätten in Wetter im Januar 1830 den Tod seines Geschäftsfreundes Julius Brügelmann. Bis zu diesem folgenschweren Jagdunfall war Julius Brügelmann als ältester Sohn von Sophie und Johann Gottfried Brügelmann jun. der Geschäftsführer des Familienunternehmens in Cromford. Mit dem Tod seines Bruders rückte nun der jüngere Sohn, Moritz, im Alter von 21 Jahren an die Stelle des männlichen Erben der Baumwollfabrik. Überrascht von den Ereignissen eilte Moritz von einem



Moritz Brügelmann  
(1808 - 1879)

„Seeplatz in Holland“<sup>2)</sup> zurück in die Heimat. So beginnt die Karriere von Moritz Brügelmann, der sich bis zu seinem Tod am 6. Januar 1879 den Titel „zweiter Gründer Cromfords“ verdiente. Eine Anspielung auf seinen Großvater Johann Gottfried Brügelmann, der als Gründer der ersten mechanischen Baumwollspinnerei außerhalb Englands gefeiert wird. Geboren am 24. April 1808, erlebte Moritz die grundlegende wirtschaftliche und politische Veränderung Deutschlands und speziell des Bergischen

Landes. Als nach dem endgültigen Sturz Napoleons 1815 die politische Neuordnung Europas anstand, wurden die linksrheinischen ehemals französischen Departements und das rechtsrheinische Großherzogtum Berg dem Königreich Preußen zugeschlagen. Zunächst vertraten die Wirtschaftsexperten der preußischen Regierung die Ansicht, daß sich Handel und Gewerbe am besten ohne staatliche Einflußnahme entwickeln würden. Doch vor allem die rheinische Wirtschaft hatte Schwierigkeiten bei der Umstellung vom französischen Wirtschaftsprotektionismus zum preußischen Wirtschaftsliberalismus. Erst in den 1820er Jahren erkannte die preußische Regierung, daß die wirtschaftliche Entwicklung Preußens einer gezielten Wirtschaftsförderung bedurfte. Um den Anschluß an die Industrialisierung, die in England schon viel weiter fortgeschritten war, nicht zu verpassen, ging man daran, die gesamte wirtschaftliche Infrastruktur zu verbessern. So schuf Preußen, um nur einige wesentliche Beispiele zu nennen, ein einheitliches Münz- und Zollsystem und förderte die Verbreitung technischer Kenntnisse. 1834 schließlich schlossen sich unter Ausschluß Österreichs und unter Führung Preußens die meisten deutschen Staaten zum Deutschen Zollverein zusammen. Auf dem Gebiet des Zollvereins gab es nun keine Zollschranken mehr, der Handelsverkehr wurde spürbar erleichtert. Als dann ein Jahr später - 1835 - die erste Eisenbahnlinie Deutschlands in Betrieb genommen wurde, sahen auch die rheinischen Unternehmer die Voraussetzungen für eine andauernde und immer schneller werdende Industrialisierung geschaffen.

Diese einschneidende Veränderung Deutschlands ging auch an der Familie Brügelmann nicht spurlos vorbei. Als Johann Gottfried im späten 18. Jahrhundert die wohlmöglichste Fabrik auf dem Kontinent gründete, da hatte

er diese Leistung als Kaufmann vollbracht, der neben dem Betrieb der Fabrik allerlei andere Geschäfte tätigte. Als sein Enkel ungefähr ein halbes Jahrhundert später das Familienunternehmen übernahm, konzentrierte dieser sich allein auf den Ausbau und die Modernisierung seiner Baumwollfabrik. Die in den beiden vorangegangenen Cromforder Generationen üblichen Geldgeschäfte und den Handel mit den unterschiedlichsten Waren gab Moritz Brügelmann auf.<sup>3)</sup> Aus der Kaufmannsfamilie wurde eine typische Industriellenfamilie des 19. Jahrhunderts. Diese Entwicklung begann beim Großvater Johann Gottfried und vollendete sich im Enkel Moritz. Sowohl am Beispiel dessen Familienlebens als auch an dessen Unternehmenspolitik läßt sich dies verfolgen.

## Ausbildung und Ehe

Moritz' Mutter, Sophie Brügelmann, geb. Bredt, war aufgrund ihrer Ausbildung und ihres familiären Hintergrundes in der Lage,

- 1) Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund N18 Nr. 604 S. 170.
- 2) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD), Familienarchiv Brügelmann (FAB) 101.
- 3) So Moritz' Schwiegertochter, Caroline Brügelmann, geb. Schweddes, ca. 1900. HSTAD, FAB 101.
- 4) Moritz kümmerte sich später ebenfalls um die technische und kaufmännische Ausbildung seiner ältesten Söhne Julius und Friedrich. Vgl. z.B. den Brief des Geschäftsfreundes F. Frey von der Spinnerei Frey, Witz & Cie im Elsaß, in dem Frey Moritz Brügelmann vom Aufenthalt des „Herrn Sohnes“ in seinem Werk berichtet. HSTAD, FAB 75. Zu Frey müssen enge Kontakte bestanden haben, denn im Cromforder Nachlaß fanden sich diverse Fabrikordnungen der Elsässer Firma (heute im Stadtarchiv Ratingen aufbewahrt), die wahrscheinlich den Cromforder Fabrikordnungen als Beispiel gegolten haben. Zur Erziehung von Unternehmersonnen siehe Kocka, Jürgen: Familie, Unternehmer und Kapitalismus. An Beispielen aus der frühen Industrialisierung, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, 3/1979. S. 99 - 135. Moritz' Tochter Wilhelmine und der männliche Nachzögling Gottfried waren nicht an der Geschäftsführung der Baumwollfabrik beteiligt.

Cromford bei Düsseldorf, 1. Juli 1837

Mit Bezug auf vorstehendes Circular beehre ich mich, Ihnen anzuzeigen, daß ich das mir von meiner Mutter, Frau Sophie Brügelmann, geborne Bredt, übertragene Geschäft unter der bisherigen Firma „Joh. Gottfr. Brügelmann“ fortführen werde.

Herr Lambert Brulliot wird per Procura unterzeichnet, und ich ersuche Sie, sich dessen Unterschrift und die meinige am Fuße dieses zu bemerken.

Mit Hochachtung und Ergebenheit zeichne ich

Moritz Brügelmann

Unterschrift

von Moritz Brügelmann:

Joh. Gottfr. Brügelmann

von Lambert Brulliot:

L. Brulliot

Anzeige der Geschäftsübernahme durch Moritz Brügelmann, 1837

nach dem frühen Tod ihres Ehemannes 1808 die Geschäfte in Cromford zu leiten. Statt ihrer Tochter Charlotte eine ähnlich gute Ausbildung zu ermöglichen, bereitete Sophie Brügelmann nur noch ihre beiden Söhne auf die aktive Teilnahme am Geschäftsleben vor.<sup>4)</sup> Julius, der als ältester Sohn das Familienunternehmen übernehmen sollte, bemühte sich, das Cromforder Werk auf den technisch neuesten Stand zu bringen. Etliche Maschinenzeichnungen von der Hand Julius Brügelmanns sind heute noch erhalten.<sup>5)</sup> In einer zeitgenössischen Quelle von 1830 heißt es: „Schon seit längerer Zeit war derselbe [Julius Brügelmann] beschäftigt, die ansehnliche Baumwollspinnerei zu Cromford bei Ratingen neu einzurichten und auszudehnen ..., als der unerwartete Tod ihn wegriß.“<sup>6)</sup> Moritz schien ein stärkeres kaufmännisches Interesse gehabt zu haben. Als zweitgeborener Sohn hatte er nicht mit einer baldigen Beteiligung am Familienunternehmen gerechnet und war nach Holland gereist, um dort an einem „Seeplatz“ ein Geschäft zu gründen.<sup>7)</sup> Durch den Tod seines Bruders 1830 mußte er diesen Plan aufgeben, kam zurück nach Cromford und teilte sich ab 1831 mit seiner Mutter Sophie Brügelmann die Geschäftsführung.<sup>8)</sup> Im Juli 1837 übertrug Sophie ihrem

einzigem überlebenden Sohn ganz die Geschäftsführung<sup>9)</sup> und überschrieb ihm die Baumwollspinnerei mit sämtlichem Inventar. Das heißt jedoch nicht, daß Charlotte, Moritz' Schwester, leer ausging. Sie erbt zum gleichen Kapitalwert die Landgüter des Brügelmannschen Familienbesitzes.<sup>10)</sup> Diese Regelung war nicht ungewöhnlich. So wurde der Fortbestand der Fabrik unter Leitung des Sohnes gesichert. Charlotte Brügelmann hatte 1823 den evangelischen Geistlichen Carl Engelbert von Oven geheiratet. So ging ihr



Charlotte von Oven, geb. Brügelmann (1805 - 1875)

Teil des Erbes zur Reinvestition in die Textilbranche - einem entscheidenden Ziel der traditionellen Heiratspolitik - verloren, denn in ihrem Ehevertrag war sie eine Gütergemeinschaft mit ihrem Mann eingegangen.<sup>11)</sup> In den überlieferten Cromforder Quellen wird Charlotte in keinem Zusammenhang mit den Geschäften in Cromford erwähnt.

Moritz hatte im Oktober 1830 - noch im Todesjahr seines älteren Bruders Wilhelmine „Minna“ Wille, die Tochter eines Oberbergrates aus Dortmund geheiratet.<sup>12)</sup> Es läßt sich nicht klären, ob seine Verheiratung notwendig wurde, damit er als situiertes Familienoberhaupt die Firma mitleiten konnte<sup>13)</sup>, und ob die Heirat eine Liebesheirat war. Doch welche Vorteile hätte Moritz gerade in dieser Verbindung sehen können? Vielleicht hatte Moritz 1830 schon die Zeichen der Zeit erkannt und hielt eine Verbindung zum Bergbau im Ruhrgebiet für sehr nützlich.

5) Sie befinden sich im Stadtarchiv Ratingen.

6) Zitiert nach: Kermann, Joachim: Die Manufakturen im Rheinland 1750 - 1833, (Rheinisches Archiv 82) Bonn 1972, S. 663 - 664. Vgl. auch den Briefwechsel zwischen Cromford und den Mechanischen Werkstätten in Wetter (Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund FI Nr. 1051), aus denen das lebhafteste Interesse Julius' am Maschinenbau hervorgeht.

7) HSTAD, FAB 101.

8) HSTAD, FAB 26.

9) HSTAD, FAB 26.

10) HSTAD, FAB 115.

11) Ehevertrag Carl Engelbert v. Oven/Charlotte Brügelmann: HSTAD, Außenstelle Kalkum 1110 Rep. 2235 (Notar Schorn). Zur traditionellen Heiratspolitik der Wuppertaler Textilunternehmer, siehe: Löther, Andrea: Familie und Unternehmer. Dargestellt am Beispiel der Wuppertaler Textilunternehmer während der Frühindustrialisierung bis 1870, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 4/1991, S. 217 - 244. Und: Boch, Rudolf: Grenzenloses Wachstum? Das Rheinische Wirtschaftsbürgertum und seine Industrialisierungsdebatte 1814 - 1857 (Bürgertum/Beiträge zur europäischen Wirtschaftsgeschichte 3) Göttingen 1991, S. 41- 46.

12) HSTAD, FAB 101 und FAB 9 (Personalstandspapiere Moritz Brügelmann).

13) Vgl. Löther, S. 225: Fast die Hälfte der Wuppertaler Textilunternehmer heiratete im Jahr oder ein Jahr nach Teilhabschaft eines Unternehmens.

Wenn sich auch erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts das Ruhrgebiet zu einer der wichtigsten Wirtschaftsregionen Deutschlands entwickelte und sich dort ein enormes Kapital konzentrierte, so läßt sich aus seiner ehelichen Verbindung mit der Familie des Oberbergrats Wille wohlmöglich Moritz' Wunsch erkennen, sich von einer alleinigen Konzentration auf die Textilbranche zu lösen.<sup>14)</sup> Wahrscheinlich erlangte Moritz auch keinen finanziellen Vorteil durch die Heirat, schloß der Ehevertrag der Brautleute doch, im Gegensatz zu dem der Schwester, eine Gütergemeinschaft aus. Wilhelmines vorehelicher Besitz blieb ihr Eigentum<sup>15)</sup>.

Da Wilhelmine nicht aus einer Kaufmannsfamilie stammte, ist es eher unwahrscheinlich, daß sie ihrem Mann bei der Führung des Geschäftes zur Seite stehen konnte und dafür eine adäquate Ausbildung besaß. Im Familienarchiv Brügelmann findet sie kaum Erwähnung. Man muß davon ausgehen, daß sie nichts mit den geschäftlichen Aktivitäten in Cromford zu tun hatte. Dies wurde von „Minna“ auch nicht mehr verlangt, ganz im Sinne der sich im 19. Jahrhundert verändernden bürgerlichen Familienstrukturen, bei denen sich die Bereiche Arbeit und Wohnen, Öffentlichkeit und Privatheit trennten. Der Mann war nun zuständig für den außerhäuslichen Gelderwerb, die Frau für die Führung des Haushaltes und die Erziehung der Kinder. Spätestens 1863 trennten sich für die Brügelmanns auch räumlich die weibliche von der männlichen Einflußsphäre, denn dann verlegten Moritz und sein ältester Sohn Julius ihren Wohnsitz und das Büro nach Düsseldorf. Das Zentrum des Geschäfts, die Produktionsstätte, blieb in Cromford, so daß die Männer regelmäßig zwischen Düsseldorf und der Fabrik pendelten. Der ebenfalls an der Geschäftsführung beteiligte Sohn Friedrich blieb in Cromford wohnen. Eine konsequente Trennung von Arbeit und Wohnen erwies sich für die Familie Brügelmann wohl nicht als praktikabel, denn nur wenige Jahre später zog Julius zurück nach Cromford. Und Ende des 19. Jahrhunderts wurde sogar das Büro zurück in die nächste Nähe der Fabrik gelegt.<sup>16)</sup>



Jenseits der Mülheimer Straße wurde die Anger zum Cromforder Fabrikteich aufgestaut. Ansichtskarte um 1910

Innerhalb der 50 Jahre, die von der Gründung Cromfords durch Johann Gottfried bis zur Übernahme des Werkes durch seinen Enkel Moritz verstrichen waren, änderte sich die Struktur der Familie Brügelmann grundlegend. Die Beteiligung der Frauen am Gewerbsleben, wie es noch für Sophie Brügelmann als eine im Geiste der frühen Neuzeit erzogene Kaufmannsgattin üblich war, war nicht mehr erwünscht. Spätestens durch den Umzug nach Düsseldorf hatte das Familienleben wahrscheinlich nicht mehr viel mit dem Geschäftsleben zu tun. Zudem scheint es, daß die dritte Cromforder Generation nicht mehr die traditionell durch Familienbande gestärkten geschäftlichen Kontakte ins Wuppertal benötigte, um Geschäfts-

kapital zu mobilisieren.<sup>17)</sup> Leider ließ sich aufgrund fehlender Quellen nicht klären, wie Moritz an das Kapital für die notwendige Modernisierung seiner Firma gekommen ist.<sup>18)</sup> Eine Beteiligung der Banken an der Industriefinanzierung läßt sich erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts feststellen.

## Die zweite Gründung Cromfords

In den ersten fünfzig Jahren der Brügelmannschen Baumwollspinnerei hatten sich erst wenige Fabriken etabliert. Seit den 1830er Jahren begann sich die Industrialisierung in einigen Regionen durchzusetzen. Das Bergische Land gehörte dazu. Auch in Cromford reagierte man auf die Veränderung der Produkti-

14) 16 Jahre später, 1846, interessierte sich Moritz noch einmal für den Bergbau. Zusammen mit seinem Vetter Wilhelm Brügelmann aus Obercromford erwarb er die Schürfrechte in einem Distrikt des Bergamtes Essen. Die Vettern erhofften sich, dort auf ein Steinkohleflöz zu stoßen. Nach ein paar Jahren wurde deutlich, daß das Unternehmen ohne Ergebnis sein würde und zunächst Moritz, später dann auch Wilhelm, zogen sich aus dieser Pleite zurück. Vgl. Gräfliches von Spee'sches Archiv, Schloß Heltorf, Aktenbestand R 22,6. Siehe auch HSTAD, FAB 31.

15) HSTAD, Außenstelle Kalkum Rep. 2241 No. 20 (Notar Schorn). Zur Bedeutung des Kapitals, welches üblicherweise die Unternehmergattinnen in die Ehe einbrachten, vgl. Kocka, a.a.O.

16) HSTAD, FAB 9, 35. Vgl. auch der Eintrag „Düsseldorf“ in der Gemmert - Kartei des Rheinischen Industriemuseums Ratingen.

17) Vgl. Löther, a.a.O.

18) Als 1837 Sophie Brügelmann ihr Vermögen zu gleichen Teilen unter ihren Kindern aufteilte, erben beide ein Vermögen von knapp 100.000 Talern HSTAD, FAB 115. Laut Gemmert, Franz Josef: Die Entwicklung der ältesten kontinentalen Spinnerei. Eine betriebswirtschaftlich - historische Untersuchung, Leipzig 1927, Anmerkung 47, hinterließ Moritz bei seinem Tod 1.200.000 Taler. Demnach hätte er in gut vierzig Jahren das Vermögen der Firma Brügelmann um das 12fache gesteigert. Otto Brügelmann jedoch, dessen Unterlagen zur Familienforschung im Rheinischen Wirtschaftsarchiv in Köln gesammelt sind (36 -87 - 1), beziffert den Nachlaß von Moritz auf 1.138.855 Mark, die ab 1873 geltende Reichswährung. Demnach hätte sich das Vermögen nur knapp vervierfacht (3 Mark = 1 Taler). Klare Angaben zur finanziellen Situation der Baumwollfabrik fehlen.

onsverhältnisse. In der Baumwollfabrik wurde die Spinnerei allmählich auf leistungsfähigere Feinspinnmaschinen, die Mules, umgestellt. Die alten, noch von Johann Gottfried Brügelmann unter vielen Mühen eingeführten Water Frames hatten ausgedient.<sup>19)</sup> Der erhöhte Energiebedarf wurde 1837 durch die Installation eines neuen Wasserrades an der südlichen Außenwand der Hohen Fabrik gewährleistet. Dieses Rad war nach dem neuesten Stand der Technik aus Eisen gebaut und wurde von Zeitgenossen als „kolossal“ empfunden.<sup>20)</sup> Es lief in einem von der Anger abgezweigten Wassergraben der ehemaligen, von Brügelmann 1783 übernommenen Mühle und ersetzte das innenliegende hölzerne Wasserrad. An dessen Stelle konnten nun im Erdgeschoß der Fabrik weitere Maschinen aufgestellt werden. Doch auch das neue Wasserrad änderte nichts an den Schwierigkeiten, welche die Energiegewinnung aus Wasser mit sich brachte. Im Winter ließ die Vereisung der Wassergräben und des Rades die Maschinen stillstehen, im Sommer fielen bis zu fünfzig Arbeitstage aufgrund von Wassermangel aus.<sup>21)</sup> Selbst die Anlage eines großen Stauteiches oberhalb der Mülheimer Straße, in dem nachts das Wasser für den Tagbetrieb gespeichert wurde, konnte daran letztendlich nichts ändern. Erst der Einsatz der Dampfkraft machte die Produktion unabhängig vom Lauf der Natur. Nachdem in England schon 1785 die erste Dampfmaschine zum Antrieb einer Baumwollspinnerei genutzt worden war, stellten die ersten Baumwollfabriken des Bergischen Landes in den 1820er Jahren auf Dampfkraft um.<sup>22)</sup> In Cromford wurden die Spinnmaschinen seit 1846 von einer Dampfmaschine angetrieben, die Moritz Brügelmann bei den Mechanischen Werkstätten in Wetter bestellt hatte.<sup>23)</sup> Das bedeutete jedoch nicht, daß die Zeit des Cromforder Wasserrades vorbei gewesen wäre, denn anfänglich wurde die Dampfkraft nur zur Unterstützung der Wasserkraft eingesetzt. Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte setzten sich die Dampfmaschinen als Antriebsmaschinen in den Fabriken durch.

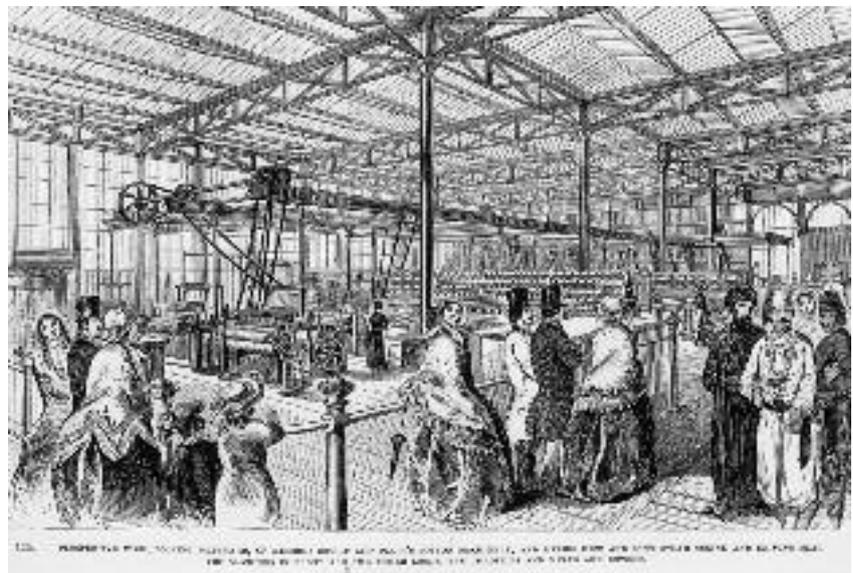
1850 wurde über das eiserne Wasserrad ein heute noch existierendes Radhaus gebaut. Um 1900 schließlich wurde das Rad abgerissen.<sup>24)</sup>

Moritz Brügelmann schien sich aber nicht allein auf die Dampfmaschine als neue Antriebsmethode verlassen zu wollen. Er experimentierte schon in den 1840er Jahren mit weiterentwickelten Wasserrädern, den ersten Turbinen. 1849 setzte er in seiner Obercromforder „Fabrik am Teich“ eine Turbine ein.<sup>25)</sup> Bei dieser besonders fortschrittlichen Art der Energiegewinnung konnte er die vorhandene Wasserkraftanlage nutzen. Wahrscheinlich lieferte diese Turbine die Antriebsenergie für eine moderne Weberei, welche die Familie Brügelmann, angeregt durch den verunglückten Julius, Anfang der 1830er Jahre in Obercromford einrichtete. Handweber hatten bis zur Einführung der mechanischen Weberei die Garne der Fabrikproduktion in Heimarbeit verarbeitet, allmählich wurde dieser Arbeitsprozeß der Fabrikproduktion eingegliedert.

## London und Cromford

Wesentliche Veränderungen standen ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Cromford an. In der Zwischenzeit hatte auch im benachbarten Düsseldorf die Industrialisierung ihre ersten Spuren hinterlassen.<sup>26)</sup> Dem Fabrikbesitzer Moritz Brügelmann wurde klar,

daß ohne eine gründliche Modernisierung sein Werk mit der industriellen Entwicklung nicht mithalten würde. In einem überlieferten Zitat von Caroline Brügelmann heißt es über ihren Schwiegervater: „Als er 1851 auf der großen Weltausstellung in London gewesen war - begriff Moritz die Nothwendigkeit eine größere Weberei der Spinnerei anzugliedern, beide Theile in Shedbauten mit Dampfmaschinenbetrieb.“<sup>27)</sup> England, das nach wie vor die industrielle Vorreiterrolle spielte, lud 1851 zur ersten „Weltausstellung“ ein. Alle Länder waren aufgefordert, die besten Produkte ihrer aufstrebenden Industrie dort zu präsentieren. Britische Firmen dominierten die Ausstellung. Noch hinkte die übrige Welt der englischen Industrialisierung hinterher. In Deutschland kam man nach dem Ende der Schau (Oktober 1851) zu dem Ergebnis, daß das „morsche Gerüst der heimischen Hausindustrie gegenüber dem riesenhaften Organismus der englischen Maschinenindustrie“<sup>28)</sup> deutlich geworden sei. Um mit England konkurrieren zu können, müsse Deutschland den „Weg ins Maschinenzeitalter“ beschreiten und seine Fabrikation mechanisieren. Auch Moritz Brügelmann zog aus dem Besuch in London, den er mit seinem Geschäftsfreund Frey unternahm<sup>29)</sup>, seine Lehren. Nach Moritz' Rückkehr aus London begann eine neue Ära in der Geschichte der Baumwollfabrik Brügelmann, weshalb er in



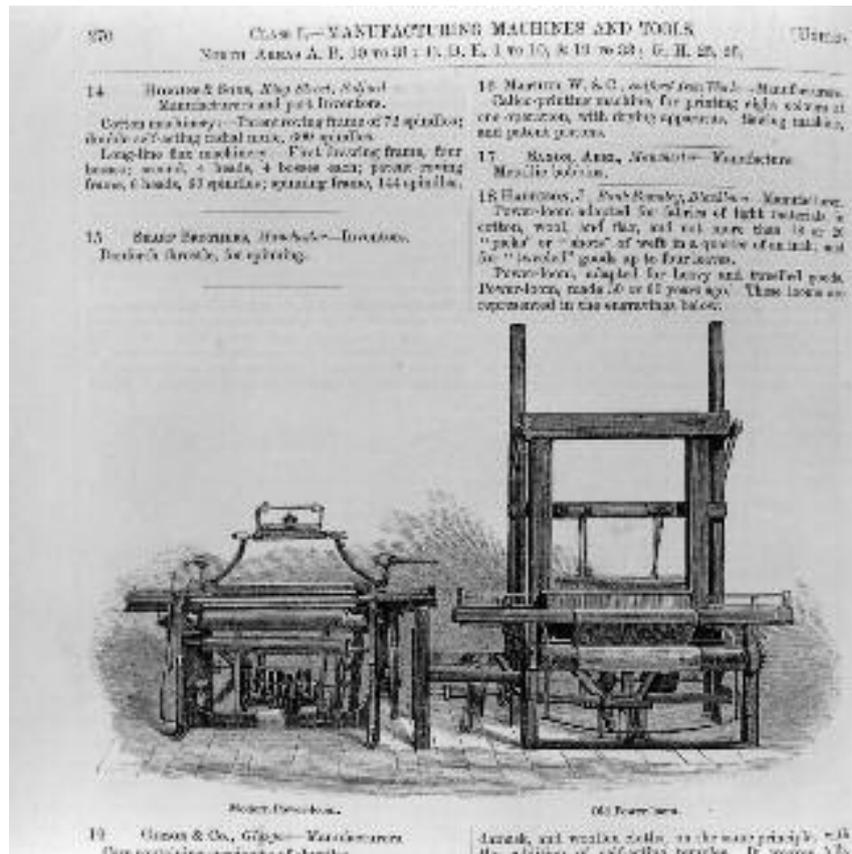
Die Textilmaschinenabteilung im „Crystal Palace“, dem Gebäude der Weltausstellung von 1851 in London



In Deutschland stieß die Weltausstellung auf größtes öffentliches Interesse. Kataloge, Bücher und Zeitungen berichteten detailliert über die Ausstellung. Es gab sogar Reiseführer nur für Weltausstellungsbesucher

der Firmentradition als „zweiter Gründer Cromfords“ bezeichnet wird.

Seit der Gründung der Fabrik hielten die Fabrikanten Brügelmann engen Kontakt zur englischen Industrie. Im Firmennachlaß Cromfords fanden sich Zeichnungen englischer Textilmaschinenhersteller<sup>20</sup>. Moritz Brügelmann



Im Katalog der Weltausstellung werden die modernen Webstühle von Joseph Harrison eigens hervorgehoben

schien diese bestehenden Kontakte auf der Weltausstellung intensiviert zu haben, denn er bestellte 1853 fast 300 Webstühle bei Joseph Harrison.<sup>31</sup> Diesen Maschinenbauer aus Blackburn hatte er wahrscheinlich persönlich in London getroffen, denn Harrison war auf der Weltausstellung mit einem Stand vertreten.

Dort stellte der Engländer seinen neuen mechanischen Webstuhl aus, den er mit großem Erfolg verkaufte.<sup>32</sup> Mit den neuen Webstühlen verwandelte sich das Cromforder Werk von einer Spinnerei in eine Spinnweberei. Die gesamte Garnerzeugung des Werkes wurde nun in der hauseigenen Weberei verarbeitet. Das

19) Zur Entwicklung der Maschinenteknik bei Brügelmann: Harzheim, Gabriele: „Treffliche von Wasser getriebene Spinnmaschinen“. Eine Dokumentation der Technik des Baumwollspinnens am Beispiel der Firma Johann Gottfried Brügelmann in Ratingen, 1780 - 1830, (Rheinisches Industriemuseum. Beiträge zur Industrie - und Sozialgeschichte 5) Köln 1995.

20) So ein Kommentar des preußischen Regierungs - Assessors Minutoli: Geheimes Staatsarchiv Merseburg, Rep. 120, DI 1, Nr. 11, Vol. 2, Blatt 288R.

21) HSTAD, FAB 115.

22) Hoth, Wolfgang: Die ersten Dampfmaschinen im Bergischen Land, in: Technikgeschichte 47/1980, S. 365 - 392.

23) Vgl. den Briefverkehr zwischen Cromford und Wetter in den Jahren 1845/46, Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund FI Nr. 1051. Im Schreiben vom 26. November 1846 läßt Moritz Brügelmann ein, „die Gangbringung derselben [der Dampfmaschine] durch einen vergnügten Abend in

Gegenwart einiger meiner näheren Freunde und Bekannten zu feiern.“

24) Im Stadtarchiv Ratingen befindet sich im Planarchiv Cromford eine „Skizze der Wasserleitungen zur Speisung der Dampfkessel & der Condensation während der Wasserrad - Reparation angelegt im August 1884“. Zu diesem Zeitpunkt lief das Rad also noch. 1908 entstand ein Lageplan der Fabrikanlage, in dem der Ort des Wasserrades nur noch als „Wasserschützen - Überbau“ bezeichnet wird. Das Rad wurde also in der Zwischenzeit abgerissen.

25) HSTAD, FAB 34 und Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund 1051, 19.4.1849.

26) Weidenhaupt, Hugo (Hg.): Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Bd. 2: Von der Residenzstadt zur Beamtenstadt (1614 - 1900), Düsseldorf 1988.

27) HSTAD, FAB 101.

28) In: Deutsche Gewerbezeitung, 1. Januar bis 15. Februar 1852: „Die Industrieausstellung zu London und die sächsische Weberei und Wirkerei.“

29) HSTAD, FAB 75 .

30) Diese Zeichnungen befinden sich heute im Stadtarchiv Ratingen.

31) Gemmert, a.a.O., S. 57 - 58. Schon 1850 hatte Moritz zwei Webstühle bei Harrison gekauft. Der Kontakt zu dem englischen Maschinenbauer muß recht eng gewesen sein. Im Stadtarchiv Ratingen befindet sich im Cromforder Nachlaß eine Fabrik - Ordnung von Harrisons Highfield - Mill. Auf eine Kuriosität macht Gemmert (Anmerkung 54) aufmerksam: Als sich Julius Brügelmann 1853 im englischen Cromford aufhielt, glaubte ihm niemand die Geschichte der Gründung vom deutschen Cromford. Harrison aber bestätigte dann die Existenz und Geschichte des deutschen Cromfords.

32) Vgl. den Katalog der Weltausstellung Bd. 1, London 1851, S. 270 und: Rothwell, Mike: Industrial Heritage - Blackburn, Bd. 2, Accrington 1986, S. 7.



Im 19. Jahrhundert wandelte sich Cromford von einer kleinen Fabrik zu einer großen Industrieanlage. Die in den ehemaligen Garten gebauten Shedhallen sind im Vordergrund dieses Cromforder Briefkopfes gut zu erkennen. Der Schornstein der Dampfmaschinenzentrale dominiert das Bild. Das Herrenhaus verschwindet beinahe

Verkaufsprodukt war nicht mehr Garn, sondern Gewebe, meist einfacher Nesselstoff.

## Größer, schneller, heller

Um die neue Weberei und einige Jahre später auch die Spinnerei unterzubringen, ließ Moritz Brügelmann in der Mitte des 19. Jahrhunderts neue Produktionsgebäude bauen. Diese Fabrikhallen mußte er im Park vor der Front des Herrenhauses bauen lassen, da der Graf von Spee als Besitzer des Nachbargrundstückes ihm kein Bauland verkaufen wollte.<sup>33)</sup> Bis 1853 wurde in Unter Cromford in dem um 1800 entstandenen mehrstöckigen Gebäude produziert. Mit den dann erbauten Shedhallen erweiterte Moritz die Fabrik erheblich und führte eine ganz neue und moderne Fabrikarchitektur in Ratingen ein.<sup>34)</sup> Diese einstöckigen Produktionsgebäu-

de trug eine vorfabrizierte Eisenkonstruktion, die vor Ort nur noch montiert werden mußte. Damit ließen sich Fabrikbauten sehr flexibel erweitern, was bei einem gewöhnlichen Hochbau nicht möglich war. Die Shedhallen bestanden aus einzelnen Segmenten, den sogenannten Sheds, deren Besonderheit die unterschiedlich geneigten Dachflächen waren. Die nördliche Seite war steiler und verglast, so daß durch die großen Fensterflächen viel blendfreies Tageslicht ohne direkte Sonneneinstrahlung einfallen konnte. Die großen Abstände der tragenden Eisensäulen ermöglichten ein dichtes Aufstellen der Maschinen. Im alten Produktionsgebäude waren die Textilmaschinen auf mehreren Geschossen aufgestellt. Die Firma Brügelmann hatte aufgrund des Gewichts der Maschinen Probleme mit der Belastbarkeit des Gebäudes.



Scheinbar ins Unendliche erstrecken sich die Sägedächer der Shedhallen. Foto der Spinnerei „Nordwolle“ in Delmenhorst

Mehrfach wird auch für die Hohe Fabrik erwähnt, daß die alten Mauern zitterten und bebten.<sup>35)</sup> Diese Probleme lösten sich durch die eingeschossige Bauart der Shedhallen, in denen alle Maschinen ebenerdig untergebracht wurden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts plante man in Deutschland die meisten Textilfabriken noch als mehrgeschossige Gebäude mit übereinanderliegenden Maschinensälen. Moritz Brügelmann war einer der ersten Fabrikanten im Rheinland, der seine Maschinen in Shedhallen unterbrachte. Viele Unternehmer folgten später seinem Beispiel. Das Sheddach wurde zum architektonischen Symbol der Industrialisierung.

Doch nicht nur das äußere Erscheinungsbild Cromfords änderte sich. Die Antriebsenergie für die Textilmaschinen lieferte nun eine große Dampfmaschinenzentrale. Auch die Ausleuchtung der Fabrikhallen wurde verbessert. Bis zum Bau der Shedhallen hatten Öllampen ein diffuses Licht gespendet, wenn das Tageslicht nicht ausreichte. Diese Lampen hatten erhebliche Nachteile. Jede einzelne mußte mit Öl aufgefüllt und angezündet werden. Dieses Hantieren mit Öl und Feuer erhöhte die Brandgefahr in der Fabrik. Besonders in der Spinnerei war das gefährlich, da dort leicht entzündlicher Baumwollstaub das gesamte Fabrikinventar bedeckte. In Cromford löste 1853 Gaslicht die Öllampen ab. Diese neue Lichtquelle hatten Forscher zu Anfang des 19. Jahrhunderts entdeckt. Üblicherweise wurde dazu

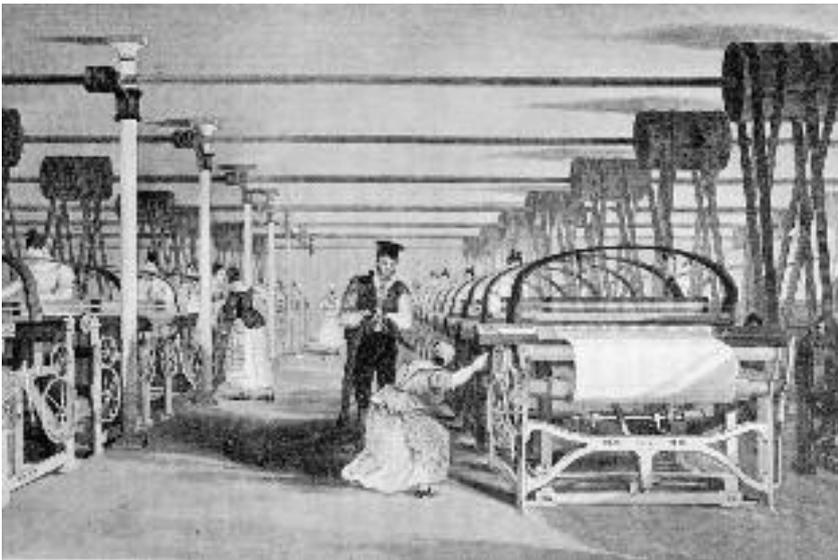
33) HSTAD, FAB 101.

34) Harzheim Gabriele: Die Industrieanlage Unter - Cromford. Ausbaustufen und Produktionsablauf, in: „Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen...“ Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783 - 1977, (Rheinisches Industriemuseum. Schriften 5) Köln 1991, S. 148 - 193, hier S. 149.

35) So bei Thun, Alphons: Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter, Leipzig 1879, S. 176.

36) Vgl. die Genehmigung der Cromforder Gasanstalt durch die preußische Regierung vom 27.8.1853, Stadtarchiv Ratingen, Cromforder Nachlaß NK 1-27.

37) Aufgrund der Helligkeit diskutierten die Zeitgenossen bei der Einführung des Gaslichtes sogar die Gefahren der Erblindung.

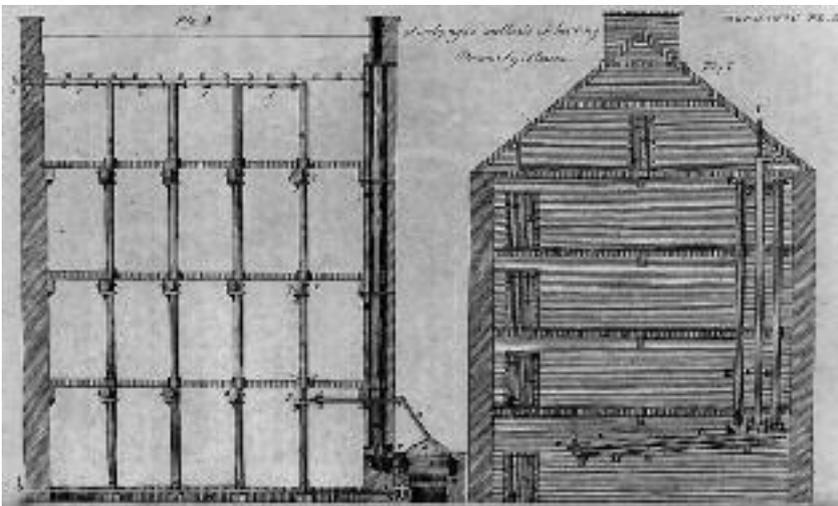


Wie in diesem Maschinenwebsaal muß es auch in den Cromforder Fabrikhallen ausgesehen haben

aus Steinkohle unter Druck und hohen Temperaturen Leuchtgas gewonnen. In der Brügelmannschen Fabrik jedoch gewann man das Gas aus Harz und Öl.<sup>36)</sup> Es wurde in einem großen Behälter, dem im Fabrihof gebauten Gasometer, gespeichert und durch ein Röhrensystem in die Fabriksäle geleitet. Dort verbrannte es am offenen Rohrende. Später eingeführte Lampengläser verminderten die Brandgefahr. Die Einführung des Gaslichtes als Fabrikbeleuchtung brachte zwei wesentliche Vorteile. Zum einen verbreitete es ein gleichmäßiges und sehr helles Licht<sup>37)</sup>, daß die Arbeitsbedingungen wesentlich verbesserte. Zum anderen ließ sich die Gaszufuhr zentral regulieren. Das gefährliche Nachfüllen von Öl entfiel. Als Moritz Brügel-

mann seine neuen Shedhallen mit dieser innovativen Lichtquelle ausstatten ließ, gab es erst wenige gasbeleuchtete Fabriken in Deutschland.

Mit dem Bau der Shedhallen und der Versorgungsgebäude hatte sich das Cromforder Unternehmen komplett verändert.<sup>38)</sup> Das alte Fabrikgebäude, das Herrenhaus und die wenigen verbliebenen Parkanlagen waren nun umringt von einem weitläufigen Industriegelände. Die frühindustrielle, wassergetriebene Fabrik, eine unter wenigen, hatte sich zu einem großen Werk, einem unter vielen, gewandelt. Ab den 1850er Jahren erlebte die deutsche Wirtschaft einen stürmischen Wachstumsboom. Der Fortschritt der Industrialisierung war so gewaltig, daß auch und gerade die



Eine weitere Innovation führte Moritz Brügelmann 1844 in Cromford ein: die Dampfheizung. Bis dahin wurden die Fabriksäle mit traditionellen Stubenöfen geheizt

rheinischen Unternehmer für ihre ökonomische Zukunft eine kontinuierliche Aufwärtsbewegung sahen. Ein bis dahin nicht gekanntes Fortschrittsdenken war die Folge.<sup>39)</sup> In Moritz Brügelmanns Entscheidung zum Ausbau der Cromforder Baumwollfabrik spiegelt sich diese optimistische Stimmung seiner Zeitgenossen wider. Er gehörte zu den Männern, die die Industrialisierung des Rheinlandes tatkräftig vorantrieben. Wahrscheinlich wurde Moritz Brügelmann 1861 von der preußischen Regierung für seine Verdienste um die Entwicklung der Industrie sogar mit dem Titel „Kommerzienrat“ geehrt.<sup>40)</sup>

Das Lebensgefühl des erstarken Wirtschaftsbürgertums läßt sich auch an der Eröffnung der



Plakat der Gewerbeausstellung für das Rheinland und Westfalen 1852

„Provinzial - Gewerbe - Ausstellung für Rheinland und Westfalen“ ablesen. 1852 wurde diese nationale Gewerbeausstellung im Düsseldorf Ständehaus unter Leitung von preußischen Beamten und einflußreichen Unternehmern organisiert, um deren ökonomische Erfolge einem breiten Publikum zu präsentieren. Die Schau war eine Reaktion auf die ein Jahr zuvor veranstaltete Londoner Weltausstellung, auf der

38) Zu den einzelnen Ausbaustufen des Werkes vgl. Harzheim: Die Industrieanlage Unter-Cromford, a.a.O.

39) Boch, a.a.O.

40) Hanisch - Kaudelka, Karin: Preußische Kommerzienräte in der Provinz Westfalen und im Regierungsbezirk Düsseldorf (1810-1918), (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte 10) Dortmund 1993, S. 336.

die englischen Produkte sich den deutschen in Quantität und Qualität weit überlegen zeigten. Im „Aufruf an die Industriellen von Rheinland und Westfalen, betreffend die Beschickung der Ausstellung“ heißt es: „Die Erfolge der Londoner Industrie-Ausstellung haben durch das Zusammenwirken ungünstiger Umstände den Wünschen und Erwartungen ... nicht entsprochen. Konnte auch den hervorragenden Leistungen einzelner die verdiente Anerkennung nicht versagt werden, so verdunkelt doch oft das pomp-hafte Auftreten anderer Nationen das Verdienst manches gediege-nen heimischen Erzeugnisses.“<sup>41)</sup> Ernüchterung und Enttäuschung spricht aus diesen Worten, doch nun wollte man eine eigene Aus-stellung organisieren, auf der die heimischen Produkte besser zur Geltung kommen sollten. Auch das Brügelmannsche Unterne-hmen stellte dort Garne und Nes-selstoff aus.<sup>42)</sup>

## Der paternalistische Unternehmer

Mit der fortschreitenden ökonomischen Entwicklung rückte die Industrie vom Rand in das Zentrum der Gesellschaft. Neben einem immer selbstbewußteren Wirtschaftsbürgertum entwickelte sich auch ein Industrieproletariat, das vor allem in den frühen Textil-

fabriken unter erbärmlichen Bedingungen arbeiten mußte. Sowohl von Regierungs- - als auch von Unternehmerseite versuchte man ab Mitte des 19. Jahrhun-derts die proletarischen Lebensbedingungen wenigstens ansatzweise durch Hilfe zur Selbsthilfe zu verbessern. Auch die preußische Regierung sah sich noch nicht in der Pflicht, eine umfassende staatliche Sozialpolitik zu verfolgen. Statt dessen baute man auf die Eigeninitiative der Betroffenen. So erließ man zunächst vage Rahmenvorschriften, die in gewerbeintensiven Regionen entweder die Gemein-den oder die Arbeitgeber zur Einrichtung von Unterstützungskassen verpflichteten. Auch in Cromford wurde 1856 eine „Arbeiter-Unterstützungs-Kasse“ gegrün-det, die den Zweck hatte, „sämtlichen Meistern und Arbeitern, sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts, im Etablissement des Herrn M. Brü-gelmann, im Falle der Erkrankung, körperlicher Verletzung und Arbeitsunfähigkeit, Unterstützung zu gewähren.“<sup>43)</sup> Der Verein zahlte Kranken- und Sterbegeld und gewährleistete freie ärztliche Behandlung und Versorgung mit Medikamenten. Der Beitritt zu dieser Kasse war für alle Betriebsangehörigen verpflichtend. Der Fabrikherr zahlte zum Wochenbeitrag jeweils die Hälfte als Zuschuß dazu. Nach anfänglicher Mißbilligung - die Arbeiter stießen sich am gekürzten Lohn, die Unternehmer an den Zuschußkosten - zeigten sich für alle Beteiligten die Vorteile. Den Arbeitern boten die Kassen eine gewisse soziale Sicherheit, und die Unter-nehmer erhofften sich eine stärkere Bindung der Beschäftigten an ihre Betriebe. Struktur und Organisation der Cromforder Kasse entsprach weitgehend den allen anderen in den 1850er Jahren entstandenen Unterstützungs-kassen.<sup>44)</sup> Aus der Rateringer Gründung können damit keine Rückschlüsse auf die soziale und politische Einstellung von Moritz Brügelmann gezogen werden. Der Rateringer Schlossermeister Johann Kirchgaesser arbeitete des öfteren für die Cromforder Fabrik. In seinen schriftlich festgehaltenen Erinnerungen sind zwei Begebenheiten geschildert,

die Hinweise auf Moritz Brügelmanns Verhalten als Unternehmer und über seine politische Einstellung geben.<sup>45)</sup> Während der sogenannten Revolution von 1848 verlangten die liberalen Bürger in vielen europäischen Staaten die Demokratisierung des politischen Systems. Die damit verbundene Forderung nach Rechtsgleichheit schloß auch andere Forderungen wie die nach Rede- und Pressefreiheit, Versammlungsrecht und das Recht auf politische Zusammenschlüsse ein. Auf großen Versammlungen demonstrierte die bürgerliche Freiheitsbewegung für ihre Ansprüche. Die Farben schwarz - rot - gold - wurden zum Symbol dieser Bewegung, die in einem zum Nationalstaat vereinten Deutschland ihre Hoffnungen verkörpert sahen. Es kam sogar zu Straßenkämpfen, die jedoch gewaltsam beendet wurden, ganz nach der von der preußischen Militärpolizei ausgegebenen Parole „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“. Das politische Establishment lehnte den größten Teil der Forderungen ab und die liberale Bewegung versagte. Die an den althergebrachten politischen Gesetzmäßigkeiten festhaltenden Kräfte setzten sich neuerlich durch. Doch vor dem Scheitern der Revolution wurde auch in Ratingen im „demokratischen Verein ... mit Eifer politisiert und zum bevorstehenden allge-



41) In: Düsseldorfer Journal und Kreisblatt vom 15. April 1852.

42) Katalog der Provinzial - Gewerbe - Ausstellung. Eintrag unter „Cromford“.

43) § 1 der Statuten, zitiert nach Gemert, a.a.O., Anhang S. 165.

44) Emsbach, a.a.O. S. 578 - 587.

45) Wisotzky, Klaus (Hg.): Johann Kirchgaesser. Aus meinem Leben. Die Erinnerungen eines Handwerksmeisters aus dem 19. Jahrhundert (Schriftenreihe des Stadtarchivs Ratingen Reihe A, Band 3), Ratingen 1990.

46) Wisotzky, Kirchgaesser, S. 48.

47) Moritz' Vetter Wilhelm leitete ein aus Cromforder Arbeitern gebildetes „Sensencorps“ (Kirchgaesser), das, obwohl es als eine Abteilung der Bürgerwehr galt, konservativen Ideen anhing. Auf einer Feier zur Fahnenweihe der Bürgerwehr erschien das Sensencorps in den Farben Preußens und provozierte Streit mit den Demokraten. Vgl. Wisotzky, Klaus: Die revolutionären Ereignisse von 1848. Lassalle rief Rateringer zur Steuerverweigerung auf, in: Journal des Kreises Mettmann 1988/89, Band 8, Bergisch-Gladbach, S. 38.

meinen Aufstand ermuntert". Kirchgaesser erwähnt in seinen Erinnerungen, daß in diesem Zirkel Personen aus allen gesellschaftlichen Gruppen vertreten waren, „selbst die beiden Familien Brügelmann, welche man bisher in der Ratinger Gesellschaft nicht kannte.“<sup>46)</sup> Moritz Brügelmann begeisterte sich wie die meisten Unternehmer für die liberalen Ideale der demokratischen Bewegung, deren Erfolg auch ihm größeren politischen Einfluß gebracht hätte.<sup>47)</sup> Dennoch scheint er im Zuge der revolutionären Ereignisse größere Unruhen innerhalb seiner Arbeiterschaft befürchtet zu haben. Um Auseinandersetzungen zu verhindern, verschenkte er im März 1848 an sämtliche 300 Beschäftigte eine Flasche Wein oder Bier und gelobte, zeit seines Lebens keinen Arbeiter zu entlassen.<sup>48)</sup>

Einige Jahre später beurteilte der Schlosser Kirchgaesser Moritz Brügelmann als einen sehr guten und um seine Arbeiter besorgten Herrn, der jedoch auch schnell verärgert reagieren und Widerspruch nicht vertragen konnte. „So aufbrausend er im Umgang war, ebenso mitleidig war er auch beim Unglück Anderer.“<sup>49)</sup> Brügelmann erscheint hier als paternalistischer Fabrikherr, der über Wohl und Wehe seiner Arbeiter entschied. Daß sich unternehmerische Belange und die Interessen der Beschäftigten nicht ausschließen mußten, zeigt folgende

Begebenheit: Während des durch den amerikanischen Bürgerkrieg (1861 - 1865) ausgelösten Baumwollmangels wurde in der Cromforder Spinnerei zeitweilig nur vier Stunden täglich gearbeitet. Moritz aber bezahlte seine Arbeiter nach ihrem gewohnten zehnstündigen Arbeitstag.<sup>50)</sup> So vermied er soziale Härten, konnte aber auch die qualifizierte Arbeiterschaft noch stärker an sein Unternehmen binden.

Einige bruchstückhafte Informationen zur Person Moritz Brügelmanns bleiben zur Charakterisierung des „zweiten Gründer Cromfords“ noch übrig. 1838, kurz nach Übernahme der Geschäftsleitung, bezeichnete der preußische Regierungs - Assessor Minultoli ihn als „unterrichteten, fleißigen“ Mann.<sup>51)</sup> Diese Einschätzung wird sich auf Moritz' Technikenkenntnisse bezogen haben, deren Sachverstand auch aus seiner Korrespondenz mit den Mechanischen Werkstätten in Wetter hervorgeht. Die Beziehungen zu den frühindustriellen Maschinenbauern müssen eng gewesen sein, denn Moritz' Tochter heiratete 1853 Peter Harkort, einen Nachfahren des Gründers der Mechanischen Werkstätten. Daneben scheint er sich - ganz im Zeichen des positivistischen 19. Jahrhunderts - für die Naturwissenschaften interessiert zu haben. Seit dem 22. Mai 1855 war er Mitglied im „Naturhistorischen Verein der preussischen Rheinlande und Westphalens.“<sup>52)</sup> 1857

trat er mit seinem Sohn Julius dem „Verein deutscher Ingenieure“ bei.<sup>53)</sup>

Caroline Brügelmann attestierte ihrem Schwiegervater, daß er „mit großem Eifer und Fleiß bei einfachem Leben“<sup>54)</sup> der Firma zu ihrem Aufschwung in der Mitte des 19. Jahrhunderts verholfen hat. Auch Otto Brügelmann aus der Kölner Verwandtschaft betonte, daß sich Moritz nicht dem „luxusartigen“ Leben hingegeben hätte wie etwa sein Vetter Wilhelm Brügelmann in Obercromford.<sup>55)</sup> Damit gestaltete der Cromforder Fabrikherr seinen Lebensstil ähnlich wie viele andere zeitgenössische Baumwollunternehmer: einfach und mit dem Verzicht auf allen Luxus.<sup>56)</sup> Im Gegensatz zum Großvater Johann Gottfried Brügelmann hatte es Moritz nicht mehr nötig, seine unternehmerischen Erfolge mit den gesellschaftlichen Erfolgen des Adels zu messen. Der Unternehmensgründer hatte seine gesellschaftliche Stellung mit dem Bau einer Fabrikantenvilla im Stil eines adeligen Lustschlößchens untermauert. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts jedoch verminderte sich die gesellschaftliche Dominanz des Adels. Das Bürgertum machte sich daran, die Gesellschaft aufgrund seiner wirtschaftlichen Erfolge zu erobern. Und Moritz Brügelmann war ein typischer Repräsentant des aufziehenden bürgerlichen Zeitalters.

Nicole Scheda



Quelle: Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Familienarchiv Brügelmann Nr. 99

48) Wisotzky, Die revolutionären Ereignisse, S. 37.

49) Wisotzky, Kirchgaesser, S. 64f.

50) Emsbach, a.a.O., S. 313.

51) Geheimes Staatsarchiv Merseburg, Rep. 120, DI 1, Nr. 11, Vol. 2, Blatt 288R.

52) Siehe seine Diplome im HSTAD, FAB 99.

53) Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, 1. Jahrgang (1857/3), S. 67.

54) HSTAD, FAB 101.

55) Rheinisches Wirtschaftsarchiv Köln 36 - 87 - 1.

56) Emsbach, S. 355. Zum „Luxusverzicht“ und der damit verbundenen These Max Webers zur „Protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus“, die auch für den Protestanten Moritz Brügelmann Geltung hat, vgl. Bolenz, Eckhard: Johann Gottfried Brügelmann. Ein rheinischer Unternehmer zu Beginn der Industrialisierung und seine bürgerliche Lebenswelt, (Rheinisches Industriemuseum/ Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 4) Köln 1993, S. 35 - 39.

# Die Cromforder Fabrikschule und die Auseinandersetzungen um das erweiterte Kinderschutzgesetz von 1853

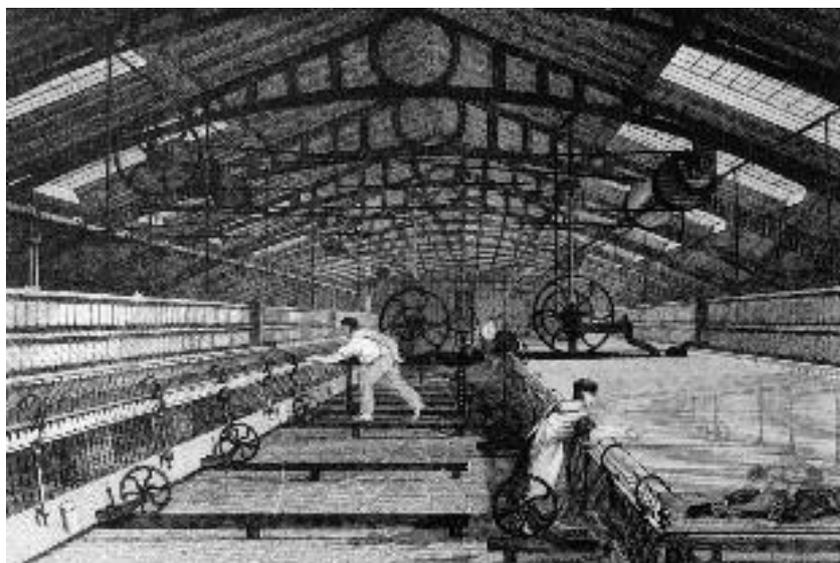
Die Dauerausstellung des Rheinischen Industriemuseums befaßt sich im 2. Obergeschoß der Cromforder Fabrik mit den dort in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Beschäftigten, ihren Lebensumständen und der für rund 20 Jahre bestehenden Fabrikschule. Dabei nimmt die Kinderarbeit einen breiten Raum ein, beschäftigte doch Johann Gottfried Brügelmann von Anfang an überwiegend Kinder und Jugendliche in seiner Spinnerei. Die Adlige Salomé von Géliu, Erzieherin im Gefolge der Landgräfin Marie Luise Albertine von Hessen-Darmstadt, schrieb nach einem Besuch der ansonsten streng gehüteten Fabrik am 30. August 1787 in ihr Tagebuch: „Mit Ausnahme der Direktoren (d.h. der Aufseher und Facharbeiter) sind alles nur Kinder, welche arbeiten“.<sup>1)</sup>

Die Ausstellung im Museum kann sich dem Thema nur annähern, sind doch von den ehemaligen Arbeiterinnen und Arbeitern weder Sachzeugnisse noch schriftliche Quellen erhalten geblieben. Und auch die aktenkundliche Überlieferung zur Fabrikschule ist äußerst disparat. Die sehr unterschiedlichen Berichte darüber sollen in diesem Beitrag vorgestellt und mögliche Erklärungen gesucht werden.

Eng verbunden mit der Fabrikschule ist auch die Frage, wann die Kinderarbeit in Cromford endgültig endete.

## Kinderarbeit in der Frühindustrialisierung

Die Cromforder Spinnerei beschäftigte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts überwiegend Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 6 und 16 Jahren. Knierim geht nach seiner Auswertung der Arbeiterliste von 1797<sup>2)</sup> davon aus, daß die Belegschaft bis zu 75% aus Kindern und Jugendli-



Spinnsaal mit Mule-Spinnmaschinen. Neben dem Spinner, der die Maschine bedient, knüpft hier eine Frau die abgerissenen Fäden an, während ein Junge den Baumwollstaub unter der Maschine zusammenkehrt

chen beiderlei Geschlechts, wenn auch etwas mehr Mädchen als Jungen, bestand.<sup>3)</sup> Die restlichen Beschäftigten waren zu 15% Frauen und zu 10% Männer. Letztere waren meist hochqualifizierte Facharbeiter und Aufseher.

Die Tätigkeit an den neuen Vorspinn- und Spinnmaschinen der ersten Generation setzte noch keine besondere Ausbildung voraus. Vielmehr bestand sie aus wenigen, stets monoton wiederkehrenden Handbewegungen, dem Aufkehren von Baumwoll-

staub, dem Andrehen abgerissener Fäden und dem Auswechseln der Garnspulen, die ohne große Kraftanstrengung von Kindern ausgeführt werden konnten. Die Kinder arbeiteten unter katastrophalen Arbeitsbedingungen: bei 12- bis 14-stündigen Arbeitszeiten, engen, schmutzigen Fabrikräumen mit umherfliegendem Baumwollstaub und ständigen Unfallgefahren. Sie waren billige Arbeitskräfte, die nur 1/8 bis 1/12 des Lohnes der Erwachsenen verdienten.<sup>4)</sup>

1) Géliu, Salomé von, Tagebuchaufzeichnungen, in: Deicke, Karl. Marie Luise Albertine, Landgräfin von Hessen, besucht ihre Herrschaft Broich 1787 und 1791, in: Zeitschrift des Geschichtsvereins Mülheim an der Ruhr, N. F. 2 (1935), S.2-21.

2) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD), Familienarchiv Brügelmann (FAB), 119.

3) Knierim, Michael. Cromford - Vorabend der Industrialisierung?, in: Die Macht der Maschine, 200 Jahre Cromford-Ratingen, Ausstellungskatalog, Stadtmuseum Ratingen, Ratingen o.J. (1984), S. 63-81, hier: S.71ff. Als Auswahl aus der mittlerweile sehr umfangreichen Literatur zur Kinderarbeit seien genannt: für Cromford Stockmann,

Annette. FabrikKinder in Cromford. Ein Beispiel für Kinderarbeit in der Frühzeit der Industrialisierung, Köln 1989, für den Regierungsbezirk Düsseldorf, Luxem, Birgit. Die Kinder- und Jugendarbeit im 19. Jahrhundert im Regierungsbezirk Düsseldorf, Diss. Düsseldorf 1983; Gernert, Dörte. Zum Leiden geboren. Frauen- und Kinderarbeit in der rheinischen Textilindustrie des 19. Jahrhunderts, (Ortstermine 3), Siegburg 1993. Dort auch weiterführende Literaturhinweise.

4) Fischer, Wolfram. Soziale Unterschichten im Zeitalter der Frühindustrialisierung, in: ders., Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Göttingen 1972, S.242-257, hier: S.254.

Gesellschaftlich war die Kinderarbeit keineswegs verpönt. Sie bestand traditionell bereits im Heimgewerbe und in der Landwirtschaft. So wurde auch die Beschäftigung von Kindern in den frühen Fabriken als selbstverständlich angesehen - auch von Johann Gottfried Brügelmann. Dieser äußerte in seinem Privilegumsantrag vom 24. November 1783 nur die allgemein verbreitete Meinung, daß durch seine Fabrik die „Statt Ratingen, und das ganze Amt die größte Vorteile zieht, in dem eine Menge armer Einwohner, und kleiner Kinder von 6-10 Jahren, welche mir gar zu häufig dem Müßiggang, und Betteln nachgehen, ihren täglichen Unterhalt Verdienen, und dadurch von Jugend an zur Arbeit und Fleiß angehalten werden.“<sup>5)</sup>

Für Fabrikanten, Beamte und Pädagogen schien die Beschäftigung von Kindern eine Möglichkeit, dem Pauperismus in Deutschland entgegenzuwirken. Kinder sollten mit ihrer Arbeit zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Auch in Armen- und Waisenhäusern wurden Produktionsbetriebe eingerichtet und die Gründung von „Industrieschulen“ gehörte zu diesem pädagogischen Programm.<sup>6)</sup>

Nicht nur in Cromford, sondern in der gesamten Textilindustrie und auch in anderen Industriezweigen, wo ähnliche Arbeitsbedingungen herrschten, wurden Kinder aus den erwähnten Gründen eingesetzt. Noch 1846 arbeiteten

in ganz Preußen 31.035 Kinder unter 14 Jahren in Fabriken, rund 2/3 davon in Textilfabriken.<sup>7)</sup> Das waren ca. 6% aller Fabrikarbeiter überhaupt.<sup>8)</sup> Regionale Auswertungen ergeben noch ein viel schlimmeres Bild: 1853 waren von den 1.445 Kindern im Landkreis Düsseldorf 703 zur Fabrikarbeit „geeignet“, von denen alleine 339 in den Spinnereien und 344 in anderen Fabrikationszweigen arbeiteten.<sup>9)</sup>

Erste Einschränkungen der Kinderarbeit in den Fabriken brachten die Kinderschutzgesetze von 1839<sup>10)</sup> und 1853. Die Fabrikanten waren zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr so sehr auf die Beschäftigung von Kindern angewiesen, weil kompliziertere, technisch aufwendigere Maschinen entwickelt worden waren, die wieder von Erwachsenen bedient werden mußten.<sup>11)</sup> Gesetzliche Beschränkungen der Kinderarbeit in Heimarbeit und Landwirtschaft wurden erst Anfang bzw. Mitte des 20. Jahrhunderts erlassen.

## Schulpflicht und Fabriksschule

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Berichte über die katastrophalen Arbeitsbedingungen und hygienischen Mißstände in den Spinnereien. Beispielsweise urteilte der Geheime Regierungsrat Keller, der im Herbst 1833 eine „Reise durch die manufaktur- und fabrikreichsten Kreise der

Rheinprovinz“<sup>12)</sup> unternahm, am 1. Februar 1834, daß die Spinnereien „Mördergruben“ glichen:

„Die Säle sind so niedrig, daß man unwillkürlich mit gebücktem Kopf durch sie hindurch schreitet, ...; so überfüllt, daß man angsthaft seine Kleidungsstücke zu wahren hat, um nicht bei der geringsten peripherischen Bewegung hier ein Tuch, dort einen Rockzipfel der Maschine preiszugeben und von ihr zerfetzen zu lassen; die Luft in den Sälen und die Wände mit dem Schmutz des zu verarbeitenden Materials und mit faserigen Partikelchen des Stoffes ganz angefüllt und überkleidet; die Kinder, dem entsprechend, wahre Gebilde des Jammers, hohläugig und bleich, wie der Tod.“

Pädagogen und reformwillige Beamte drängten immer lautstärker auf eine Beschränkung der Kinderarbeit. Sie kritisierten vor allem die sittliche Verrohung der Kinder und den völligen Mangel an Ausbildung. Dabei war im preußischen „Allgemeinen Landrecht“ bereits 1794 die allgemeine Schulpflicht eingeführt und per Kabinettsordre vom 14. 5. 1825 auch auf die neuerworbenen Landesteile, also auch die Rheinprovinz, ausgedehnt worden. Aber erst die Gesetzesinitiative des Rheinischen Provinziallandtages war erfolgreich<sup>13)</sup> und 1839 wurde das erste Kinderschutzgesetz in Deutschland erlassen. Es verbot die Beschäftigung von Kindern unter 9 Jahren in Fabriken, Berg-

5) HSTAD, Jülich-Berg II, Nr. 1859, Bl.5.

6) Herzig, Arno. Kinderarbeit in Deutschland in Manufaktur und Profabrik (1750-1850), in: Archiv für Sozialgeschichte 23 (1983), S.311-375, hier: S.313ff., Stockmann, (Anm.3), S.8ff.

7) Quandt, Siegfried. Kinderarbeit und Kinderschutz in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert, Paderborn 1977, S. 16.

8) Thies, Dirk. Kinderarbeit und Kinderschutz unter dem Diktat von Wirtschaft, Militär und Technik, in: Hopster, Norbert/ Nasse, Ulrich (Hg.), Märchen und Mühsal. Arbeit und Arbeitswelt in Kinder- und Jugendbüchern aus drei Jahrhunderten, Bielefeld 1988, S.11-29, hier: S.27.

9) Saadi-Varchmin, Beatrix/ Varchmin, Joachim, Kinderarbeit ist verboten!, herausgegeben von der Bundesanstalt

für Arbeitsschutz, Dortmund, Wuppertal 1984, S.19.

10) Zu der Genese des „Regulativs über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken“ und dessen Auswirkungen auf die Cromforder Spinnerei vgl. Stockmann, (Anm.3), für die gesamte Region Düsseldorf und andere Branchen vgl. Luxem, (Anm. 3).

11) Ludwig, Karl-Heinz, Die Fabrikarbeit von Kindern im 19. Jahrhundert. Ein Problem der Technikgeschichte, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 52 (1965), S.63-85. In den 1830er Jahren arbeiteten ein Erwachsener und drei Kinder an einer Spinnmaschine, 20 Jahre später war neben dem Erwachsenen nur noch ein Kind nötig. Emsbach, Karl. Die soziale Betriebsverfassung der rheinischen Baumwollindustrie im

19. Jahrhundert, (Rheinisches Archiv 115), Bonn 1982, S.334.

Auch in Cromford wurden mit der Anschaffung neuer Maschinen Kinder eingespart und entlassen, wie der Kaplan Brors am 14. April 1841 über das Schulwesen der katholischen Pfarrgemeinde Ratingen berichtete, in: Samans, Otto. Geschichte der kath. Schule an der Minoritenstraße, nach Otto Kellermann, Teil 1: Schulhäuser und Schulbetrieb, in: Die Quecke 57 (1987), S. 1-6, Teil 2, Die Lehrerinnen und Lehrer, in: Die Quecke 58 (1988), S.5-11, hier: Teil 1, S.3.

12) Zitiert nach Hoppe, Ruth. Geschichte der Kinderarbeit in Deutschland 1750-1939, Band II (Dokumente), Berlin 1958, S. 80.

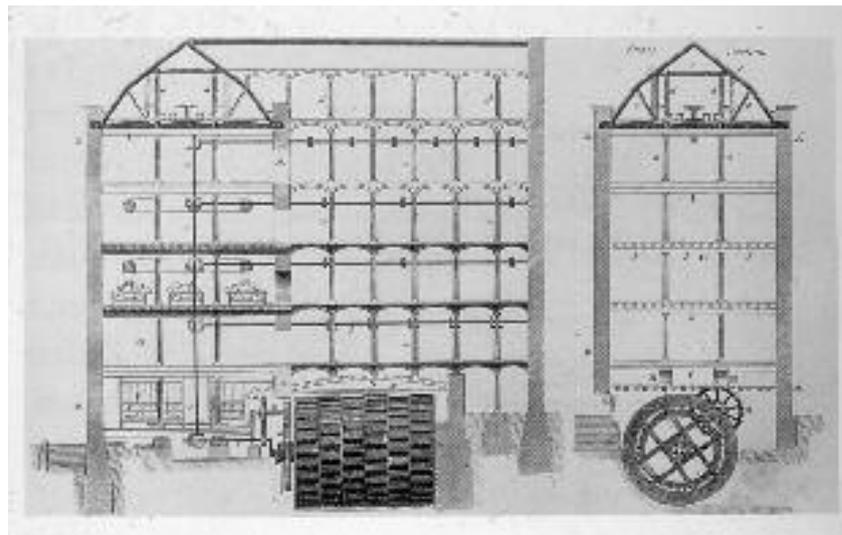
13) Dazu Stockmann, (Anm.3), S.23ff., Herzig, (Anm.6), S.361ff.

Hütten- und Pochwerken und die Nacht-, Sonn- und Feiertagsarbeit. Es gestattete nur maximal 10 Stunden Arbeitszeit für die unter 16-jährigen. Die Kinder mußten für ihre Einstellung einen dreijährigen Schulbesuch oder ein Zeugnis über entsprechende Fähigkeiten im Schreiben und Lesen nachweisen, es sei denn, der Fabrikant richtete eine Fabriksschule ein. Allerdings bestand das Gesetz hauptsächlich auf dem Papier, da keine Kontrollorgane vorgesehen waren und die Strafen von 1 - 5 Thalern pro gesetzwidrig beschäftigtem Kind für die Fabrikanten nur eine Bagatelle darstellte. 1841 erließ die Düsseldorfer Regierung eine Verfügung, um die Einhaltung des Gesetzes besser kontrollieren zu lassen, „da die Vorschriften ... bisher wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht überall vollständig zur Ausführung gebracht sind.“ Die Bürgermeister mußten jede Fabrik jährlich mindestens zweimal überprüfen und darüber berichten.<sup>14)</sup>

Bevor auf die Verhältnisse in den Fabriksschulen eingegangen wird, soll zunächst die Schulausbildung in den Elementarschulen für die unteren Schichten betrachtet werden. Sie war schon allgemein äußerst dürftig. Die Schulen waren überfüllt, eine Folge des Bevölkerungswachstums des 19. Jahrhunderts und damit auch der steigenden Schülerzahlen.<sup>15)</sup> Im Regierungsbezirk Düsseldorf kamen 1840 durchschnittlich 120 Schüler auf einen Lehrer, in Einzelfällen konnten es 200 bis 260 sein. Die Lehrer genossen ein sehr geringes soziales Ansehen und waren nur sehr schlecht ausgebildet.<sup>16)</sup> Der Unterricht bestand aus der Vermittlung von Grundkenntnissen - Rechnen, Schreiben, Lesen und aus religiöser Unterweisung. Die Inhalte wurden mechanisch eingepaukt, ohne auf Verstehen Wert zu legen. 1828 bemängelte der Schulinspektor am Schulunterricht im Landkreis Düsseldorf, „daß die Lehrer besser auf den Verstand wirken mögten und nicht auf das Mechanische, sondern allzeit auf den Grund, warum dieses o. jenes so gemacht wird, und warum.“<sup>17)</sup> Schulversäumnisse waren die Regel, weil die Kinder zum Lebensunterhalt der Familie beitragen mußten.<sup>18)</sup>

Dies galt besonders für die Fabrik Kinder mit ihren 12- bis 14-stündigen Arbeitszeiten. 1838 genehmigte die Regierung Düsseldorf die Einrichtung sogenannter Stundenschulen für diese erwerbstätigen Kinder.<sup>19)</sup> Der Unterricht fand nun außerhalb der Arbeitszeit - mittags, abends oder an Sonn- und Feiertagen statt. Die zusätzliche Belastung für die Kinder war enorm. Die Kinder der Cromforder Spinnerei besuchten

te die Lehrmittel und den Lehrer. Der Unterricht fand tagsüber in den Arbeitspausen statt. Da aber bis zum Mittag die Kinder schon gearbeitet hatten, war der Schulunterricht auch in diesen Schulen eine Qual. Insgesamt wurden nur wenige Fabriksschulen eingerichtet, manche davon erfüllten nur eine Alibifunktion: die Kinder arbeiteten weiter, waren aber dem Zugriff der Schulaufsicht entzogen.<sup>23)</sup>



Querschnitt durch eine englische Baumwollspinnerei. Unter dem Dach befinden sich ein Tisch und Stühle - die Fabriksschule

seit den 1820er Jahren eine Abendschule, von der ein ehemaliger Schüler, der Fabrikbesitzer Oberempt, berichtete, daß er zu müde war, um etwas zu lernen, und statt dessen einschlief.<sup>20)</sup> Der Ratinger Pfarrer forderte seit 1824 die Einrichtung einer Fabriksschule in Cromford, wo die Kinder täglich eine Stunde Unterricht erhalten sollten. Sie scheiterte zunächst an der Weigerung der Brügelmanns, in der Fabrik ein Lehrzimmer einzurichten.<sup>21)</sup> 1835 richtete Moritz Brügelmann dann doch eine Fabriksschule ein.<sup>22)</sup> Seine Gründe sind nicht überliefert, möglicherweise war sich Brügelmann bewußt, daß im Zuge der Diskussion um die Kinderschutzgesetzgebung der Schulbesuch der Kinder stärker reglementiert werden könnte, und er schuf damit für ihn günstige Voraussetzungen.

Unter einer Fabriksschule wurde eine Schule innerhalb des Fabrikgeländes verstanden, die der Fabrikant auch unterhielt. Er stell-

14) HSTAD, FAB, 123.

15) 1816 besuchten in Ratingen nur 154 Kinder die katholische Elementarschule, 1831 war ihre Zahl bereits auf 780 gestiegen. Die Stadtverwaltung versuchte daraufhin, das Gebäude des Minoritenklosters für Schulszwecke zu erwerben, Samans (Anm.11), Teil 1, S.1ff.

16) Luxem, (Anm.3), S.73/74.

17) Aufzeichnungen des Jacob Strucksberger und seines Nachfolgers, Lehrer an der katholischen Volksschule in Homberg 1790-1831, Stadtarchiv Ratingen, Bericht vom 21. März 1828.

18) 1834 besuchten im Regierungsbezirk Düsseldorf nur 67,7% der schulpflichtigen Kinder den Unterricht, Luxem, (Anm.3), S.75. Auch der Ratinger Pfarrer beschwerte sich 1824 über den mangelnden Schulbesuch der Kinder, die meist in die Fabrik, also nach Cromford, gingen, Stockmann, (Anm.3), S. 21.

19) Luxem, (Anm.3), S.80.

20) HSTAD, FAB, 42. Bericht von J. A. Oberempt von 1835, HSTA Merseburg, D VI 2, Nr. 11, Vol. 1, Rep 120, Bl. 148-151.

21) Stockmann, (Anm.3), S.21.

22) Stockmann, (Anm.3), S.30. Zunächst bestand sie als Sonntagsschule und wurde von über 100 Kindern besucht.

23) Emsbach, (Anm.11), S. 368ff.

## Die Cromforder Fabriksschule

Die Fabriksschule bestand von 1835 bis 1854. Die Quellen vermitteln ein unterschiedliches Bild über Organisation und Bestand der Schule.

1838 berichtete der Lehrer Herlitschka<sup>24</sup>, daß der Unterricht in der Fabrik stattfand. Brügelmann stellte Heizungsmaterialien und Lehrbücher zur Verfügung. Der Unterricht fand mittwochs und samstags nachmittags von 13-14 Uhr und sonntags von 13-16 Uhr statt, in der letzten Stunde gab der Kaplan Religionsunterricht. Den Unterricht erteilten die Lehrer der Ratinger Elementarschule. Für den Unterricht hatten die Kinder monatlich drei Silbergroschen zu zahlen. Dafür arbeiteten sie viermal in der Woche eine halbe Stunde länger, um keinen Lohnausfall zu haben. Es wurden meist mehr als 100 Kinder gleichzeitig unterrichtet.

Bereits drei Jahre später berichtete der Kaplan Brors, daß die Kinder an allen Wochentagen täglich etwa eine Stunde, an den Sonn- und Feiertagen etwa zwei Stunden Unterricht hatten.<sup>25</sup> Für den späteren Zeitraum (1851) sind sehr widersprüchliche Berichte des Ratinger und Eckamper Bürgermeisters erhalten. Alle Bürgermeister der Gemeinden waren verpflichtet, zweimal im Jahr Berichte über die Beschäftigung von Kindern und die Fabriksschulen zu verfassen.



Blick in eine Fabriksschule. In Cromford wurden ca. 100, in anderen Fabriken noch mehr Kinder gleichzeitig unterrichtet. Aus : Alt, Robert. Bilderatlas zur Schul- und Erziehungsgeschichte, Band 2, Berlin 1965

Bürgermeister Prell aus Ratingen bezeichnete die Cromforder Schule als „Nachhülfeschule“, die von 96 Schülern zwischen 9 und 15 Jahren besucht wurde. Der Unterricht fand nach seinen Aussagen in Cromford in zwei 30 Fuß langen und 30 Fuß breiten Schulsälen (1 Fuß = 0,314 m, d.h. ein Raum war rd. 90m<sup>2</sup> groß) statt. Die Unterrichtstage und die Dauer des Unterrichts hatten sich nicht geändert und Brügelmann stellte auch weiterhin die Lehrmittel. Prell erwähnte auch die Arbeitszeiten der Kinder, die von morgens 5 Uhr bis abends 19 oder 20 Uhr dauerten.<sup>26</sup> Erstaunlicherweise bescheinigte der Regierungsrat v. Mühlmann der Schule dennoch gewisse Erfolge: „Es sollen namentlich die in dieser Schule unterrichteten Kinder durchgängig diejenigen der Gemeindegemeinschaft in dem Confirmanden und Communion-Unterricht an Kenntnissen übertreffen.“<sup>27</sup>

Der Bürgermeister von Eckamp, Wilhelm Brügelmann, beeilte sich mit seinem Bericht nicht. Vielmehr bat er um Aufschub, weil er erst mit seinem Cousin Moritz Brügelmann Rücksprache nehmen wollte.<sup>28</sup> Als Wilhelm Brügelmann dann endlich am 1. März 1852 zu der Verfügung Stellung nahm, berichtete er, daß es in Cromford überhaupt keine Fabriksschule gab. Vielmehr gingen „nach der mit dem Fabrik-Inhaber Moritz Brügelmann und dem Schulvorstande zu Ratingen getroffenen Einrichtung, die Fabrikinder wöchentlich dreimal nach Ratingen ... und [erhielten; AG] dort von

den Lehrern Elementarunterricht ...“. Nach Wilhelms Aussage bestand diese Regelung schon seit Jahren.<sup>29</sup>

Er betonte dann auch 1853 - die Berichte stehen ganz im Rahmen der Auseinandersetzung um das im Mai erlassene erweiterte Kinderschutzgesetz - daß „der Fabrik-Herr ... mit den Bestimmungen des Schul-Unterrichts für die Fabrikinder bekannt gemacht worden [ist; AG], derselbe erklärt aber, die Kinder sofort alle entlassen zu wollen, wenn auf Einrichtung einer eigenen Fabriksschule, resp. auf den täglichen dreistündigen Unterricht bestanden wird.“<sup>30</sup>

Insofern kann die Behauptung Brügelmanns, die sich von allen anderen Berichten unterscheidet, nur dahin verstanden werden, daß die Fabriksschule in Cromford in der Realität zwar weiterbestand, die Vettern Brügelmann aber keine stärkere Kontrolle dulden wollten und damit das Landratsamt gezielt falsch informierten. Am 14. Februar 1854 meldete Wilhelm Brügelmann, daß die jugendlichen Fabrikarbeiter nach den gesetzlichen Bestimmungen beschäftigt würden - in zwei Schichten ... 6 Stunden - und daß sich Moritz Brügelmann um die Einrichtung einer Fabriksschule(!) bemühte. Das Schullokal sei

24) Stadtarchiv Wuppertal, L I 69a, Schreiben vom 6.12.1838. Der Lehrer Herlitschka geriet als überzeugter Demokrat der 1848er Revolutionsjahre immer wieder mit der Obrigkeit in Konflikt. Zu seiner Biographie vgl. Samans, (Anm. 11), Teil 1, S.3, Teil 2, 5ff., Vgl. dazu auch mehrere Artikel von Germes, Jakob. Ratingen, Geschichte in Geschichten, Ratingen o.J., (Stadtarchiv Ratingen) und Wisotzky, Klaus. Lasalle rief Ratinger zur Steuerverweigerung auf. Die revolutionären Ereignisse von 1848, in: Journal 8 (Jahrbuch des Kreises Mettmann), S.36-41.

25) Zit. nach Samans, (Anm.11), S.3.

26) HSTAD, Landratsamt Düsseldorf, 145, Bl.21/22.

27) LHA Koblenz, Bestand 403, Nr. 8083, Bl.147ff.

28) HSTAD, Landratsamt Düsseldorf, 145, Bl.19.

29) Ebda., Bl.23.

30) Bericht an den Landrat vom 27. Dezember 1853, ebda., Bl. 62/63.

bereits fertiggestellt worden, nur könne der Fabrikherr „beim besten Willen“ keinen Lehrer dafür finden.<sup>31)</sup>

Auch dies war eine falsche Information, denn zwei Monate später schrieb Bürgermeister Prell, daß Brügelmann seine seit ca. 20 Jahren bestehende Fabriksschule auflöste und die Kinder in die Ratinger Elementarschule gingen.<sup>32)</sup> Von der Gründung einer neuen Fabriksschule konnte keine Rede sein.

Dazu heißt es auch 1859 in einem Düsseldorfer Schreiben: Die „bestandenen, von verschiedenen Etablissements unterhaltenen Fabriksschulen, z. B. zu Cromford ... welche in der Regel nicht nur von den noch nicht 14 Jahre alten Fabrikkindern, sondern auch von älteren besucht wurden, sind, weil die Fabrikbesitzer aus solcher Einrichtung nunmehr keinen Nutzen mehr ziehen, eingegangen und es besteht gegenwärtig keine derartige Schule mehr“.<sup>33)</sup>

### Das erweiterte „Gesetz ... über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken“ von 1853 - Das Ende der Cromforder Kinderarbeit?

Die widersprüchlichen Quellaussagen um die Ratinger Fabriksschule sind nur im Zusammenhang mit dem erweiterten Kinderschutzgesetz, das am 16. Mai 1853 mit einer Übergangsregelung von zwei Jahren in Kraft trat, verständlich. In dem Gesetz wurde das Mindestalter für die Fabrikarbeit auf 12 Jahre heraufgesetzt und die Arbeitszeit für die unter 14jährigen auf sechs Stunden Mindestarbeitszeit festgelegt. Gleichzeitig sollten sie täglich drei Stunden Schulunterricht erhalten. Die Einhaltung des Gesetzes sollte durch fakultative Fabrikinspektionen gewährleistet werden. Diese Bestimmungen erregten unter den Fabrikanten heftigen Unmut. Denn sie griffen in den Betriebsablauf der Fabriken ein, wo die Kinder mit den Erwachsenen eng zusammenarbeiteten. Wenn die

*Liste der unter 14-jährigen Fabrikinder in Cromford vom 23. November 1853.*

Name	Alter	Wochenlohn	Arbeitsort
Rump August	13 3/4	194	Maten
Kubert Peter	13	210	Maten
Janzen Gertr.	13 1/4	275	Maten
Heiser Heinrich	13 1/4	251	Maten
Klochner Johann	13 1/4	Speziallohn	
Röttger Klara	12 3/4	170	Maten
Rietten Gertr.	13	293	Lafelting
Mauken Agnes	12	197	Maten
Brissel Jacob	11 1/2	59	Lafelting
Schmitz Lisette	12 3/4	286	Maten
Kinden Cath	13	237	Lafelting
Röttger Cath	12	Speziallohn	
Kraaken Lis.	13	144	Maten
Bach Gertr.	12 1/2	272	Maten
Schulden Gertr.	12 3/4	Engelshorn	
Stier Margr.	13	25	Lafelting
Obercampst Minn.	12 1/4	218	Maten
Grünwaldt Joh.	13 1/4	Engelshorn	
Kackebreit Gertr.	11	Maten	
Murmann Gertr.	12	153	Lafelting
Macken Gertr.	11	Engelshorn	
Wiertz Joh.	13 1/4	117	Lafelting
Kinden Sib.	12 1/2	153	Maten
Knickmann Henr.	12	217	Lafelting
Kaukanten Gertr.	12 1/2	203	Maten
Bois Anna	12 1/2	177	Maten
Krall Caroll	11 1/2	261	Maten
Pollheim Cath	11	33	Maten
Klingel Lis.	11 1/2	281	Maten
Boe Knamm Henr.	11	275	Maten

Liste der unter 14-jährigen Fabrikinder in Cromford vom 23. November 1853.

Kinder zur Schule gingen, mußte die Arbeit gezwungenermaßen ruhen. Als Alternative blieb den Fabrikanten nur die Anstellung der doppelten Anzahl Kinder übrig, die sie in zwei Schichten arbeiten ließen. Viele drohten mit Entlassung ihrer Fabrikinder.<sup>34)</sup>

Auch Moritz Brügelmann gehörte zu den Fabrikanten, die sich im August 1853 um die Verlängerung der Arbeitszeit der 12-14jährigen auf 10 Stunden oder wenigstens

31) Ebda., Bl.90. Aus einem späteren Bericht geht hervor, daß Brügelmann für seine verwandtschaftliche Rücksichtnahme eine „ernstliche Rüge“ erhalten hat, ebda., Bl.100.

32) Ebda., Bericht vom 18. März 1854, Bl. 134.

33) HSTAD, Regierung Düsseldorf, Nr. 25065, zit. nach Stockmann (Anm. 3), S. 33.

34) Luxem, (Anm.3), S.116/117.

35) Emsbach, (Anm.11), S.337.

eine Übergangsregelung bemühen.<sup>35)</sup> Als dies nichts fruchtete, drohte er mit der Entlassung der bei ihm beschäftigten Kinder und entließ sie vorübergehend tatsächlich.<sup>36)</sup> Ein Namensverzeichnis der 105 im März 1854 entlassenen Kinder unter 14 Jahren führt 23 Kinder in der Spinnerei und 82 in der Weberei auf.<sup>37)</sup>

Ob dies nur ein vorübergehendes Druckmittel für die Regierung war oder Brügelmann eine betriebliche Umorganisation vornahm, um weitere Konflikte zu vermeiden, wie Verfers vermutet<sup>38)</sup>, ist nicht klar. Zunächst wandten sich die beiden Pfarrer an die Regierung, um eine Ausnahmeregelung des Gesetzes zu erwirken, damit die Kinder wieder angestellt werden konnten. Denn ihre Familien waren durch den Verdienstausschlag in Not geraten.

Allerdings weigerte sich Brügelmann, sie wieder einzustellen.<sup>39)</sup> Er fand wahrscheinlich ausreichende Arbeitskräfte über 14 Jahre in der Ratinger Umgebung, so daß er sich nicht der zu gewärtigenden scharfen Kontrollen, vor allem aber der dadurch nötigen Schichtarbeit mit ihren Mehrkosten aussetzen wollte. Doch dies scheint keineswegs das Ende der Kinderarbeit in Cromford gewe-

sen zu sein. Denn ganz ohne die Kinder kam Brügelmann in seiner Fabrik noch nicht aus. Wilhelm Brügelmann berichtet im März 1854, daß Moritz inzwischen die Absicht hatte, „wieder eine teilweise Annahme dieser Kinder vorzunehmen und solche außer der gewöhnlichen Schulzeit zu beschäftigen.“<sup>40)</sup> Und im Juli 1856 waren in Cromford wieder, wenn auch nur 26 Kinder unter 14 Jahren und 59 über 14 Jahre, beschäftigt.<sup>41)</sup> Über weitere Übertretungen der Kinderschutzgesetze in Cromford ist nichts bekannt. Die Akte des Landratsamtes entstand nur im Zusammenhang mit dem erweiterten Kinderschutzgesetz und hört 1856 auf. Auch in späteren Quellen lassen sich keine Hinweise mehr finden.<sup>42)</sup> Sicherlich hörte die Kinderarbeit bei Brügelmann damit aber nicht auf, zumal die Kontrolle des Gesetzes nicht sehr streng gehandhabt wurde.

Eine genaue Fabrikinspektion war noch so gut wie unmöglich, sprach sich doch die Anwesenheit des Fabrikinspektors sofort herum, und manche von ihnen erfüllten ihre Aufgabe hinsichtlich des Druckes der Fabrikanten und nicht selten auch ihrer eigenen Vorgesetzten äußerst zurückhal-

tend. Nur in Ausnahmefällen wurden sich versteckende Kinder gefunden oder Übertretungen des Nachtarbeitsverbotes bemerkt.<sup>43)</sup> Vor allem die Tatsache, daß die Lehrlinge von den gesetzlichen Bestimmungen ausgenommen waren, führte zum Abschluß von Scheinlehrverträgen.<sup>44)</sup>

Es gibt Hinweise dafür, daß dies in Cromford auch so gehandhabt wurde. Die Cromforder Liste der Fabrikinder „bis zum zurückgelegten 14. Jahre“ vom 23. November 1853<sup>45)</sup> führt sehr viele Kinder bereits als „Lehrling“ auf. Und Gemmert schreibt, daß diese in Cromford bis um 1870 überhaupt keinen Lohn erhielten, bevor sie nicht selbst eine Maschine bedienen konnten. Es hatte sich daher eingebürgert, daß die Kinder auch weiterhin in der schulfreien Zeit in die Fabrik gingen, um dort die Anfänge des Spinnens und Webens zu erlernen, so daß sie bei Beginn ihres Arbeitsverhältnisses mit 14 Jahren eine Maschine bedienen konnten.<sup>46)</sup>

Die Kinderarbeit in Cromford hat sicherlich bis ins 20. Jahrhundert fortbestanden.

Andrea Gellert

36) Immerhin waren 32 dieser Kinder die „einzigen Ernährer armer Wittwen und verkrüppelter und kranker Eltern“ und der entfallene Verdienst werde „manche arme Familie vollends an den Bettelstab bringen“, HSTAD, Landratsamt, 145, Bericht von Bürgermeister Wilhelm Brügelmann, 14. Februar 1854, Bl.90, 100. Auch Bürgermeister Prell meldete, daß Brügelmann die Kinder aus seiner Fabrik „entfernt“ habe, ebda., Bericht vom 18. März 1854, Bl. 134.

37) Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 403, Nr. 8083, Bl.117-119. Vgl. dazu Kockerols, Bernd. Daten zu den Lebensläufen der 105 „Kinderarbeiter“, die 1854 in der Fabrik Brügelmann, Ratingen entlassen wurden, Masch. Manuskript RIM Ratingen. Kockerols hat Informationen über den weiteren Lebensweg dieser Kinderarbeiter zusammengetragen.

38) Verfers, Hans. Industrielle Kinderarbeit - Entwicklungslinien ihrer Abschaffung 1815-1855, Masch. Manuskript, RIM Ratingen, 1992.

39) LHA Koblenz, Bestand 403, Nr. 8082, S.115f, 147ff., nach Verfers, (Anm.38), S.21.

40) HSTAD, Landratsamt Düsseldorf, 145, Bl. 100. Die Arbeitszeit war für die Kinder unter 14 Jahren in Cromford Mo, Di, Do, Fr von morgens 5.30 Uhr bis 7.30 Uhr und nachmittags von 16.30 Uhr bis 19 Uhr, also insgesamt 4 1/2 Stunden. Mittwochs und samstags morgens wurde nicht gearbeitet, nachmittags aber von 13 Uhr bis 15.30 Uhr und von 16 Uhr bis 19 Uhr, also insgesamt 5 1/2 Stunden. In der Zeit dazwischen besuchten die Kinder die Elementarschule, ebda., Bl.174.

41) Ebda., Bericht des Bürgermeisters Wilhelm Brügelmann vom 1. Juli 1856, Bl.255.

42) Entsprechende Akten der Bürgermeisterei Eckamp gibt es nicht mehr, in den Ratinger Akten ist die zu Eckamp gehörende Fabrik nicht mitaufgeführt (Stadtarchiv Ratingen, 1-465, 1-588, 1-591, 1-683, 1-692, 1-694 bis 696), und auch die Überlieferung der Regierung hat nicht mehr die Textilunternehmen, sondern ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Schwerindustrie im Auge

(HSTAD, Regierung Düsseldorf, 25065). Eine Akte über die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen in den Spinnereien fehlt (HSTAD, Regierung Düsseldorf, 33534). Nur in einem generellen Bericht des Fabrikinspektors Dr. Wolff vom 24. Oktober 1878 wird erwähnt, daß in den ohnehin wirtschaftlich angeschlagenen Baumwollspinnereien keine Übertretungen vorkamen, weil sie sich für die Fabrikanten nicht lohnten und die Kinder in der Heimindustrie, die nicht von den Gesetzen betroffen war, mehr verdienen konnten, (HSTAD, Regierung Düsseldorf, Nr. 2465, Bl.6ff.).

43) Emsbach, (Anm.11), S.338f. Thun, Alphons. Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter, Leipzig 1879, S. 178ff.

44) Luxem, (Anm.3), S.118ff.

45) Stadtarchiv Ratingen, NK 1-39, vgl. nebenstehende Abbildung.

46) Gemmert, Franz Josef. Die Entwicklung der ältesten kontinentalen Spinnerei. Eine betriebswirtschaftlich-historische Untersuchung, Leipzig 1927, S.125.

# Der Gartensaal im Herrenhaus Cromford

1783 hatte der Textilkaufmann und Unternehmer Johann Gottfried Brügelmann sein Unternehmen von Wuppertal-Elberfeld in die Nähe von Ratingen verlegt. Hier in der Gemeinde Eckamp begann er mit der Einrichtung seiner vollmechanischen Baumwollspinnerei - der ersten außerhalb Englands. Schon ein Jahr später konnte er den Betrieb aufnehmen. Schnell entwickelte sich Cromford zu einem äußerst erfolgreichen Unternehmen. Es gilt seither als die erste Spinnerei nach englischer Art auf dem europäischen Kontinent.

Das Fabrikunternehmen erwies sich als so erfolgversprechend, Brügelmanns andere wirtschaftliche Aktivitäten - Verlags- und Geldgeschäfte - waren es gleichfalls, daß er schon drei Jahre später - 1787 - mit dem Bau eines repräsentativen Wohn- und Geschäftshauses, des Herrenhauses Cromford, beginnen konnte. (Abb. 1)

Innerhalb von drei Jahren war das Gebäude wenigstens im Rohbau fertiggestellt, eine kleine barocke Gartenanlage dazu angelegt. Seither gilt das schloßähnliche Herrenhaus Cromford als das



Herrenhaus Cromford

repräsentative Zentrum der gesamten Anlage. Und innerhalb des Hauses ist es der Salon, der sogenannte Gartensaal, der wiederum den repräsentativen Höhepunkt bildet.

Bis heute ist der Saal der bei weitem repräsentativste und prächtigste Raum des ganzen Herrenhauses: ausgestattet mit Stukkaturen, Friesen und goldenen Spiegeln, ausgemalt mit großen Wandgemälden.<sup>1)</sup> (Abb.2)

Leicht oval und nicht ganz symmetrisch in der Form hat er an der breitesten Stelle einen Durchmesser von 7,50 m und eine Höhe von ca. 5,65 m. Der Haupteingangstür - einer Doppelflügeltür - gegenüber befinden sich drei große Fenster, die Ausblick in den Garten bieten. Zwischen den Fenstern sind zwei fensterhohe, in vergoldete Stuckrahmen gefaßte Trumeauxspiegel über dunkelblauen Konsoltischen angebracht, die wiederum mit Löwenköpfen und -füßen im Stil des Empire verziert sind. Rechts und links der Fenster schließen sich zwei schmale, hochrechteckige Wandgemälde mit Gebirgslandschaften an. Diese werden begrenzt durch je eine weitere Doppelflügeltür, die identisch mit der Eingangstür gestaltet sind. Zwischen diesen drei Türen schließlich befinden sich



Der Gartensaal im ersten Obergeschoß des Herrenhauses

1) Zum Gartensaal in Cromford vgl. Schmidt, Harald: Cromford - Ein Musensitz, in: Die Macht der Maschine, Ausst. Kat., Ratingen 1984, S. 109ff; Herzog, Harald: Haus Cromford - Schloß oder Bürgerhaus, in: „... die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen ...“, Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783-1977, Köln 1991, S.102-199; Günther, Gerhard: Die Baugeschichte und ihr entwicklungsgeschichtlicher Hintergrund, in: Die Macht der Maschine, Ausstellungskatalog, Ratingen 1984, S. 82-96



Supraporten-Wandgemälde aus dem Gartensaal

zwei große querrechteckige Wandgemälde mit idealen Parklandschaften.

Alle Gemälde haben beige-graue, marmorierte Rahmungen; ebenso befinden sich in den Fensterlaibungen marmorierte Füllungen mit einer Rosettenornamentik. Über den Gesimfeldern der Türen sind Supraporten-Wandgemälde angebracht. (Abb. 3) Sie zeigen Trompe-l'oeil-Stillleben, vor marmoriertem Hintergrund gemalte, üppige Früchteschalen, eingerahmt von Rocailles. Oberhalb der Supraporten und Wandgemälde befindet sich

ein sehr naturalistisch gemalter Eierstabfries, darüber ein farbiges Arabeskenband, das die Gestaltung und Farbigkeit der Supraporten wieder aufnimmt. In dieses Rankenwerk mit Rocailles und Blumengirlanden sind abwechselnd dunkle Masken und zwölf antike Porträtköpfe im Profil eingefügt. (Abb. 4) Der farbige Wandfries leitet über zu dem umlaufenden, reich profilierten Deckengesims, das wiederum die Verbindung zu der im klassizistischen Stil ausgestalteten, sehr repräsentativen Decke herstellt. Charakteristisch ist die weiß-goldene Strahlenrosette auf dem



Antiker Porträtkopf im farbigen Wandfries oberhalb der Supraporten

roséfarbenen Fond, die den Mittelpunkt bildet und von der der mächtige Kronleuchter abgehängt ist.

Das Holzwerk besteht aus einem umlaufenden Sockelpaneel sowie den drei großen Doppelflügeltüren mit Aufsatz. Die Türen selbst sind durch kleine Rosettenornamente gegliedert. Die Gesimfelder darüber zeigen mit Lorbeer und Eichenlaub geschmückte allegorische Porträtköpfe, Ranken und Festons, gerahmt von breiten Akanthusleisten. (Abb. 5) Seit der letzten Restaurierung sind sämtliche Holzteile in einem matten Olivgrün gefaßt. Der Dielenfußboden aus Eiche wurde wieder freigelegt und erhielt seine originale dunkelblaue Farbe wieder.

Die Einrichtungsgegenstände des Salons sind mit Ausnahme von Spiegeln, Konsoltischen und vier (allerdings schon im 19. Jahrhundert nachgebauten) Stühlen im Stil des Empire nicht mehr vorhanden.

## Ein Werk von Generationen

Seit den letzten Untersuchungen und Restaurierungsmaßnahmen, die in diesem Raum bis 1995 vorgenommen wurden, ist bekannt, daß seine Ausstattung in der heutigen Form keine historische Einheit ist, sondern das Ergebnis von verschiedensten Umbauarbeiten, Modernisierungen und Restaurierungen in den letzten 200 Jahren darstellt.<sup>2)</sup> Fast jede Generation, die in Cromford lebte, nahm Veränderungen vor. So sind allein auf den Holzteilen, den großen Doppelflügeltüren und den Paneelen sieben verschiedene Farbfassungen (mit je einer Grundierung und 14 Farbschichten) festgestellt worden.

Auch die Wandgemälde entsprechen nicht mehr der Fassung aus der Bauzeit des Hauses.<sup>3)</sup> Laut dem Restaurierungsbericht der Fa. Ochsenfarth sind „alle Land-

2) Restaurierungsbericht der Firma Ochsenfarth GmbH, Paderborn, vom 19.12.1973, 13.9.1974 und Sept. 1976

3) Ochsenfarth 1974, S.1; Ochsenfarth 1976

schaftsbilder und Marmorierungen (...) fast vollständig übermalt und entsprechen somit nicht mal in Details der Darstellung den ursprünglichen Bildern.“ - „Die ersten Untersuchungen ergaben eine Totalübermalung der dekorativen Landschafts- Wandgemälde.“<sup>4)</sup> Eine kleine Freilegeprobe, die an dem rechten der großen Wandgemälde vorgenommen wurde, zeigt in der Tat ein völlig anderes Motiv. Statt des Sees unterhalb des Floratempels

nur sehr wenige Elemente erhalten geblieben. Lediglich die Anlage des Raumes und die Decke entsprechen noch dem Originalzustand von 1790, den der Firmengründer in Auftrag gab.

Johann Gottfried Brügelmann starb 1803. Seine beiden Söhne Johann Gottfried jun. und Jakob Wilhelm Brügelmann übernahmen das Cromforder Unternehmen. (Abb. 7) Sie teilten den Besitz auf: Johann Gottfried erhielt die Fabrik

ihrem Schwager Jakob Wilhelm, die Geschäfte weiter.<sup>7)</sup>

In der Zeit ihrer Firmenleitung erfolgte dann eine grundlegende Umgestaltung des Gartensaals. Die originale Tempera-Malerei wurde mit einer neuen Schicht übermalt und erhielt die heute noch sichtbaren Motive. Den Untersuchungen der Fa. Ochsenfarth zufolge wurde diese Neufassung im 19. Jahrhundert vorgenommen, „um eine eventuell störende (?) Krakellé-Bildung zu überdecken.“<sup>8)</sup> Wann diese Restaurierung notwendig bzw. unternommen wurde, läßt sich anhand von Briefen aus einem Briefkopierbuch des Unternehmens genauer bestimmen. So ist ein kurzer Ausschnitt einer Korrespondenz aus dem Jahr 1813 überliefert, in der es um die Neugestaltung des Saals geht.<sup>9)</sup>

In den nächsten Generationen wurden dann keine vergleichbaren Veränderungen mehr vorgenommen. Zugunsten eines höheren Wohnkomforts verlegten die Brügelmanns um 1900 einen Parkettfußboden und schlossen eine Zentralheizung an. Die Wandgemälde wurden schließlich 1936 im Auftrag des Geschäftsführers Franz Josef Gemmert noch einmal von dem Düsseldorfer Kunstmaler Hermann Holst restauriert.<sup>10)</sup> Dieser Maler ist verantwortlich für die von Ochsenfarth festgestellten, mit Ölfarben vor-



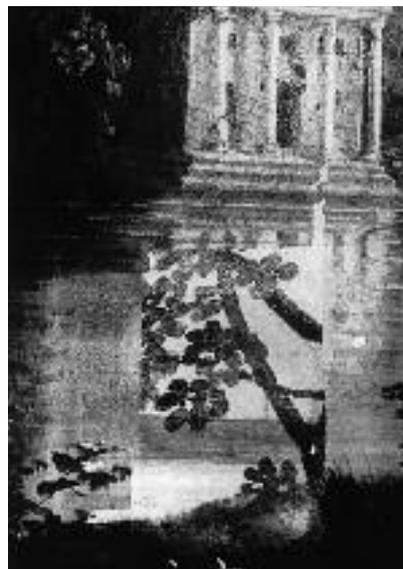
Allegorischer Porträtkopf in einem Türaufsatz

erkennt man einen Ausschnitt einer völlig anderen Landschaftsmalerei. Deutlich zu sehen sind Astwerk mit Blüten, die an Kirschblütenzweige erinnern, wie man sie aus der Chinamode des späten 18. Jahrhunderts kennt. Dahinter ist ein Ausschnitt vom Himmel zu sehen, der sich offenbar über einem flachen, ganz gerade verlaufenden Horizont erhebt. Eine weitere kleine Probe bei demselben Bild zeigt ebensolche Blütenzweige.<sup>5)</sup> (Abb. 6).

Die Marmorrahmen, die Supraporten und der Arabeskenfries stammen laut Ochsenfarth ebenfalls nicht aus dem 18. Jahrhundert. Lediglich die Decke gehört noch zu der Erstaussstattung. Stilistisch läßt sie sich eindeutig dem Klassizismus zuordnen. Das Motiv der in stilisierten Sonnenstrahlen auslaufenden Mittelrosette erinnert deutlich an den fürstlichen Schloßbau.<sup>6)</sup>

Aus der Bauzeit des Hauses im späten 18. Jahrhundert sind also

in Unter Cromford mit dem Herrenhaus, Jakob Wilhelm zog nach Ober Cromford. Schon 1808 starb Johann Gottfried jun., seine Witwe Dorothea Sophie Brügelmann führte seitdem gemeinsam mit



Eine Freilegeprobe im rechten Wandgemälde zeigt Blütenzweige, wie man sie aus der Chinamode des 18. Jh. kennt

- 4) Ochsenfarth 1973; Ochsenfarth 1974
- 5) Vgl. Fotodokumentation der Freilegearbeiten, Ochsenfarth 1973
- 6) Ochsenfarth 1973; Herzog 1991, S.108f; vgl. Markowitz, Irene: Das ländliche Fest. Bildheft 3, Stadtmuseum Düsseldorf, Schloß Benrath, Düsseldorf 1988
- 7) Vgl. Handels- und Teilungsverträge von 1807, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD), Familienarchiv Brügelmann (FAB) 107; von 1811, FAB 112
- 8) Ochsenfarth 1973
- 9) Copierbuch der Municipality Ratingen, fortgeführt als Briefkopierbuch von Jakob Wilhelm Brügelmann 1809-1813, Stadtarchiv Ratingen (STAR) NK 1, Nr.75
- 10) Hinweis von Frau Maja Tacke, geb. Gemmert, Ratingen 1992; der Maler ist in Dresslers Kunsthandbuch von 1930 genannt als: Holst, Hermann, Maler, Mauerstr. 33, Düsseldorf. Weitere Informationen waren bislang nicht zu ermitteln.



Jakob Wilhelm Brügelmann  
(1776 - 1826)

genommenen großflächigen Retuschen auf den Bildern, Rahmen, den Supraporten und auch dem Arabeskenfries.<sup>11)</sup> Deutlich erkennbar sind heute noch dicke glänzende Farbschichten in Öl vor allem im Vordergrund aller Wandgemälde. Besonders in den Bereichen, wo Bäume abgebildet sind, sind großflächige Übermalungen feststellbar. Außerdem hat Holst den Arabeskenfries verändert. Hier sieht man Eingriffe vor allem bei den antiken Porträtköpfen. Die abgebildeten Götter sind nur noch teilweise mit eindeutigen Attributen gekennzeichnet - deutlich ist eine recht grobe Übermalung sichtbar.



Titelseite des Briefkopierbuches der Fa. Brügelmann aus den Jahren 1809 - 1813

Wenn Holst auch massiv in die Substanz der Gemälde eingegriffen hat, so hat er sie in ihren Motiven jedoch nicht verändert. Die heute sichtbare Fassung entspricht in ihren Motiven also derjenigen aus dem frühen 19. Jahrhundert, wie sie von der zweiten Generation der Cromforder Firmenleitung in Auftrag gegeben wurde.

## Das Modernisierungsprojekt 1813 - Umbau und Neugestaltung

In einem der wenigen überlieferten Briefkopierbücher der Firma Brügelmann, den „Berichten der Municipalität Ratingen, fortgeführt als Briefkopierbuch des Hrn. Jagdcapitän Brügelmann“ aus den Jahren 1809-1813, finden sich auch drei Briefe aus dem Jahr 1813, die an einen Herrn Mengelberg, Düsseldorf, gerichtet sind.<sup>12)</sup> (Abb. 8) In diesen Briefen ist die Rede von Bildern für den Jagdkapitän Brügelmann, von einem Saal, der mit „Basreliefs und Arabesken“ geschmückt werden soll, aber auch von „mehreren Zeichnungen für mehrere Zimmer“.

Worum handelt es sich genau? Offenbar hatte die Familie Brügelmann an Mengelberg, der leicht als der Düsseldorfer Maler Egidius Mengelberg zu identifizieren ist, den Auftrag vergeben, größere Umgestaltungen in ihren Wohnräumen vorzunehmen. Mengelberg hat diesen Auftrag angenommen und Arbeiten ausgeführt. Über die Rechnung von Mengelberg ist es dann zum Streit gekommen, der sich in diesen drei Briefen niederschlägt. Nicht der Auftrag selbst ist schriftlich festgehalten worden, sondern lediglich der Streit, so daß man nur versuchen kann, aus den zum Teil sehr knappen Angaben zu rekonstruieren, um welche Arbeiten es sich im einzelnen handelte, und inwieweit sie sich auf die Ausstattung des Gartensaals bezogen.

Die Briefe stammen vom Oktober 1813. Wer sie genau geschrieben hat, läßt sich nicht feststellen, sie sind, wie die meisten in dem

Briefkopierbuch, nicht unterzeichnet. Wahrscheinlich stammen sie von Jakob Wilhelm Brügelmann. Allerdings schreibt er hier, so wird sich zeigen, nicht nur in seinem eigenen Interesse, sondern vertritt offenbar gleichzeitig auch die seiner Schwägerin Sophie, mit der er gemeinsam die Geschäfte der Firma führte.<sup>13)</sup>

In dem ersten Brief heißt es gleich zu Beginn: „Ich habe Ihren Brief vom 29. July erhalten und gleich darauf die in meinem Saal angehefteten Bilder in Augenschein genommen ... Was ihre Rechnung betrifft so setzt mich nicht wenig in Verwunderung, dass Sie so ganz von Ihrer ersten Forderung abweicht, ich finde mich daher genötigt, Ihnen zu erklären, dass ich dieselbe in keinem Fall annehme, sondern mich lediglich an Ihre erste Forderung halte, die für den Saal rt. 394 beträgt. Ihre Forderung ist kein Kostenanschlag, indem sie sich lediglich auf ihre Arbeit beschränken, auch sagen Sie wörtlich unter dem 9. März folgendes: „Dem H. Jagdkapitän Brügelmann sind nachdem von Ihm gutgeachteten Plan folgende Basreliefs auf feine brab. Mahlerleinwand zu liefern etc.“<sup>14)</sup> Aus diesem Ausschnitt geht zunächst deutlich hervor, daß Mengelberg im Auftrag der Brügelmanns einen Saal für 394 Reichstaler ausgemalt hat. Darüber hinaus lieferte er Ölbilder auf Leinwand nach genau abgesprochenen Motiven. Außerdem ist dann noch die Rede davon, daß er andere Gemälde neu aufspannen, reinigen und mit mattem Firniß überziehen sollte. Und dann, das geht aus dem weiteren Verlauf des Briefs hervor, hat Mengelberg offenbar Raumdekorationen für mehrere Innenräume vorgenommen: „... wegen der Rechnung für Zeichnungen zu

11) Ochsenfarth 1973

12) Copien der Berichte der Municipalität Ratingen, fortgeführt als Briefkopierbuch von 1809-1813, STAR, NK 1, Nr.75; Rheinisches Wirtschaftsarchiv Köln (RWA), Nachlaß Brügelmann 36-152-2

13) Vertrag zwischen Sophie und Jakob Wilhelm 1807, HSTAD, FAB 112

14) STAR, a.a.O., S. 213f; sämtliche im folgenden zitierte Passagen stammen aus den drei genannten Briefen.

den plastischen Arbeiten erwidere ich Ihnen, daß mehrere Zeichnungen für mehrere Zimmer zugleich gedient haben und doch jede derselben besonders und zudem sehr hoch berechnet ist.“ Neben dem Umfang läßt sich auch der Zeitraum der Arbeiten abschätzen. Wahrscheinlich enthielt der Brief vom 9. März, der von Brügelmann zitiert wird, eine genauere Aufstellung des Auftrags und markiert damit den Anfang der Arbeiten. Im Oktober 1813 sind sie dann weitgehend abgeschlossen.

Obwohl sämtliche Briefe an Mengelberg adressiert wurden, hat er aber die genannten Arbeiten nicht allein ausgeführt. So ist in einem durchgestrichenen Passus von einem weiteren Maler die Rede: „wäre es mir lieb, wenn Sie sich mit Pose wegen der Wasserfarben benehmen wollten, er mag dann sogleich damit den Anfang machen,...“. Bei Pose kann es sich nur um den ebenfalls in Düsseldorf lebenden Maler Ludwig Pose gehandelt haben. Mengelberg scheint also in dem ganzen Projekt der Auftragnehmer gewesen zu sein, der wiederum Pose für einzelne Arbeiten dazu engagierte. Dabei klingt es so, als hätte Mengelberg alle Entwürfe gemacht, und Pose sei mehr für die Ausführung einzelner Teile in dem Saal zuständig gewesen. Deutlich wird außerdem aus diesem kurzen Passus, daß neben Arbeiten in Öl hier auch welche mit Wasserfarben, also Temperamalereien zu machen gewesen waren. Über die Ausführungen der Arbeiten kam es, wie aus den zitierten Passagen ja schon deutlich sichtbar wurde, zu einem heftigen Streit zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer.

Zunächst zu dem Streit im einzelnen. Mengelberg hatte offensichtlich für die Arbeiten bei Brügelmanns eine höhere Rechnung gestellt, als ursprünglich ausgehandelt war. Außerdem war Brügelmann scheinbar mit der Ausführung nicht durchweg zufrieden. Mengelbergs Gründe für den höheren Preis hat er auch Brügelmann gegenüber geäußert, in den Briefen ist jedenfalls davon die Rede, daß Mengelberg wohl für die Beaufsichtigung der Arbeiten mehr Geld verlangte als vorgese-

hen. Brügelmann sieht dessen Gründe nicht ein, sondern beschwert sich über die zu hohe Rechnung: „Sie mögen ... selbst abnehmen, ob ich zu mehr zu zahlen verbunden bin als demjenigen, was Sie mir forderten, und wo von ich Ihnen nicht einen Thl. abgedungen habe, hätten Sie mehr gefordert, so würde ich den Saal nicht haben mahlen lassen, ich kann mich auf das Detail von Umständen, welches Sie Anführen, nicht einlassen, sondern der Gegenstand reduziert sich bloß auf ihre Forderung und daß es Ihnen in keinem Fall frei stehen konnte diesselbe auszu dehnen, mir kann es durchaus nicht verwirken(?) für den Saal mehr denn die benannte Summe zu bezahlen ...“ Brügelmann will also von den neuen Preisforderungen nichts wissen. Vielmehr schlägt er vor, daß Mengelberg doch versuchen solle, zumindest seine Ölbilder woanders zu verkaufen, „wenn Sie dazu Gelegenheit haben, da wie Sie sagen, diese Ölbilder überall aufgestellt werden können.“

Mengelberg antwortete auf diesen Brief wohl, daß er keine Kompromisse einzugehen gedenke. In dem nächsten Schreiben Brügelmanns an Mengelberg heißt es nämlich: „Aus Ihren beiden Schreiben ersehe ich, daß Sie nicht auf das Ihnen wegen Ihrer Rechnung gesagte diejenige billige Rücksicht genommen haben die ich mit Grund erwarten konnte. (...) Ich halte mich an Ihre erste Forderung wofür Sie mir eine vollendete Arbeit versprochen und mehr haben Sie mir meines Wissens auch nicht geliefert.“ Allerdings ist Brügelmann nun offensichtlich bereit, einzulenken und wenigstens einen Teil der Nachforderungen zu bezahlen. „Um indessen diesen Gegenstand zu berechtigten will ich Ihnen 100 Taler mehr geben. Wollen Sie dies nicht, so weiß ich es ruhig der Beurtheilung abwarten“. Allerdings will er dafür auch die seiner Meinung nach nicht gelungenen Farben der „Arabesken und Suporten“ noch korrigiert wissen. „Nehmen Sie meinen Vorschlag an, so suche ich die Flecken des blauen Grundes der Malereyen daran sich mehrere vorfinden ausbessern und den Suporten

den nämlichen Grund geben zu wollen ...“.

Auf diesen Kompromiß geht Mengelberg wohl ein, jedenfalls ist der letzte Brief etwas versöhnlicher, wenn Brügelmann auch noch einmal seine Korrekturen an den Bildern einfordert. „Es kömt mir auf die Kleinigkeit die wir noch auseinander sind nicht an und ich bewillige Ihnen zur gänzlichen Berichtigung für Ihre für mich vorgenommenen Arbeiten die verlangten 300 Taler. Jedoch muß ich Sie vorher wiederholt ersuchen den Suporten die blaue Farbe der übrigen Arabesken zu geben. ...Sobald dies geschehen seyn wird, hat Herr Juppen, den Auftrag Ihnen gegen nötigen Quitungen obige 300 Reichstaler zu bezahlen“. Mit diesem letzten Brief endet die Korrespondenz.

Auch wenn nur diese wenigen Briefe vorhanden sind, geht aus ihnen doch deutlich hervor, daß ein Saal neu gemalt worden ist. Da der Auftrag mit 394 Reichstälern schon verhältnismäßig hoch war, kann man davon ausgehen, daß es sich hierbei nicht - wie bei einigen anderen der offensichtlich von den Malern getätigten Arbeiten - um eine Restaurierung, sondern um eine Neufassung handelt.<sup>15)</sup> Daß es sich dabei um den Gartensaal im Herrenhaus Cromford handelt, ist zwar nicht dezidiert formuliert, aber naheliegend und sehr wahrscheinlich. Besonders die Hinweise auf die angegebenen Motive - Arabesken und Supraporten -, sowie der Verweis auf die verwendete Temperamalerei bestätigen dies noch. Die anderen genannten Arbeiten sind weniger genau zu verorten. Von den Ölbildern ist keins überliefert, wo sie hingen, kann man auch nicht mehr rekonstruieren. Und von den Raumdekorationen ist ebenfalls nichts mehr vorhanden. Da es allerdings heißt, daß Mengelberg die Bilder auf Leinwand für Jagdkapitän Brügelmann liefern sollte, kann man davon ausgehen, daß es sich also insgesamt um einen Auftrag handelte,

15) Zu den Verdienstmöglichkeiten der Künstler und der Preisbildung bei künstlerischen Aufträgen vgl. Großmann, Joachim: Künstler, Hof und Bürgertum, Essen 1994, S.135f und S.148ff;

der sowohl Arbeiten für Ober- wie für Untercromford umfaßte. Vermutlich betraf der größere Teil Untercromford - schließlich hatte Jakob Wilhelm sein Wohnhaus ja erst wenige Jahre zuvor grundlegend renovieren lassen.

Diese Quellen belegen also, daß die heute in dem Gartensaal sichtbaren Motive 1813 von den Malern Egidius Mengelberg und Ludwig Pose gestaltet worden sind. Darüber hinaus sind sie aber auch deshalb interessant, weil sie den Streit der Vertragspartner deutlich spiegeln. Die ausgetauschten Argumente beleuchten dabei einerseits das Verhältnis der beiden Parteien zueinander, andererseits aber auch das Selbstverständnis der Brügelmanns im Umgang mit Künstlern und künstlerischen Arbeiten.

Diese Auseinandersetzung zeigt ganz offensichtlich, daß es sich aus der Sicht Brügelmanns bei den Kunstwerken Mengelbergs nicht um geniale Schöpfungen von hohem ideellen Wert handelte, sondern um eine Ware mit einem festgelegten Preis. Der ganze künstlerische Auftrag wurde behandelt wie jedes andere kaufmännische Geschäft auch.<sup>16)</sup> Es handelte sich um eine reine Auftragsarbeit für Innendekoration, wobei Mengelberg offenbar genaue Pläne vorgelegt hatte, die dann die Arbeitsgrundlage darstellten und den beiden Malern keinen größeren künstlerischen Spielraum mehr einräumten. Daß es Brügelmanns dabei allerdings schon um eine aufwendige und luxuriöse Form der Dekoration ging, zeigt nicht nur die Höhe der an die Künstler gezahlten Summe. Vielmehr spiegelt auch die Wahl der Künstler diesen gehobenen Anspruch.<sup>17)</sup>

## Die Maler

### Egidius Mengelberg

Egidius Mengelberg war ein im frühen 19. Jahrhundert sehr beliebter und bekannter Porträtist und Landschaftsmaler, der auch Innendekorationen gestaltete.<sup>18)</sup> (Abb. 9)

Geboren am 8.4.1770 in Köln, ging er 1783 an die kurpfälzische

Kunstakademie in Düsseldorf, wo er unter Lambert Krahe und Peter Langer eine dreijährige Ausbildung absolvierte. Anschließend kehrte er zurück nach Köln, wo er eine eigene Zeichenschule führte. 1790 ging Mengelberg dann wieder nach Düsseldorf. Hier fertigte er im Auftrag von Valentin Green, dem Hofkupferstecher von Kurfürst Karl Theodor Kopien verschiedener Gemälde der Gemäldegalerie an, die dann Green als Vorlagen für sein berühmtes, 80 Kupfer umfassendes Werk zu dieser Gemäldesammlung, dem „Descriptive Catalogue of pictures from the Düsseldorf-Gallery“ dienten, der 1793 erschien.<sup>19)</sup> 1796 erhielt Mengelberg wieder einen größeren Auftrag, nun erstmals im Bereich der Porträtmalerei. Er ging nach Koblenz, wo er im Auftrag des dort stationierten französischen Generals Jean Baptiste Kléber einige von dessen französischen Offizieren porträtierte.

1800, also wieder drei Jahre später, ging Mengelberg schließlich nach Elberfeld, wo er schnell zum beliebtesten Porträtmaler der Stadt wurde. Besonders aus dem Kreis der reicheren Elberfelder Familien des Wirtschaftsbürgertums erhielt er viele Aufträge. Bis 1812 arbeitete er hauptsächlich in dieser Bildgattung. Allerdings kam dann der bekanntere Heinrich Christoph Kolbe aus Paris und ließ sich ebenfalls als Porträtmaler in Elberfeld nieder. Kolbe, dessen Porträts schon in klassizi-



Der Maler Egidius Mengelberg  
(1770 - 1849)

stischem Stil gemalt waren, überflügelte Mengelberg schon bald als Porträtmaler.<sup>20)</sup> Mengelberg ließ sich anfangs noch von Kolbe unterrichten, und vor allem ihre Bürgerporträts sind sich sehr ähnlich; dennoch wurde dieser für ihn zu einer ersten Konkurrenz. Mengelberg gab die Porträtmalerei auf und wandte sich nun - wiederum recht erfolgreich - Zimmerdekorationen zu.<sup>21)</sup> Neben diesen Innendekorationen gestaltete er 1811 zusammen mit Peter Cornelius den zur Ankunft Napoleons in Düsseldorf errichteten Triumphbogen.<sup>22)</sup> (Abb. 10)

16) Ebd., S. 135

17) Ebd.

18) Zur Biographie Mengelbergs vgl. Deutsches Biographisches Archiv, hg. von Bernhard Fabian u.a., München 1982-1985, Mikrofiche-Edition; Baum, Marie-Luise: Egidius Mengelberg 1770-1849, in: Wuppertaler Biographien Bd. 10, Wuppertal 1971, S. 49-58; Benezit, J.E.: Dictionnaire des Peintres, Sculpteurs, Dessinateurs et Graveurs, Bd.1-6, Saint Ouen (Seine) 1960; Zander ter Maat, Paul René: Der Kölner Maler Egidius Mengelberg (1770-1849), in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 34/35 (1960), S. 65-81; Rees, W.: Zur Geschichte der Porträtmaler im Bergischen, in: Mitteilungen des Bergischen Geschichtsvereins 1(1932), S.49-51; Schell, Otto: Zur Geschichte der Kunst in Elberfeld in: Monatschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 17 (1910), S.20; Schell, Otto: Der Elberfelder Porträtmaler Mengelberg in: Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 22 (1915), S. 58-59; Merlo, Joh. Jac.: Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit, Düsseldorf 1895 (2.Auflage); ders.: Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler, Köln 1850; wenn nicht anders angegeben, wird zur Biographie Mengelbergs im folgenden nur auf die genannte Literatur Bezug genommen.

19) Markowitz, Irene: Rheinische Maler am Rhein, in: Trier, Eduard / Weyres, Willy (Hg.): Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd. 3: Malerei, Düsseldorf 1979, S. 85

20) Ebd.; Großmann 1994, S. 73

21) Mengelberg an Wallraf, Düsseldorf den 23.3.1818, Historisches Archiv der Stadt Köln, Nachlaß Wallraf, M.N.12b, S. 81f

22) Merlo 1850, 585; Redlich, Otto: Die Anwesenheit Napoleons I. in Düsseldorf im Jahre 1811, Düsseldorf 1892, S. 77f; auf dem Bild ist Mengelberg auch selbst abgebildet (der kleine Mann ganz rechts im Bild).



Der zur Ankunft Napoleons in Düsseldorf im Jahre 1811 errichtete Triumphbogen wurde von Mengelberg zusammen mit Peter Cornelius gestaltet

Wie lange Mengelberg genau in Elberfeld lebte, ist nicht überliefert. Auf jeden Fall war er spätestens seit 1812 wieder in Düsseldorf, wo er weiter Innendekorationen entwarf, jetzt aber auch Landschaften und wieder Porträts malte.<sup>23)</sup>

Nachdem seine Bewerbung als Professor an der neugegründeten Kunstakademie gescheitert war, entschied er sich 1822, nach Köln zurückzukehren. Dort gründete er die bedeutende Sonntagsschule für unbemittelte Handwerker. Parallel zu dieser Arbeit widmete er sich weiter der Portätmalerei. So entstand 1823 als eins der repräsentativsten Porträts das Bild von Mengelbergs Freund, dem Kunstsammler Ferdinand Franz Wallraf. (Abb. 11)

Für die Arbeit in seiner Sonntagsschule, „seine Verdienste zur Hebung des Handwerkerstandes“ wurde Mengelberg 1833 von der preußischen Regierung ausgezeichnet mit dem Allgemeinen Ehrenzeichen und dem Titel eines Königlichen Professors. Und die Stadt Köln gewährte ihm schließlich 1843 einen jährlichen Ehrensold von 300 Thalern als Altersversorgung. Am 26.10.1849 starb Mengelberg in Köln.<sup>24)</sup>

#### Ludwig Pose

Ludwig Pose wurde am 8.12.1786 in Berlin geboren.<sup>25)</sup> (Abb.12) Er

erhielt seine künstlerische Ausbildung an der Berliner Akademie. 1811 ließ er sich dann in Düsseldorf nieder,



Ferdinand Wallraf, Gemälde von Egidius Mengelberg, 1814



Ludwig Pose, Hofmaler (1786 - ca. 1850)

nieder, malte „Landschaften und Blumenstücke“ und gestaltete Innendekorationen. Er arbeitete mehrfach mit Vagedes zusammen (u.a. Ausstattung von drei Sälen des Galeriegebäudes anlässlich Napoleons Besuch in Düsseldorf, Neugestaltung von Schloß Jägerhof in Düsseldorf).<sup>26)</sup> Er erhielt häufig Aufträge von adligen Familien besonders aus dem Rheinland - aber auch aus Frankfurt, Wiesbaden und Thüringen-, deren Wohnhäuser oder Schlösser er neu dekorierte. Ganz in der Nähe von Ratingen war er beispielsweise 1816 und 1823 mit an den umfangreichen Umgestaltungen von Schloß Kalkum beschäftigt, wo er besonders die Wandbemalungen des Braunen und des Grünen Zimmers vornahm. Auch die Räume im Erdgeschoß von Schloß Mickeln im Süden Düsseldorfs wurden von Pose in den 1830er Jahren ausgemalt. Neben diesen Arbeiten erhielt Pose immer wieder Aufträge für die Innendekoration von Räumen in kommunalen Bauten. So hatte er im 1822 neugebauten Aachener Stadttheater die Ausschmückung des Zuschauerraums, der Vorhänge und des Odeonsaals, die Malerei des Vorhangs und die Bühnendekoration übernommen. Er starb um 1850 in Düsseldorf.<sup>27)</sup>

#### Künstler für Cromford

Die Lebensläufe von Mengelberg und Pose zeigen sehr deutlich, daß diese Maler von Brügelmanns wohl keineswegs zufällig ausgewählt wurden. Zunächst sprach ihre Qualifikation für sie. Mengelberg als Landschaftmaler und Spezialist für Innendekoration war geradezu prädestiniert für eine solche Arbeit. Ebenso Pose, der vor allem für seine lebensecht wirkenden Architekturmalereien, Stukkaturen und Friese bekannt war. Auch ihre stilistische Orientierung wird Brügelmanns Vorstellungen entsprochen haben.

Darüber hinaus waren beide Maler im Rheinland recht bekannt und genossen eine hohe Reputation, die ihren Niederschlag auch in den Titeln und Auszeichnungen fand. Auch Brügelmanns werden diese Künstler sicherlich gekannt haben. Zumindest einige der

Elberfelder Porträts von Mengelberg werden sie bei ihren Unternehmerkollegen gesehen haben.

Insgesamt kann man davon ausgehen, daß Brügelmanns von beiden Künstlern gehört hatten, von ihrem Prestige als Maler für die gesellschaftlichen Eliten - für Adel, Hof und Bürgertum - wußten und aufgrund dieser Kenntnisse den Auftrag erteilten. Daß sowohl Mengelberg und vor allem Pose künstlerisch nicht zu den bedeutendsten Malern ihrer Zeit gehörten, - zumal sie aus künstlerischer Sicht eher minderwertige Themen bearbeiteten, sich statt mit Historienbildern mit Landschaftsmalerei und Dekoration beschäftigten -, spielte dabei offensichtlich keine Rolle.



Eines der beiden großen Wandgemälde, eine sogenannte Ideallandschaft

23) Markowitz 1988, S. 86

24) Ebd., S. 79ff

25) Zur Biographie von Ludwig Pose vgl. Deutsches Biographisches Archiv 1982-1985, F.973; Die Handzeichnungen des 19. Jahrhunderts, Düsseldorfer Malerschule, Teil 1: Die erste Jahrhunderthälfte, Text- Tafelband, Düsseldorf 1978 (= Kataloge des Kunstmuseums Düsseldorf III, 3/1 u. 3/2); Bertig, Rudolf, Theaterbauten der Rheinprovinz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Aachen 1976, S. 106f; Nagler, Georg Kaspar, Neues allgemeines Künstlerlexikon, o.O. 1841; Redlich 1892, S. 9

26) Zur Geschichte der Kunstakademie vgl. Müller, Klaus: Unter pfalz-bayerischer Herrschaft (1614-1806), in: Düsseldorf: Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, hg.von Hugo Weidenhaupt, Bd. 2: Von der Residenzstadt zur Beamtenstadt, Düsseldorf 1990 (2.Aufl.), S. 267ff; Trier, Eduard (Hrsg.), Zweihundert Jahre Kunstakademie in Düsseldorf, Düsseldorf 1973; Klapheck, Richard: Geschichte der Kunstakademie zu Düsseldorf, 1.Teil, Düsseldorf 1919; zur Handwerkerschule Mengelbergs vgl. Zander ter Maat 1960, S.80ff; Chronik der Stadt Köln, Köln 1833-1846

27) Die Handzeichnungen des 19. Jahrhunderts, Textteil, 1978, S. 263; Bertig 1976, S. 106f; weitere erhaltene Dekorationsmalereien Poses: Burg Rhein-stein, Burg Linn (Marianne-Rhodium-Zimmer im Jagdschloß), Krefeld-Bockum (Haus Sollbrüggen), Krefeld-Uerdingen (sog.Herberzhäuser am Marktplatz).



Eine der beiden Gebirgslandschaften

## Die Gemälde - frühromantische Land- schaftsmalerei

Egidius Mengelberg und Ludwig Pose übermalten 1813 die ursprüngliche Wandbemalung mit vier großen Gemälden, zwei Park- und zwei Gebirgslandschaften, im Stil der Frühromantik. Mengelberg war vermutlich für die Gemälde, Pose für die dekorativen Teile zuständig.

Die Komposition mit den sorgfältig gestalteten Bildgründen, die Wahl der Bildelemente, Farbe und Licht entsprechen noch weitgehend der klassischen Landschaftsmalerei in der Tradition von Claude Lorrain.<sup>28)</sup> Das ist besonders bei den großen Parkszenen deutlich zu erkennen, die als sogenannte 'Ideallandschaften' gemalt sind: Eingrahmt von Bäumen und Büschen im Vordergrund erstreckt sich eine nach hinten offene Landschaft mit kleinen antiken Tempeln, Fluß und Wasserfall. (Abb. 13) Darüber erhebt sich im Hintergrund eine felsige Bergkette. Der blaue, leicht bewölkte Himmel nimmt fast die obere Bildhälfte ein. Neben der antiken Architektur, welche die idealisierte Vergangenheit symbolisieren soll, finden sich auch Gebäude und Gegenstände aus der Gegenwart des ländlichen Alltags: eine Wassermühle, von der eine steinerne Brücke über den Fluß führt, ein Boot, eine Mauer mit offenem Tor. Mit Sicherheit befanden sich bis zur Restaurierung 1934 auf den Bildern auch Menschen, kleine Figurengruppen, wie sie heute nur noch auf der Brücke oder der rechten Gebirgslandschaft zu sehen sind.<sup>29)</sup>

Die Szenarien sind in ein nachmittägliches Licht getaucht, wodurch eine ruhige und friedliche Stimmung erzeugt wird. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Mensch und Natur scheint eine völlige Harmonie zu bestehen. Allerdings nehmen die Menschen nur eine untergeordnete Rolle ein. Sie sind klein, geradezu winzig gegenüber der Natur, die zwar nicht bedrohlich wirkt, aber doch als übergeordnete Macht erscheint.

Ganz ähnlich in der Komposition sind auch die Gebirgslandschaften angelegt. (Abb. 14) Anstelle der antiken Versatzstücke findet man hier allerdings mittelalterliche Burgruinen als Symbole für die Vergangenheit. Insgesamt wirken die Szenarien etwas dramatischer als die Parkszenen, weil durch das schmale Format die Abfolge der Bildgründe viel dichter hintereinander erfolgt. Dadurch, und verstärkt durch das Motiv der hoch aufragenden Felsen, erscheint auch das Ungleichgewicht zwischen Mensch und Natur augenfälliger als in den Parkszenen.

Diese Darstellung der Landschaft in allen vier Bildern entspricht noch einer Landschaftsvorstellung, die seit den 1780er und 1790er Jahren in Europa als Folge der Aufklärung aufgekommen war.<sup>30)</sup> In dieser Zeit ist „die Wiedergabe der Landschaft (...) noch gekoppelt an eine ideale Vorstellung von der Natur, behaftet mit dem Wunschdenken an eine unirdisch lebenswerte Umgebung, dominiert von Projektionen einer arkadisch-idyllischen Existenzweise des Menschen in der Natur. Die Gestaltung der Landschaft erfolgt additiv, durch eine Art der geordneten Aneinanderreihung verschiedener der Natur zugewiesener Qualitäten.“<sup>31)</sup> Die Einzelhei-

ten der Natur werden nicht um ihrer selbst willen, sondern für die Komposition zusammengetragen, in der sich das landschaftliche Ideal dann darstellen sollte.

## Landschaftsgemälde im Innenraum

Als Tafelbilder hatte diese Art der Landschaften in Deutschland seit Ende des 18. Jahrhunderts einen großen Aufschwung genommen. Einerseits war in der Folge der Französischen Revolution die starre Gattungshierarchie der Malerei in Bewegung gekommen. Die Kritik an der höfischen Kunst, der monumentalen Historienmalerei mit ihren üppigen Allegorien, hatte zu einer Aufwertung der niederen Kunstgattungen geführt. Dabei spielte die Landschaftsmalerei als Gegenstück zur Historie eine besonders große Rolle, galt sie doch im Vergleich zur Historie als dezidiert bürgerliche Kunstgattung. In diesen Bildern spiegelt sich die neue Naturauffassung, die als bürgerlich, antiabsolutistisch und letztlich als eine Umsetzung aufklärerischer Ideen besonders in Nachfolge von Rousseau verstanden wurde. Die ideale Natur wurde dabei von den Aufklärern als moralische Kategorie „gegen das absolutistische Regime und dessen höfische Kultur (=Unnatur) ins Feld geführt.“<sup>32)</sup>

28) Vgl. Bättschmann, Oskar: Entfernung der Natur, Landschaftsmalerei 1750-1920, Köln 1989, S.29f; Eschenburg, Barbara: Landschaft in der deutschen Malerei, München 1987, S.108ff; Sitt, Martina: Die Antwort auf das Andere, in: Angesichts der Natur, Positionen der Landschaft in Malerei und Zeichnung zwischen 1780 und 1850, Ausstellungskatalog des Kunstmuseums Düsseldorf, S. 10f; Langdon, Helen: Claude Lorrain, Oxford 1989

29) Bättschmann 1989, S.30; Günther 1985, S. 90; Sitt 1995, S.11f.

30) Zur Landschaftsmalerei seit 1780 vgl. Bättschmann 1989, S.11ff und passim; Angesichts der Natur, Positionen der Landschaft in Malerei und Zeichnung zwischen 1780 und 1850, Ausstellungskatalog des Kunstmuseums Düsseldorf, Düsseldorf 1995; Eschenburg 1987, S.95ff; Mai, Ekkehard, Kunsttheorie und Landschaftsmalerei. Von der Theorie der Kunst zur Ästhetik des Naturgefühls, in: Heroismus und Idylle, Formen der Land-

schaft um 1800, Ausstellungskatalog des Wallraf-Richartz-Museums Köln, Köln 1984, S. 41-52; Eberle, Matthias: Individuum und Landschaft, Gießen 1984, S. 174ff; Börsch-Supan, Helmut: Die Deutsche Malerei von Anton Graff bis Hans von Marées 1760-1870, München 1988; ders.: Aufblühen der Landschaftsmalerei im Rheinland, in: Trier, Eduard / Weyres, Willy (Hg.): Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd. 3: Malerei, Düsseldorf 1979, S. 209-250; Roters, Eberhard, Jenseits von Arkadien. Die romantische Landschaft, Köln 1995, S. 26ff

31) Sitt 1995, S. 10

32) Eschenburg, S.102; Buttler, Adrian von: Der Landschaftsgarten, Köln 1989, S. 50ff

Landschaftsgemälde aus dieser Tradition, die ganze Innenräume auskleiden wie in Cromford, sind gegenüber der großen Anzahl an kleinformigen Tafelbildern in Deutschland eher selten. Und auch, daß sie sich in bürgerlichen Wohnräumen befinden, ist hier außergewöhnlich. Diese Form der Landschaftsmalerei läßt sich eher in England wiederfinden, wo sich schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts auch in bürgerlichen Wohnhäusern solche großformatigen Raumdekorationen durchsetzten. Gestaltet wurden dort fast rahmenlose Landschaftsillusionen. Sie sind zu verstehen als Fortsetzung der - meist in Form von englischen Landschaftsgärten angelegten - ideal gestalteten Natur in den Innenraum.<sup>33)</sup>

Auch in Cromford hat man es mit einer leicht illusionistischen Raumdekoration zu tun. So sind die Gemälde eingebettet in marmorierte Rahmungen, die den Eindruck von Mauerwerk, von

Architektur vermitteln, so daß dem Betrachter suggeriert wird, er schaue direkt aus dem Saal in diese Gartenszenen. Die Gestaltung der Supraporten als Trompe l'oeil-Malerei verstärkt diesen Eindruck noch. Ebenso der Arabeskenfries, der die Überleitung zur Decke schafft. In diesem dekorativen Fries wird das Thema der idealisierten Vergangenheit, wie er in der Landschaftsmalerei dargestellt wurde, noch einmal aufgegriffen. So erscheint er als eine Art Klammer, die die Bilder innerhalb des Raumes zu einer Einheit zusammenfaßt. Ein thematisches Raumprogramm, das über die Thematisierung der Natur hinausgeht, etwa in Form einer Allegorie einer mythologischen Figur, wie es in Schlössern oft zu finden ist, liegt hier nicht vor. Auch wenn die Tempel als Apollo- und Floratempel zu identifizieren sind, sind diese hier nur architektonische Versatzstücke, die als Stimmungsträger in die Landschaft eingesetzt

sind und keinen allegorischen Inhalt mehr transportieren.

Ob die Cromforder Bilder und Raumgestaltung direkt auf englische Vorbilder zurückgehen, läßt sich nicht belegen. Daß aber die Brügelmanns diese auch in Deutschland in aufgeklärten Kreisen übliche Landschafts- und Naturauffassung dennoch kannten und teilten, ist anzunehmen. So zeigt sich die Rezeption dieser Ideen nicht nur in den Motiven der großen Wandbilder, sondern nicht zuletzt auch in der Anlage eines englischen Landschaftsparks auf ihrem eigenen Grundstück.<sup>34)</sup>

Claudia Gottfried

33) Bättschmann 1989, S.21

34) Schepers, Wolfgang, Natur, Landschaft und Industrie, in: „Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen ...“. Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford, Köln 1991 (= Rheinisches Industriemuseum, Schriften Bd. 5), S. 120-134. Schepers 1992, S. 130



Readymix wünscht Ihnen ein frohes Weihnachtsfest  
und ein erfolgreiches Neues Jahr

# Vom Rohstoff zum Garn – Das Spinnen und seine Mechanisierung

Rohbaumwolle preßt man in den Erzeugerländern zu großen Ballen, damit sie beim Transport nur wenig Frachtraum beansprucht. Um daraus für die Weber brauchbares Garn herzustellen, durchläuft die rohe Baumwolle vom Ballen bis zum Garn viele Stationen in den Spinnereien.

## Der Spinnprozeß

Vor der Erfindung mechanischer Hilfsmittel wurde alles Fasergut von Hand zu Garn gesponnen. Aus gereinigten Fasern entsteht Garn, indem man sie aus einem Bündel auszieht und dadurch weitgehend parallel ausrichtet, um sie dann zu einem gleichmäßigen Garn miteinander zu verdrehen, das schließlich aufgewickelt wird. Das Spinnen ist am effektivsten, wenn diese drei Phasen zu einem kontinuierlichen Prozeß verbunden sind.

Weil es „langstapelige“ Fasern wie Schafwolle (4 bis 50 cm je nach Schafsrasse) oder Flachs (Langfasern 40 bis 70 cm) und „kurzstapelige“ wie Baumwolle (8 bis 50 mm je nach Herkunftsland) gibt, sind – abhängig von Faserlänge und -qualität – unterschiedliche Verarbeitungsverfahren und Maschinen notwendig.

## Das Spinnen von Hand

Da das einfache Verdrehen der Fasern von Hand sehr aufwendig und uneffektiv ist, ersann man schon in der Steinzeit ein technisches Hilfsmittel. Die Handspindel ist ein dünner Stab, der unten mit einer aufgesteckten, runden Schwungmasse, dem Wirtel, beschwert wird. Nachdem man etwas Garn an der Spindel befestigt hat, wird sie in schnelle Drehung versetzt. Dann führt man zwischen den Fingern möglichst gleichmäßig Fasergut nach, das durch die Rotation verdreht wird. Wenn das Garn so lang ist, daß die Spindel den Boden berührt, muß das Spinnen unterbrochen werden, um das Garn auf den Stab aufzuwickeln. Deshalb nennt man dieses Verfahren „abgesetz-

tes Spinnen“. Mit der Handspindel kann man allerdings nur geringe Mengen Garn aus langstapeligen Fasern wie Schafwolle oder Flachs spinnen. Für besonders feines Leinengarn benutzte man die Handspindeln noch bis ins 19. Jahrhundert.

In China, Indien und Ägypten längst bekannt, erleichterte und beschleunigte das Handspinnrad seit dem 13. Jahrhundert auch in Europa die Garnproduktion. Das Spinnverfahren blieb im Prinzip gleich: Zunächst werden die vorgeordneten Fasern zu Garn verdreht, das im zweiten Arbeitsschritt aufgewickelt wird. Die waagerechte Spindel ist in einem Gestell drehbar gelagert und wird mittels Treibriemen von einem großen Handrad angetrieben. Die neben dem Spinnrad stehende Arbeiterin muß sich gut konzentrieren, will sie mit der rechten Hand das Rad drehen, während sie mit der linken das Fasergut nachführt und das Garn mit der gerade passenden Spannung im richtigen Winkel zur Spindel hält. Wenn genug Garn gesponnen ist, muß sie die Spindel mit dem Rad zunächst etwas zurückdrehen und ein wenig Garn abwickeln. Anschließend wickelt sie das fertige Garn mit Vorwärtsdrehungen auf. Um mit dem Handspinnrad gleichmäßiges Garn herzustellen, braucht man viel Übung und Konzentration. Man kann damit lang- und kurzstapelige Fasern, also auch Baumwolle, verspinnen. Das so gesponnene Baumwollgarn ist allerdings nur als Schußgarn beim Weben geeignet. Als Kettgarn braucht man viel festeres Garn.

Mit dem Flügelspinnrad entstand wahrscheinlich kurz vor 1480 ein neues Prinzip der Garnherstellung: das „kontinuierliche Spinnen“. Mit solchen Spinnrädern läßt sich gleichmäßiges und festes Garn für Kette und Schuß erzeugen, ohne daß sich die Spinnerin ständig voll konzentrieren mußte. Mit dem Fußpedal, das zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufkam, treibt sie die Flügelspindel an, welche die von Hand verzoge-



Funktionsfähige Handspinnräder sind kaum erhalten. Das Spinnrad des Museums ist alten Vorbildern nachgebaut und steht für Vorführungen zur Verfügung

nen Flachs- oder Wollfasern verdreht und gleichzeitig das gesponnene Garn aufwickelt. Unterbrechungen gibt es nur noch beim Wechseln der vollen Spulen. Weil Flügelspinnräder leicht zu bedienen sind, benutzte man sie bis ins 20. Jahrhundert noch in bäuerlichen Haushalten zur Selbstversorgung mit Strickgarnen. Für die kurzfasrige Baumwolle ist das Flügelspinnrad jedoch nicht gut geeignet. Man



Mit dem fußgetriebenen Flügelspinnrad stieg die Produktivität, obwohl die Spinnerin bequemer, nämlich sitzend arbeitete

verarbeitet damit vor allem langfaserige Wolle und Flachs.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts reichte die Leistungsfähigkeit der hand- und fußgetriebenen Spinnräder jedoch nicht mehr aus, um den „Garnhunger“ der Weber zu stillen. Es blieb nur ein Ausweg: Die Spinnerei mußte mechanisiert werden. Als Rohstoff für die Textilproduktion kam am ehesten Baumwolle in Betracht. Durch Vergrößerungen der Plantagen in den USA und den Einsatz von Sklaven konnte man die Baumwollerzeugung nämlich schnell erheblich steigern. Die Weidemöglichkeiten für Schafherden in Europa waren dagegen weitgehend ausgeschöpft, das Angebot an Schafwolle ließ sich kaum noch ausweiten.

## Das Spinnen mit Maschinen

Die Mechanisierung des Spinnprozesses von Baumwolle erwies sich als sehr schwierig. Geschickte Hände mit Feingefühl für Material, Garnspannung und Spindel-drehzahl sind nämlich nicht durch eine einzige Maschine zu ersetzen. Im Gegenteil: Man benötigt viele Spezialmaschinen, um die Arbeit einer geübten Spinnerin mechanisch verrichten zu lassen.

Zunächst galt es, den komplizierten Spinnprozeß zu analysieren und in so kleine Schritte zu zerlegen, daß man jeden einzelnen von ihnen mechanisieren konnte. Der gesamte Produktionsablauf in Stichworten: Ballen „brechen“ oder „öffnen“, Baumwolle lockern, grobe Reinigung und erstes Ausrichten der Fasern, feine Reinigung und weiteres Parallelisieren der Fasern, gründliches Parallelisieren und Vergleichmäßigen des sauberen Faserbandes zu „Spinnlunte“, Verziehen und erstes Verdrehen zu Vorgarn oder „Roving“, Verziehen des Vorgarnes und Feinspinnen des fertigen Garnes.

Die Mechanisierung der Baumwollspinnerei erfolgte aber keineswegs in dieser Reihenfolge. Vielmehr bezogen sich die ersten Erfindungen auf die Mechanisierung des letzten Schrittes, auf das Feinspinnen möglichst festen

Garns aus Baumwolle. Als das schließlich Richard Arkwright mit der Water Frame gelungen war, erwies sich die Versorgung der Feinspinnmaschinen mit genügend großen Mengen an Vorgarn als großes Problem. Auch die vorbereitenden Arbeitsschritte mußten mechanisiert werden, wollte man eine Massenproduktion von Baumwollgarn betreiben.

Zur Geschichte der Spinnerei und ihrer Mechanisierung gibt es seit 1995 schon eine Veröffentlichung unseres Museums: „Treffliche von Wasser getriebene Spinnmaschinen“ von Gabriele Harzheim. Deshalb gehe ich hier nur auf die Maschinen ein, die im Museum vorgeführt werden.

## Spinnmaschinen von 1770 – Made in Britain 1995

Als die Stadt Ratingen die denkmalgeschützte Fabrik dem Rheinischen Industriemuseum anbot, hatte sie viele Modernisierungen und einige Bombentreffer aus dem zweiten Weltkrieg hinter sich. Die letzten Maschinen aus der Gründerzeit waren schon um 1830 verschrottet worden. Für ein Museum in dieser ältesten Fabrik auf dem europäischen Kontinent ergab sich daher beinahe zwangsläufig:

- 1) Thema konnte eigentlich nur die erste Phase der Industrialisierung Europas sein.
- 2) Die damaligen Verhältnisse kann das Publikum am besten durch Vorführungen funktionierender Maschinen aus dieser Zeit erleben.

Nun fanden sich aber in Ratingen keine alten Maschinen mehr, man mußte sie nachbauen. Es gibt aber auf der Welt überhaupt nur noch einen Satz von Vor- und Feinspinnmaschinen aus der Anfangszeit des mechanischen Spinnens von Baumwolle (1765 bis 1775). Er stammt aus einer der Spinnereien Richard Arkwrights in England und gelangte anlässlich einer Modernisierung schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts in die Sammlung der Textilmaschinenfirma Platt Brothers & Co. Von dort kamen die Maschinen in das Higher Hill Museum in Helmschore

bei Manchester, wo sie jedoch wegen ihrer besonderen Bedeutung nicht mehr vorgeführt werden.

Mit solchen oder sehr ähnlichen Maschinen muß Johann Gottfried Brügelmann hier in Ratingen seine Garnproduktion begonnen haben. Er ließ nämlich seine Maschinen von einem Mechaniker bauen, den er aus einer Baumwollspinnerei Richard Arkwrights im englischen Cromford abgeworben hatte.

Für den Nachbau begann von Ratingen aus ein zweites Mal die Suche nach einem geeigneten Fachmann, der die Spinnmaschinen von Richard Arkwright für die Spinnerei Brügelmann nachbauen konnte. Und wie einst Brügelmann über seinen Freund C.A. Delius, einen Kenner der englischen Mechanikerszene, seinen Mechaniker fand, so fand die damalige Ratinger Museumsleiterin Gerda Breuer zusammen mit Christopher Charlton von der Arkwright Society in Cromford und Ian Gibson vom Lancashire County Museum's Service erneut den richtigen Mann in England: Charles William Haycock aus Ashbourne/Derbyshire, in fünfter Generation Uhrmacher. Wie seine Vorfahren repariert er alte Uhren und fertigt Zahnräder sowie feinmechanische Teile für viele Verwendungszwecke. In seiner Werkstatt treibt eine zentrale Transmissionsanlage immer noch alle Werkzeugmaschinen an.

Haycock durfte die alten Maschinen genau vermessen und schwierige Details zeichnen. Zeichnungen in alten Büchern, Gespräche mit Spinnereifachleuten und Kontakte zu ehemaligen Textilmaschinenbauern halfen ihm weiter, und seine große Erfahrung bei der Restaurierung alter Mechaniken tat den Rest: Im November 1995 funktionierten alle nachgebauten Maschinen – und sie zeigten bei ihrer Benutzung dieselben Probleme, wie Arkwright und Brügelmann sie gehabt haben müssen. Es wird noch einige Zeit dauern, bis unsere Vorführer im Museum alle Details genau kennen und tatsächlich Garn gleichmäßiger Qualität gesponnen werden kann.

## Die Vorspinnerätschaften und -maschinen

Der erste Arbeitsschritt war das Ballenbrechen, also das Öffnen des Ballens und das Auflockern der fest gepreßten Baumwolle. Je nach Herkunftsland wiegen Baumwollballen zwischen 170 und 300 kg. Erst nach 1826 ersetzten „Ballenbrecher“ oder „Öffner“ hier bei der Fa. Brügelmann das mühsame Öffnen von Hand. Mit Mischern und Staubabsauganlagen versehen sind sie heute aus keiner Spinnerei mehr wegzudenken.

Aus der Literatur wissen wir, daß Baumwolle im Rheinland noch bis etwa 1845 zum Auflockern und zur Reinigung auf Schlagtischen von Hand mit Ruten geschlagen wurde. Dazu waren die Tische mit einem Netz von Schnüren dicht bespannt, so daß ganz kurze Fasern und ausgeschlagene Verunreinigungen auf den Boden fallen konnten. Durch lange andauerndes Schlagen wurde die Baumwolle gelockert. Festsitzende Schmutzteile mußten sorgfältig von Hand ausgelesen werden.

Die Arbeit an den Schlagtischen war sehr anstrengend und wenig produktiv: Pro Tag konnten nur etwa 2 kg Baumwolle geschlagen



Eine Grobkarde aus Richard Arkwrights Fabrik, heute im Higher Hill Museum, Helmshore

werden. Zudem führte der Baumwollstaub häufig zu Lungenerkrankungen. Deshalb konnten die Arbeiterinnen diese Tätigkeit nur wenige Jahre ausüben.

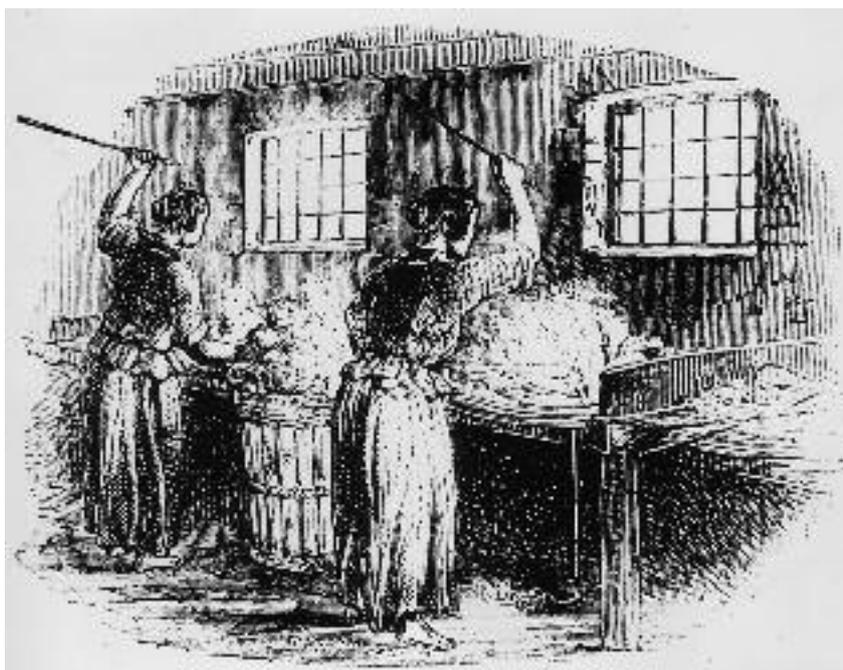
Zum Schlagen bewährten sich Ruten aus Haselnuß- oder Erlenholz: Sie sind elastisch, zerfasern nicht so schnell wie anderes Holz, und man konnte sie einfach aus den vielen Hecken der Gegend schneiden.

Um die auf dem Schlagtisch vorbereitete Baumwolle maschinell verarbeiten zu können, mußte sie

zu einem zusammenhängenden Fließ (eng.: lap) geformt werden. Das geschah mit der **Wattewickelrolle** (eng.: lap making machine). Der genau abgewogene Rohstoff wurde möglichst gleichmäßig auf einem langen Tisch ausgelegt, der genauso tief sein mußte wie die Zuführungsöffnung der Grobkarde breit war. An einer Seite des Tisches befanden sich zwei übereinanderstehende, geriffelte hölzerne Walzen mit einer dahinter montierten Aufwickelvorrichtung.

Ein Arbeiter schob nun die Baumwolle möglichst gleichmäßig zu den geriffelten Walzen, die er mit einer Handkurbel drehte. Von den Walzen wurde die Baumwolle leicht zu einem Fließ zusammengepreßt und anschließend aufgerollt. Die Wattewickel wurden von Kindern zur Grobkarde getragen. Die Arbeit an der Wattewickelrolle wurde „ziemlich gut bezahlt“ (Bernoulli 1829, S. 98), weil sie für das gute Gelingen des nächsten Arbeitsschrittes besonders wichtig war. Es kam nämlich beim Kardieren darauf an, daß die Materialzufuhr auf der ganzen Arbeitsbreite der Maschine sehr gleichmäßig erfolgte. Sonst entstanden Knötchen oder Unterbrechungen im Materialfluß, die zu Fadenbrüchen in der Spinnmaschine oder zu Fehlern im Garn führten.

Auf der Zuführseite der **Grobkarde** wurde der Wattewickel von zwei Kindern eingespannt. Ein



Auf Schlagtischen wurde die Baumwolle durch mühevolleres Schlagen aufgelockert

Arbeiter legte altes und neues Fließ so aneinander, daß keine Unterbrechung im Materialfluß entstand. Zwei übereinanderliegende, gegenläufige Zuführwalzen transportierten die Watte mit ihren scharfen Zacken zur großen Trommel der Karde, auf die mit Drahhäkchen besetzte Lederstreifen aufgenagelt waren. Die obere Hälfte der Trommel war mit ebenso bestückten hölzernen Deckeln versehen. Damit sich die oberen und unteren Hähchen nicht berührten, mußte die Trommel mit ihrer Bestückung exakt rund geschliffen sein und die Deckel mußten genau eingestellt werden. Von den Hähchen wurde die Baumwolle nun gekämmt, von Verunreinigungen weiter gereinigt, und die Fasern wurden parallelisiert. An der Ausgabeseite hackte ein feiner Kamm aus Stahl die Baumwolle von der Trommel, so daß sie als feines Fließ aufgerollt und zur nächsten Maschine gebracht werden konnte.



Die Spinnlunte fällt aus der Feinkarde in eine Kanne aus Blech

Der Wattewickel aus der Grobkarde wurde mit der **Feinkarde** weiter verarbeitet. Das Prinzip ist gleich, doch die Fasern verließen die Maschine als noch weiter parallelisierte und gereinigte Watte in Form einer zweifingerdicken „Spinnlunte“. Zwei Walzen drückten die Lunte fest zusammen, damit das lockere Material nicht sofort auseinanderfiel und transportierten es in eine darunter ste-

hende Kanne aus Blech oder einen hohen runden Korb.

In größeren Spinnereien war ein Arbeiter für das Reinigen der Deckel von bis zu 20 Karden zuständig. Ein weiterer Arbeiter war für die Reinigung der Trommeln von bis zu 15 Karden nötig. Mit feinen Stahlkämmen mußten sie die Hähchen vollständig reinigen. Sonst rollten sich die Fasern zwischen Trommel und Deckel zu kleinen Knötchen zusammen, die nicht versponnen werden konnten. Die Arbeit in der Karderie war sehr gefährlich, weil man leicht in die Zuführwalzen geraten konnte, mit einem Ärmel etwa oder mit einem Zipfel der Jacke. Die Walzen zogen unerbittlich und die Maschine konnte wegen ihrer großen Schwungmasse nicht augenblicklich stillgesetzt werden. Genauso gefährlich waren die meist ungeschützt laufenden Treibriemen der Transmission. Schwere Verletzungen wie abgerissene Hände, Unterarme oder sogar der Verlust eines ganzen Armes waren nicht selten die Folge kleiner Unachtsamkeiten.

Zwischen den Feinkarden und den anschließenden **Streck- und Doublierwerken** trugen Kinder volle und leere Kannen oder Körbe hin und her. In dieser Maschine zog ein Walzenstreckwerk die Fasern auseinander und parallelisierte sie weiter. Damit das Faserband aber durch das Strecken am Ausgang nicht dünner war als am Eingang, wurden je zwei oder drei gestreckte Bänder wieder zusammengeführt. Durch den hohen Druck der Walzen verfestigte sich das Material wieder und fiel in eine Kanne. Je öfter gestreckt und doubliert wurde, desto gleichmäßiger war die Spinnlunte.

An solchen Maschinen arbeiteten normalerweise Mädchen, weil für das Wechseln der Kannen und das Andrehen der Luntten keine großen Körperkräfte nötig waren. Sie konnten sich allerdings schwer an Händen und Armen verletzen, wenn sie in ein Streckwerk gerieten.

Die Spinnlunte benötigte zur weiteren Verarbeitung eine gewisse Festigkeit, die sie in der **Laternenbank** erhielt. Das Faserband wur-

de erneut gestreckt und dann von kleinen Riffelwalzen in eine rotierende Kanne gezogen, wo es sich an den Außenseiten ablegte. Durch die Rotation der Kanne erhielt das Material eine Vordrehung, die das Aufspulen zur Versorgung von Feinspinnmaschinen ermöglichte.

Laternenbänke setzte auch die Fa. Brügelmann ein, sie wurden bis um 1840 im Rheinland benutzt, und es gibt mehrere Abbildungen davon. Unsere Maschine, eine exakte Kopie des einzigen noch existierenden Originals im englischen Higher Hill Museum zu Helmsore in England, funktioniert jedoch nicht. Die Proportionen der verschiedenen drehenden Bauteile stimmen nicht zueinander, so daß es ständig zu Fadenbrüchen kommen muß. Möglicherweise war sie nur ein Modell und war nie für die Produktion bestimmt. Da keine genaue Bauanleitung mehr aufzufinden ist, müßten also heute dieselben Versuchsreihen stattfinden wie vor zweihundert Jahren, um eine funktionierende Laternenbank zu bauen.

## Die Feinspinnmaschinen

**Spinning Jenny** – ihr Name ist vielen geläufig, ihre hohe Bedeutung wird oft richtig eingeschätzt, doch die Funktionsweise dieser weitgehend hölzernen Feinspinnmaschine ist nur wenigen klar. Zu Demonstrationszwecken zeigt



Das Streck- und Doublierwerk (im Vordergrund) und eine sogenannte Laternenbank (Mitte) im Ratinger Museum

unser Museum eine voll funktionsfähige Maschine, die ebenso nachgebaut ist wie Tausende ihrer Vorgänger seit ihrer Erfindung durch James Hargraves.

Der „abgesetzte“ Spinnvorgang mit der Spinning Jenny ist in mehrere Teile gegliedert und läuft wie folgt ab:

1. Lockeres, leicht gedrehtes Vorgarn wird durch die Klemmhölzer zu den Feinspindeln geführt. Die Garnführung über den Spindeln ist hochgestellt. Später, wenn sich die Spindeln drehen, springt der Faden an der Spitze der Spindeln über. Er kann sich dann nicht aufwickeln, sondern erhält seine festigende Drehung.
2. Der Spinner führt die geöffnete Klaue langsam von den Vorgarnspindeln weg. Dabei zieht er Vorgarn aus. Dann kurbelt er am Handrad. Die Feinspindeln rotieren und verdrehen das Vorgarn.
3. Auf halbem Wege drückt er die Klaue zusammen und zieht sie ganz nach hinten. Dabei kurbelt er weiter am Handrad. Durch gleichzeitiges Ziehen und Drehen wird der Faden länger, dünner und fester.
4. Er dreht das Handrad kurz rückwärts und wickelt so die oberen Garnwindungen von den Feinspindeln ab.
5. Er stellt die Garnführung nach unten, um das Garn auf die Spulen zu wickeln. Während er nun das Rad wieder vorwärts dreht, schiebt er die Klaue langsam zu den Feinspindeln. Sie wickeln das fertige Garn auf.

Der Vorgang beginnt von neuem. Das abgesetzte Spinnen mit der Spinning Jenny ähnelt dem Spinnen mit dem Handrad. Mit ihr kann man Baumwolle und Wolle zu weichem Schußgarn verarbeiten.

Viele Spinning Jennies wurden in Heimarbeit betrieben, von 12- bis 14jährigen Mädchen. In Manufakturen eingesetzt, waren 12 Stunden täglicher Arbeit an Handrad und Klaue einer Spinning Jenny mit bis zu 120 Spindeln äußerst anstrengend. An solchen Maschinen konnten nur noch Männer arbeiten.



Teilansicht einer Spinning Jenny. Das Antriebsrad und die Spindeln sind gut zu erkennen

Um Gewebe ganz aus Baumwolle herstellen zu können, mußte das Garn so fest sein, daß es als Kettgarn die hohe Spannung im Webstuhl aushielt. Solches Material konnte man erstmals mechanisch und zugleich in großen Mengen mit der **Water Frame** herstellen. Von einem Wasserrad angetrieben, drehten sich darin bis zu 100 Streckwerke und Flügelspindeln, um aus locker gedrehtem Vorgarn („Roving“) in einem kontinuierlichen Spinnprozeß festes Garn zu spinnen. Dazu wurde das Vorgarn von einer Spule durch drei Paare von Streckwalzen verstreckt, weil sich jedes Walzenpaar etwas

schneller als das vorhergehende drehte und so die langsamer ankommenden Fasern auseinanderzog. Das dünne Faserband wurde auf eine Flügelspindel geführt, vom rotierenden Flügel verdreht und auf die Spule aufgewickelt. Nur noch zum Wechseln der Spulen mußte das kontinuierliche Spinnen unterbrochen werden. Das Auswechseln der vollen Spulen gegen leere, das Herbeitransportieren voller Vorgarnspulen und das Anknöten gerissener Fäden wurde zur Arbeit für Kinder. Nur noch das Aufstecken der hoch angebrachten Vorgarnspulen, das Einstellen der Streckwerke auf neue Baumwollsorten und die Überwachung der Maschine erforderte einen Erwachsenen.

Die geringe Flexibilität der Water Frame war besonders hinderlich, wenn es darum ging, aus häufiger wechselnden Baumwollqualitäten Garne verschiedener Feinheit und Festigkeit zu spinnen. Das Justieren der vielen Streckwerke dauerte lange, und ganz feines Garn konnte man gar nicht darauf spinnen. Hier schaffte die **Mule** oder **Mule Jenny** genannte Maschine Abhilfe, eine Kombination aus den Streckwerken der Water Frame und dem Spindelwagen der Jenny. Die Mules arbeiteten zwar im abgesetzten Spinnverfahren, und der Antrieb konnte nur zu einem Teil durch Wasserkraft erfolgen. Doch schon 1790 gab es Maschinen mit 400 Spindeln,



Mit der Water Frame gelang es erstmals, Baumwolle mit einer Maschine kontinuierlich zu spinnen



Selfaktor-Saal. Ein Spinner bediente zwei gegenüber angeordnete Selfaktoren, wie hier im Higher Hill Museum

die von einem Mann bedient werden konnten. Und nach der Erfindung des Self-Actor-Mechanismus entstanden vollautomatische Maschinen, deren 1200 Spindeln von Wasserrädern und Dampfmaschinen angetrieben wurden. Ein Spinner mußte zwei solcher Maschinen, die sich gegenüber standen, gleichzeitig bedienen.

Diese Maschinen funktionierten so:

1. Vorgarn wird durch das Streckwerk mit geriffelten Walzen zu den Feinspindeln geführt. Die Garnführung ist hochgestellt und läßt den Faden später oben an der Spindel überspringen, wenn sie sich dreht. So kann er sich nicht aufwickeln, sondern erhält seine festigende Drehung.
2. Der Spinner fährt den Wagen durch Drehen der Handkurbel

aus. Gleichzeitig drehen sich die Streckwalzen und ziehen das Vorgarn auseinander. Es wird weiter gestreckt, weil der Spindelwagen ausfährt. Dabei drehen sich die Spindeln, die nun den länger werdenden Faden verdrehen.

3. Der Spinner kuppelt die Streckwalzen aus und hält den Wagen an. Die Feinspindeln drehen sich jedoch noch kurz weiter und geben dem Garn weiteren „Draht“.
4. Dann werden die Spindeln kurz rückwärts gedreht, um die oberen Garnwindungen abzuwickeln. Die Garnführung wird so abgesenkt, daß das fertig gesponnene Garn auf die Spulen gewunden werden kann.
5. Der Spinner schiebt den Wagen mit dem Knie langsam zurück. Dabei dreht er mit der Handkurbel die Spindeln und wickelt das Garn auf.

Wie bei der Spinning Jenny beginnt das abgesetzte Spinnen nun von neuem: Nach dem Strecken und Drehen, dem eigentlichen Spinnen, wird das Garn im zweiten Arbeitsgang aufgewickelt.

## Arbeitsschritte nach dem Spinnen

Abhängig von der späteren Verwendung, wird das gesponnene Garn weiter verarbeitet und veredelt. Seit etwa 80 Jahren gibt es Spinnmaschinen, deren exakt bewickelte Garnspulen nur noch in die Schützen dafür geeigneter Webmaschinen eingesteckt werden müssen. Diese Methode eignet sich aber nur für einige wenige Stoffqualitäten und Webstühle. Für alle anderen Zwecke muß das gesponnene Garn behandelt werden wie seit altersher, bevor es in der Textilproduktion verarbeitet werden kann.

## Das Sortieren

Obwohl die Spinnmaschinen auf die gewünschte Garnsorte genau eingestellt und mit dem entsprechend ausgesuchten Vorprodukt beschickt werden, ist eine genaue Kontrolle und Sortierung des gesponnenen Garns notwendig. Die Kontrolle bezieht sich auf alle technischen Eigenschaften wie die Feinheit, die Drehung, die Bruchfestigkeit und die Restfeuchte des Garns. Garne mit den gleichen Qualitätseigenschaften werden zum Schluß nach Farben und Farbönen in Chargen sortiert, damit es auch in der weiteren Verarbeitung zu möglichst geringen Qualitätsschwankungen kommt.

**Wir haben die  
optimale Lösung  
für Ihr Bad!**

Ratingen-Lintorf  
Konrad-Adenauer-Platz 26  
Eingang Duisburger Straße  
Telefon 02102/893189

**KREATIV**  
  
**M. CIVELEK  
V. FROHNHOFF  
BÄDER**  
Exclusive Bäder und 3D-Badplanung

- Installations-Meisterbetrieb
- Installation und Heizung
- Bäderrenovierung
- Sanitäranlagen
- Neu- und Umbau
- Kundendienst

## Das Haspeln

Auf Spinnrädern und Spinnmaschinen werden Spulen benutzt, die natürlich nur eine bestimmte Garnmenge aufnehmen können. Wenn sie voll bewickelt sind, müssen sie gegen leere ausgetauscht werden. Bei der Weiterverarbeitung benötigt man jedoch häufig andere Garnlängen oder Spulengrößen, um rationell arbeiten zu können. Zudem verursachen Spulen beim Versand zusätzliches Gewicht und beanspruchen teuren Frachtraum. Je nach technischer Ausrüstung können die heutigen Spinnmaschinen das fertige Garn genau abmessen, das sie auf jede Spule wickeln. Früher mußte man für den Verkauf und die Verarbeitung des Garnes seine Feinheit und exakte Länge ermitteln. Deshalb wickelte man das Garn mit einer Haspel von den Spinnspulen ab und gab den Strängen, auch Strähn oder Schneller genannt, die handelsübliche Länge. Ein Strang englisch ist 840 Yards oder 768 m lang, ein Strang französisch oder metrisch 1000 m. Aus dem Verhältnis von Gewicht und Länge errechnet man die Garnnummer, mit der die Feinheit des Garnes angegeben wird (siehe den Beitrag von Christiane Syré). Speziell dafür angefertigte Garnsortierwaagen haben eine Skala, auf der man viele Garnnummern sogar direkt ablesen kann.

Die ausgestellte Haspel ist fast ganz aus Holz gebaut. Anders als bei der Zwirnmaschine sind jedoch alle Verstellmechanismen und Lager sowie alle Befestigungen aus Eisen. Da Haspeln keinen starken mechanischen Beanspruchungen ausgesetzt sind, wurden diese Maschinen noch bis um 1900 teilweise aus Holz gefertigt. Unsere Maschine wickelt von 15 Spulen gleichzeitig Garn ab und zeigt die Länge auf einer Scheibe an. Zum Abnehmen der Stränge wird einer der hölzernen Flügel zurückgeklappt und die Welle seitlich aus dem Lager gehoben, um die Stränge seitlich abzunehmen. Der Umfang der Haspel und damit die Länge des Garns für eine Umdrehung war in England sogar gesetzlich auf 1 1/2 Yards (ca. 1,37 m) festgelegt. Dieses Maß wurde lange international

beachtet, weil alle abweichenden lokalen Maße den Handel nur erschwerten.

## Das Zwirnen

Eine Art der Veredelung rohen Garnes ist das Zwirnen. Dabei verdreht man das Garn von zwei oder mehr Spulen gegeneinander und erzeugt so einen glatteren, vor allem aber erheblich reißfesteren Zwirn. Durch Verzwirnen verschiedenfarbiger, unterschiedlich rauher oder unterschiedlich dicker Garne entstehen Effektwirne für besondere Anforderungen. Spezielle Zwirnqualitäten lassen sich erzielen, indem die Rohgarne vor dem Verdrehen befeuchtet oder durch ein Bad mit chemischen Substanzen geführt werden. In Webereien wird der fertige Zwirn häufig noch in großen Druckbehältern gedämpft oder sehr schnell durch eine offene Gasflamme gezogen („gesengt“), um besonders feines Garn ohne Flaum zu erzeugen. Durch gekonntes Verzwirnen lassen sich aber auch sonst unverkäufliche Garnqualitäten oder -reste noch zu wertvollen Rohstoffen für die Herstellung etwa von Schnürsenkeln oder Gardinenschnüren verarbeiten.

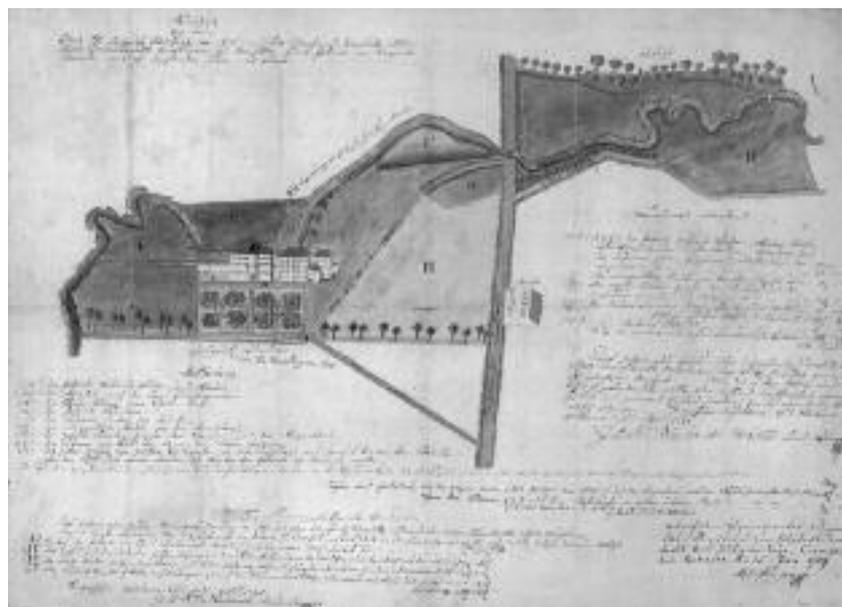
Zwirnmaschinen funktionieren ähnlich wie Flügelspinnmaschinen. Da die eingesetzten Rohgarne aber nicht mehr gestreckt werden dürfen, entfällt das Streck-

werk. Stattdessen ziehen plüschbesetzte Lieferrollen das Garn von einem Spulengatter, wo meist zwischen zwei und zwölf Spulen pro Spindel aufgesteckt werden können. Die einzelnen Garne werden durch eine hohe Welle auf eine Flügelspindel geführt und auf diesem Weg gegeneinander verdreht. Unter dem Flügel wickelt die rotierende Spule den fertigen Zwirn auf und schleppt dabei den ein wenig langsamer laufenden Flügel nach.

Die ausgestellte hölzerne Zwirnmaschine stammt noch aus der Frühzeit des rationalisierten Maschinenbaus, sie wurde wahrscheinlich um 1830 gebaut: In einem Gestell aus standardisierten Holzteilen befinden sich serienmäßig hergestellte Teile aus Metall sowie Wellen, Scheiben und Schrauben, die ein handwerklich arbeitender Stellmacher wohl anders angefertigt hätte. Mit dieser Maschine wurde im Osten Deutschlands bis 1990 gearbeitet, zuletzt in einer Glasseidenfabrik. Für das Museum restauriert, kann man darauf wieder zwei- oder dreifachen Zwirn herstellen.

## Das Färben und Bleichen

Die Rohstoffe für Textilien haben nur in den seltensten Fällen den Farbton, den die Weber benöti-



Plan der Grundstücke und Gebäude der Fa. Brügelmann von 1789.  
Die Flächen „B“ und „C“ sind Bleichwiesen

gen. Wenn der fertige Stoff farbig bedruckt werden soll, muß das Garn möglichst gleichmäßig weiß sein. Bis das Verfahren der Chlorbleiche in der Textilindustrie allgemein angewandt wurde, also etwa bis 1840, mußte man das zu Strängen gewundene Garn auf großen Bleichwiesen mit Hilfe von Sonnenlicht und Wasser bleichen. Auch auf dem 1789 aufgenommenen Plan der Grundstücke und Gebäude der Fa. Brügelmann findet man solche Bleichen, nämlich auf den Grundstücken westlich des Herrenhauses an der Anger, bezeichnet mit B und C.

Das Färben des Garnes besorgten handwerkliche Spezialisten im Lohnauftrag, die neben dem Zugang zu weichem Wasser und besonderen Kenntnissen auch über die geeigneten Farbstoffe verfügten. Nicht nur bei Elberfeld im Tal der Wupper wurde viel gefärbt, sondern auch an manchen Flüssen der Eifel und anderer Mittelgebirge, ja sogar rund um Düsseldorf. Das „Türkischrot“ aus dem Farbstoff der Krappwurzel war beliebt, galt der Farbton

doch als „echt“, weil er selbst nach häufigem Waschen nicht ausbleich. Weil das erste Auswaschen der frisch gefärbten Garne und Tuche die Bäche und Flüsse stark belastete, gab es schon im 18. Jahrhundert erste Proteste dagegen.

Durch das neue Umwelt- und Gesundheitsbewußtsein erlebt das Färben mit natürlichen Farbstoffen heute eine Renaissance, wengleich das Färben und Drucken mit weitgehend lichtechten Farben der chemischen Industrie heute nicht mehr aus der Textilproduktion wegzudenken ist.

## Das Bündeln und Verpacken

Zum Versand werden die gebleichten oder gefärbten Stränge zunächst zu Docken zusammengedreht, dann in Lagen zusammengepackt und mit einer Bündelpresse stark verdichtet. Das feste Garnpaket wird dann verpackt und kann verschickt werden.

Die ausgestellte hölzerne Bündelpresse ist sehr einfach konstruiert: Ein langer Hebel, der mit Hilfe einer einfachen Seilwinde herabgezogen wird, preßt die Druckplatte gegen die feststehende Tischplatte. Damit die Garnbündel nicht seitlich entweichen können, legt man das Preßfach aus acht starken senkrechten Hölzern mit festem Packpapier aus. Nach dem Pressen löst man die Sperre an der Seilwinde, hebt die Druckplatte weg, schließt und verschnürt das versandfertige Paket.

Nur noch wenige Spinnereien und Webereien arbeiten heute noch mit Garnsträngen, weil die Spinnmaschinen das Garn auf Wunsch zentimetergenau auf die Spulen des Kunden wickeln, die auf genormten Paletten gestapelt und vollautomatisch in Kunststoff eingeschweißt in den Versand gehen. In den wenigen noch herkömmlich arbeitenden Betrieben benutzt man inzwischen moderne hydraulische Garnpressen.

Peter Theißen

# Die Textilabteilung des Rheinischen Industriemuseums in Ratingen

## Die Sammlung

Als textiler Standort des Rheinischen Industriemuseums hat es sich die Außenstelle zur Aufgabe gemacht, die Zusammenhänge zwischen der beginnenden Industrialisierung des Textilgewerbes und den Entwicklungen im Kleidungsstil und -verhalten, vor allem in Bezug auf Baumwolle, zu thematisieren und museal darzustellen. Aus diesem Grund hat das Museum in den letzten Jahren eine umfangreiche Textilsammlung aufgebaut. Kostüme, kleinteilige Kleidungsstücke und Gewebefragmente aus der Zeit von 1780 bis 1850 gehören zum Bestand des Hauses. Der Schwerpunkt der Sammlung liegt bei Textilien aus Baumwolle, aber auch Seide, die große Konkurrentin der Baumwolle im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert, sowie Leinen sind vertreten. Das Museum dokumentiert damit einen spannenden Zeitraum in der Geschichte der Kleidung. Denn in diese Zeit fallen nicht nur umwälzende Entwicklungen in der Textilproduktion, sondern auch in der Kleidungs Geschichte sind bis heute wirksame Umbrüche nachvollziehbar.

Aufgrund der beengten Raumverhältnisse und aus konservatorischen Gründen zeigt das Museum nur eine Auswahl aus seinem Bestand. In den kommenden Jahren werden die Textilexponate nach und nach ausgewechselt, so daß dem Besucher immer wieder neue Objekte gezeigt werden können.

Zur Textilabteilung gehören auch eine umfangreiche Grafiksammlung mit Modedarstellungen aus dem gesamten 19. Jahrhundert und Modejournale. So konnte das Museum vor einigen Jahren die ersten Jahrgänge des ersten deutschsprachigen Modejournals in seinen Bestand aufnehmen. Das „Journal des Luxus und der Moden“ erschien 1786 zum erstenmal und wurde von Carl Bertuch in Weimar herausgege-

ben. Auch ein frühes Beispiel einer Zeitschrift mit Schnittmusterbogen kann den Besuchern präsentiert werden, die „Allgemeine Muster-Zeitung, Album für weibliche Arbeiten und Moden“, die seit 1844 erschien.

Kleidung war für die Menschen bis weit in unser Jahrhundert hinein ein wertvoller Besitz. Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung im 18. und 19. Jahrhundert konnte sich immer wieder neue Kleidungsstücke leisten und besaß einen gewissen Überhang. Der größere Teil aber war gerade ausreichend ausgestattet oder konnte auch nur das Nötigste sein eigen nennen. Es liegt nahe, daß Kleidung deshalb einerseits besonders geschont, andererseits getragen werden mußte, bis sie verschlissen war. Kleidung, die heute ihren „Altersruhesitz“ im Museum gefunden hat, verdankt glücklichen Umständen ihren Erhalt, sie wurde geschont.

So wundert es nicht, daß vorwiegend Textilien der gehobenen Schichten die Zeit überdauert haben. Wie auch der Hausrat hat sich die Kleidung der unteren Schichten nicht erhalten. Arbeitskleidung wurde verbraucht. Wie sah die Kleidung der Arbeiter und Arbeiterinnen in Cromford aus? Anhand von zeitgenössischen Grafiken und schriftlichen Quellen hat das Museum den Versuch unternommen, Arbeitskleidung zu rekonstruieren. Die dafür verwendeten Stoffe wurden in Farbe und Muster so ausgewählt, daß sie den Geweben um 1800 so weit wie möglich nahe kommen. Dabei waren auch die Kostüme der Textilsammlung eine Hilfe: Viele Kleidungsstücke besitzen ein lebhaftes „Innenleben“ und sind eine Fundgrube für verschiedenste Stoffe. Neben Partien, die unterfüttert sind, finden sich oft zahlreiche Ausbesserungen und Verstärkungen, manchmal mit kleinsten Stoffresten.

In der Ausstellung präsentiert sich die Textilabteilung im Anschluß

an die Themen der Fabrik, die sich zum einen mit der Baumwollspinnerei, zum anderen mit den Arbeitsbedingungen in einer frühindustriellen Fabrik und mit der von Umbrüchen und Neuorientierungen geprägten Lebensweise der ersten Arbeiterschaft, die vorwiegend aus Kindern bestand, befassen. Dabei verstärkt eine mediale Bilderschau den Spannungsbogen zwischen diesen sozialgeschichtlichen Themen und den Textilexponaten, die eine dem Arbeitsleben entgegengesetzte Welt widerspiegeln. Die Textilabteilung versteht sich aber auch als Fortsetzung der Fabrikthemen: Welchen Einfluß auf die Weberei hatte die Herstellung von Baumwollkettgarn, das erstmals auf der Water Frame gesponnen werden konnte? Welche Gewebe und Kleidungsstücke wurden bevorzugt aus Baumwolle hergestellt?

## Baumwollstoffe in der Kleidermode des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

Als Jacques-Claude Beugnot, von Napoleon eingesetzt kaiserlicher Kommissar im Großherzogtum Berg, 1810 das Land bereiste, um sich einen Überblick über den Stand der Industrie zu verschaffen, konnten ihm die bergischen Textilfabrikanten eine erstaunliche Vielfalt von Produkten zeigen. Darunter waren auch zahlreiche Baumwollartikel. Beugnot, der sechs Jahre lang als Präfekt des Departements Seine-Inférieure in Frankreichs Textiltzentrum Rouen gelebt hatte, besaß genügend Sachkenntnis, um die Qualität der bergischen Textilerzeugnisse zu beurteilen. Er zeigte sich beeindruckt: „Hier breitet sich vor meinen Augen die ganze Vielfalt jener Webwaren aus, die - in vielerlei Farben und Mustern - von den meisten Frauen Europas getragen werden, und die man unter der Bezeichnung Rouener Waren (Rouenneries)

zusammenfaßt. Ich finde hier alles, was man auch in Rouen macht, und das will viel heißen.“ (Beugnot, J.-Cl., 1810)

Mit der Einfuhr von Baumwolle hatte sich die Struktur des bergischen Textilgewerbes seit dem frühen 18. Jahrhundert grundlegend verändert. Zuvor war vorwiegend Leinengarn, größtenteils aus dem Ravensberger Land und Westfalen importiert, veredelt und zu Bändern, Kordeln, Litzen, den Barmer Artikeln, verarbeitet worden. Die Herstellung von Geweben hatte dagegen nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Sie gewann erst an Bedeutung mit

der Verarbeitung von Baumwolle. Diese wurde anfangs auf Handspinnrädern zu groben, dann auf Spinning Jennies zu feineren Garnen versponnen und kam zusammen mit Leinengarn in die Webstuben. Die Weber stellten Mischgewebe her: Leinenkette mit Baumwolleneinschlag, genannt Bonten. Zu den Bonten zählten Stoffe unterschiedlicher Qualitäten, Muster und Farben.

Eine neue Etappe in der Tuchweberei leitete die Fabrikation baumwollener Kettgarne auf der Water Frame ein. Mit diesen Kettgarnen, zuerst aus England importiert, dann auch in hiesigen

Spinnereien hergestellt, ließen sich reine Baumwollzeuge weben. Im Bergischen Land wie auch andernorts wurde das Angebot an Stoffen und Geweben sehr viel breiter. Die reinen Baumwollstoffe ersetzten zum einen traditionell aus Leinen, Seide oder Wolle gewebte Stoffe. Auch Mischgewebe wie die Bonten waren jetzt aus reiner Baumwolle. Zum anderen ahmten die bergischen Textilproduzenten orientalische Baumwollgewebe nach, die in früherer Zeit vorwiegend aus Indien importiert worden waren.

Während Napoleons Wirtschaftsblockade gegen England von



Herrenhausmantel, um 1830



Damenkleid, um 1825

1806 bis 1813, als englische Waren nicht mehr auf dem Kontinent verkauft werden konnten, nutzten die bergischen Unternehmer die Gelegenheit und brachten viele zuvor vor allem von den Engländern produzierte Gewebe auf den Markt. Dazu gehörten Nanking und Siamosen. Nanking, ursprünglich aus Asien stammend, dann von den Engländern fabriziert, war ein dichtes, festes Gewebe von gelb-bräunlicher Farbe. Beugnot urteilte über die bergischen Nankings: „Ich muß außerdem auf die Nanking-Weberei hinweisen, ich habe Probestücke gezeigt bekommen, die alles übertreffen, was mir in dieser Art bekannt war, und dies zu einem unverändert günstigen Preis. Hätte ich dem bemerkenswertesten Zweig der Elberfelder Industrie eine öffentliche Belohnung zu gewähren gehabt, so wäre sie diesem ganz mühelos zugefallen.“ (Beugnot, 1810)

Siamosen wurden ursprünglich aus Seide und Baumwolle, dann rein aus Baumwolle gewebt und kamen bunt gemustert, kariert oder gestreift vor allem als Kleider- und Schürzen-, aber auch als Dekorationsstoffe in den Handel. Andreas Nemnich, der in seinen Reisetagebüchern den technologischen und gewerblichen Entwicklungsstand der bereisten Länder, darunter auch England, festhielt, besuchte zwei Jahre vor Beugnot das Bergische Land. Über die Siamosenproduktion notierte er: „Peter Uelenberg, war vor ungefähr 50 Jahren in Elberfeld der erste, der Siamosen weben ließ. Seitdem hat sich dies Geschäft dermaßen ausgedehnt, daß man gegenwärtig an hundert große und kleine Siamosen-Fabriken in hiesiger Gegend zählt. Von hier aus hat sich dieselbe Weberei weit ins Bergische ausgebreitet.“ (Nemnich, 1809)

Die Textilfabrikation im Bergischen Land war größtenteils auf den Export ausgerichtet. Die Absatzmärkte lagen in Norddeutschland, den Niederlanden, Frankreich, Italien und auch in den Kolonien Südamerikas und Westindiens. Die Baumwolle, die von dort in die bergischen Spinnereien kam, kehrte als fertiges Produkt zurück, nicht selten als „Hemder“ für die Sklaven auf den Plantagen.



Bedrucktes Baumwollkleid, frühes 19. Jahrhundert

## Cromforder Webwaren

Nach der Gründung seiner Spinnerei in Ratingen behielt Johann Gottfried Brügelmann sein Handelsgeschäft in Elberfeld bei und ließ, wie es für die Wuppertaler Kaufleute üblich war, in Heim- bzw. Verlagsarbeit Waren herstellen. Heimarbeiter- und arbeiterinnen spulten, zwirnten, haspelten, bleichten und färbten und stellten Strümpfe, Kappen, Bänder, Schnupftücher und Gewebe für Brügelmann her. Das Garn dafür stammte größtenteils aus Cromford - wie auch die fertigen Webketten, mit denen Brügelmann die Heimweber versorgte. Schon in den ersten Jahren nach der Fabrikgründung bestand in Cromford eine Schärkammer, in der die Webketten vorbereitet wurden. Brügelmann ließ aber auch in Heimarbeit Webketten anfertigen.

Ein wichtiger Produktionszweig war für Brügelmann die Strumpf-

herstellung. In den 1780er Jahren beschäftigte er zwei Strumpfwirker, 1798 hatte er wenigstens sieben „Strumpfstühle“ in Betrieb, wobei aus den Quellen nicht ersichtlich ist, ob sie in Cromford oder bei Heimarbeitern aufgestellt waren. Brügelmann ließ Kinder-, Frauen- und Männerstrümpfe in verschiedenen Farben anfertigen. Strümpfe und Kappen gehörten zu den ersten vorgefertigten Kleidungsstücken, sie können als erste Konfektionsware gelten.

Sowohl Johann Gottfried Brügelmann als auch seine Nachfolger betrieben intensiv die eigene Weiterverarbeitung der Garne. Denn mit veredelten, also gebleichten und gefärbten Garnen und mit Geweben ließen sich größere Gewinne erzielen als mit rohweißen Garnen. In den frühen Jahren der Firma waren zeitweise mindestens 14 Heimweber für Cromford tätig. Die von ihnen hergestellten Gewebe lassen sich

wenigstens zum Teil dem Kassabuch Brügelmanns entnehmen. Aufgeführt sind da beispielsweise „Neßeltuch“, „Siamos“, „Baptist“, „Moußelin“, „Chelassen“, „Satinet“, türkischrote Schnupftücher und ganz allgemein Tücher und Zeuge. (Kassabuch Brügelmann 1785-1790, Stadtarchiv Ratingen NK 1-200) Darüber hinaus ließ Brügelmann in Cromford in einer Webkammer auf zwei Handwebstühlen Nanking anfertigen, überhaupt lag wohl bei der Nankingweberei ein Schwerpunkt der Brügelmannschen Stoffproduktion.

Nanking kam im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts sehr in Mode. In England waren bei Männern wadenlange, enge, gelbliche Röhrenhosen beliebt, die nach dem verwendeten Gewebe auch „Nankinghosen“ genannt wurden. Als Brügelmann 1799 mit Johann Lenssen in Rheydt einen Vertrag „wegen einer von beyden Theilen zu errichtenden Gesellschafts-Handlung“ und der Führung einer „Baumwoll-Handlung und Fabrik“ schloß, wollte er über diese Firma im linksrheinischen Gebiet ebenfalls Heimarbeiter mit der Nankingherstellung beauftragen. (Stadtarchiv Mönchengladbach, Sign 15/21/44, Nachlaß Lenssen) Die Zusammenarbeit mit Lenssen bestand einige Jahre. Nach Brügelmanns Tod wurde der Vertrag gelöst, der genaue Zeitpunkt ist aus den Quellen schwer zu ermitteln. Nanking sollte auch das Produkt in der geplanten Zweigstelle in München sein, doch die Weberei wurde dort letztlich nicht verwirklicht.

Brügelmann plante trotz allem Engagement nie, die Gewebeproduktion seiner Cromforder Fabrik anzugliedern. Die Weberei, zu diesem Zeitpunkt noch reines Handwerk, hinkte der Spinnerei in der technischen Entwicklung hinterher und war weit weniger lukrativ, so daß eine Integration in die Fabrik nicht lohnenswert schien. Johann Gottfried Brügelmann hielt am traditionellen Verlagssystem fest. Nach seinem Tod wurde die Verlagsarbeit aufgegeben. Erst in den 1830er Jahren nahm man die Gewebeproduktion wieder auf; in Obercromford wurden 80 Maschinenwebstühle für die Nesselweberei aufgestellt. Sie blieb Bestandteil der Produktion, als Mo-

ritz Brügelmann nach der Übernahme der Firma 1837 Cromford schrittweise zu einer modernen Spinnweberei ausbaute.

## Baumwolle kommt in Mode

Bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts trugen die meisten Menschen Kleidung aus Wolle, deutlich weniger Kleider aus Leinen. Bei Adel und höherem Bürgertum kamen noch Seidenkleider hinzu. Mischgewebe mit Baumwolle wurden von den unteren Bevölkerungsschichten getragen, machten aber nur einen kleinen Teil der Kleidung aus.

Aber noch bevor die ersten Baumwollspinnereien entstanden, brach in Europa das „Baumwollfieber“ aus. Denn mit der Wiederentdeckung des Seewegs nach Indien brachten Kaufleute seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts feine, oft bunt bemalte oder bedruckte Gewebe von dort mit, die als „Indiennes“ bezeichnet wurden. Sie fanden begeisterte Aufnahme, und die höfische Gesellschaft ließ sich daraus Kleidungsstücke anfertigen: zumeist Haus-, Reise- oder einfache Straßenkleider, die Negligé genannt wurden. Für offizielle Anlässe bei Hofe kam weiterhin nur Kleidung aus Seide in Betracht. Auch Bürgerinnen, die es sich leisten konnten, trugen Indiennes-Stoffe. Die Nachfrage war so groß, daß das Baumwollgewerbe in Indien eine Blütezeit erlebte, aber den Bedarf trotzdem nicht decken konnte. Kaufleute

importierten deswegen rohweiße Gewebe, die in Europa in sogenannten Baumwollmanufakturen bedruckt wurden, die erste entstand 1678 in Amsterdam.

Die Modeentwicklung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam den Eigenschaften der Baumwolle sehr entgegen. Bis dahin hatte die höfische Mode den Kleidungsstil dominiert. Tonangebend in Europa war der französische Hof: „Bei der Französischen Mode handelte es sich um eine Gestaltung der Kleidung, die dieser eine Eigenbedeutung zuerkannte. Sie war getragen von der religiösen Bindung an Herrschertum und Ständeordnung, gestaltet im Zeremoniell und hatte hinweisenden Zeichencharakter - ein Eigenbereich der Kultur, vergleichbar mit der Welt der Kunst.“ (Bringemeier, Wandel der Mode im Zeitalter der Aufklärung, 1966)

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts erstarrte die höfische Mode wie das Hofleben selbst. Aber dann wehte aus England ein frischer Wind herüber. Der englische Adel, der sich weit stärker als der kontinentale dem Geschäftsleben und Gewerbe widmete, und das Bürgertum bevorzugten eine bequeme, schlichte, unkonventionelle Kleidung. Entsprechend einfach war ihr Zuschnitt, und an die Stelle von schweren Seiden- und Atlasgeweben traten leichte, weiche, fließende Stoffe, die sich besonders gut aus Baumwolle herstellen ließen. „Die Englische Mode dagegen folgte einem völlig ande-



Oberteil eines Damenkostüms, um 1790



Bedrucktes Baumwollkleid, 2. Hälfte 18. Jahrhundert

ren Prinzip; sie machte das Kleid zum Diener am Menschen, genauer gesagt, zum nützlichen Instrument, zum Schutz und Schmuck seines Körpers.“ (Bringemeier, Wandel der Mode im Zeitalter der Aufklärung). Die modernen Tätigkeiten und Beschäftigungen im heraufziehenden Industriezeitalter - Gewerbe und Sport - beeinflussten den neuen Kleidungsstil. In Frankreich wurde die englische Mode zuerst aufgenommen, begünstigt durch die Französische Revolution von 1789. Bald folgte ganz Europa nach.

Die Baumwolle eroberte sich nun auch die höchsten Ränge der höfischen Kleidung, die je nach Anlaß eine bestimmte Ausstattung oder „Garnitur“ vorschrieb. Um 1800 hatte Baumwolle ihre Konkurrentin, die Seide, verdrängt. Die Damenwelt, vorübergehend befreit von Korsett, Reifrock und Hüftpolster, trug jetzt ein hemdartiges Kleid mit hochangesezter Taille, die Chemise. Hier-

für wurde ein weicher, dünner, häufig durchscheinender Stoff, Musselin, verwendet, der sich gut aus Baumwolle, aber auch aus Wolle und Seide weben ließ.

Ihren Spitzenplatz in der höfischen Mode mußte Baumwollkleidung nach Napoleons Kaiserkrönung 1804 wieder an die Seide abtreten, aber das konnte den Siegeszug der Baumwolle nicht mehr aufhalten. Baumwollstoffe hatten sich bereits einen breiten Markt erobert. In der beginnenden industriellen Produktion wurden sie nicht nur in immer größerer Menge hergestellt, sie waren auch für immer mehr Bevölkerungsschichten erschwinglich. Wolle und Leinen verloren ihre ursprüngliche Bedeutung. Am Ende des 19. Jahrhunderts bestanden bereits 74 % der Kleidungsstücke aus Baumwolle, 1780 waren es nur 4 % gewesen. (Wagner, 1969, S. 39f.)

Christiane Syré

## Literatur

Beugnot, Jacques:  
Reisetagebuch, 1810, in: Huck, Gerhard/Reulecke, Jürgen, ...und reges Leben ist überall sichtbar! Reisen im Bergischen Land um 1800, Neustadt an der Aisch, 1978, S.165-192

Bringemeier, Martha:  
Wandel der Mode im Zeitalter der Aufklärung. Kulturgeschichtliche Probleme der Kostümkunde, in Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 13, 1966, S. 5-60

„Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen...“, Rheinisches Industriemuseum, Schriften, Band 5, Köln 1991

Nemmrich, Andreas:  
Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise, 1809, in: Huck, Gerhard/Reulecke, Jürgen, ... und reges Leben ist überall sichtbar! Reisen im Bergischen Land um 1800, Neustadt an der Aisch 1978, S. 156 - 192

Wagner, Erich:  
Die textilen Rohstoffe, Wuppertal 1969

## Spinnerlied

Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Rädchen, schnurre!  
Trille, Rädchen, lang und fein,  
Trille fein ein Fädelein,  
Mir zum Busenschleier.

Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Rädchen, schnurre!  
Weber, webe zart und fein,  
Webe fein das Schleierlein  
Mir zur Kirmesfeier.

Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Rädchen, schnurre!  
In und außen blank und rein  
Muß des Mädchens Busen  
sein,  
Wohl deckt ihn der Schleier.

Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Rädchen, schnurre!  
In und außen blank und  
rein,  
Fleißig, fromm und sittsam  
sein  
Locket wackre Freier.

Gottfried August Bürger

# Welchen Reichtum gab mir Cromford

Dabei gewesen bin ich schon, kann mich aber beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, als ich 1923 in „Haus Cromford“ zur Welt kam. Gewiß weiß ich, daß ich mich mit zwei Jahren gerne freiwillig in mein Laufstättchen zurückzog, wenn mein Bruder Fränzel, geb. 1918, und meine Schwester Maja, geb. 1920, mir zu temperamentvoll waren. Im Ställchen waren mein geliebter Bär, ein Kissen und Bauklötze mit schönen Bildern. Ein wunderbar sicherer Ort. Von ihm aus konnte ich ungestört alles um mich herum beobachten. Auch weiß ich gut, daß ich, hatte ich etwas verbochen, nur ins Bett wollte, um meinen großen Kummer wegzuschlafen.

Cromford hatte einen kleinen Park vor dem Haus mit herrlichen Bäumen. Da gab es einen riesigen Mammutbaum, eine Sumpfpresse, einen Ginkgo, Japanische Kirschen und herrliche große Magnolienbäume. Dort gab es auch den Kastanienberg, einen Hügel mit einem Plateau, das von großen Roßkastanien umsäumt war. Im Sommer der schönste Ort, um im Schatten Kaffee zu trinken, Kuchen zu futtern oder am Abend dort zu sitzen.

Hinter dem Park lag die Obstwiese mit vielerlei Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Quittenbäumen und einem hohen schwarzen Maulbeerbaum.

Hinter dem Kastanienberg befanden sich der Nutzgarten und ein Treibhaus. Mein Interesse an Pflanzen und Blumen war immer sehr groß, und ich liebte die Gärtner, da sie mir ein Stückchen Land gaben, zwar nicht sehr fruchtbar, aber meine Wonne. Ein kleines Klappstühlchen hatte es mir auch angetan, und viele Jahre versuchte ich, eine Wollbohnenlaube darum wachsen zu lassen. Da es nie klappte, riet mir mein Bruder Fränzel, Glasscherben zu säen für einen herrlichen Glasbaum, der wäre leicht zu ziehen. Auf diesen Baum hoffte ich lange!



Frau Maria Gemmert mit ihren Kindern Fränzel, Maja, Leo und Gretel auf der Wiese vor Haus Cromford im Jahre 1931

Hinter dem Haus, an der Anger, lag das Schwimmbad. Gerne war ich in und am Wasser. Wir hatten eine Schwimmbüchse. Sie war aus Blech, ähnlich einem Tornister und mit einem Lederriemen um den Bauch zu schnallen. Nie konnte man damit untergehen, und so hatte ich keine Angst vor dem Wasser. Als ich vier Jahre alt wurde, bekam ich einen wunderschönen bunt gelackten dicken Ball. Mit ihm war ich alleine am Schwimmbad, aber es war nicht warm genug, um zu schwimmen. Oh weh, der Ball flog ins Becken! Wie sollte ich nun an ihn herankommen? Ich organisierte mir eine Koksgabel und fiel mit ihr natürlich ins Wasser, denn sie war ja so schwer. Paddeln konnte ich

wohl, doch weiß ich nicht, wie ich es schaffte, in Schuhen und Kleidern herauszukommen. Es gab nur eine Leiter, und die war natürlich am anderen Ende. In diesem Jahr brachte mich nichts mehr dazu, ins Schwimmbad zu gehen. Aber im Jahr darauf konnte ich frei schwimmen.

Mein Großpapa, Vaters Vater, war 1927 gestorben, und die Großmama wollte mich gerne mitnehmen nach Freiburg. Ich liebte sie sehr, denn sie war temperamentvoll und lustig. Am Abend vor der Abreise bekam ich Zweifel, ob es dort so schön wäre wie zu Hause. Also schnitt ich mir ganz viel Haare über der Stirn ab, weil ich hoffte, so entstellt würde sie mich nicht mögen. Ein Katzenfell aus

der Schublade, in der auch die Schere lag, legte ich mir über die Stirn, hatte ich doch ein schlechtes Gewissen. Bevor meine Mutter zu Bett ging, kam sie, um nach mir zu schauen, sah ein fieberheißes Kind, glaubte schon an Krankheit, da entdeckte sie das Fell. Ich mußte also doch mit. Großmama hatte ein schönes Haus mit Garten, aber es war halt nicht unserer. So haben wir beide sehr gelitten!

1929 versuchte es meine Mutter noch einmal, mich ihrer Schwester, die keine Kinder hatte, mitzugeben. Es wurde wieder eine Katastrophe. Ich aß einfach nichts mehr.

Das Cromforder Gelände war ja groß und deshalb gab es einen Gong, der uns aus den hintersten Ecken herbeirief. Hinter der Weberei war man ziemlich sicher allein. So verzogen wir drei uns dahin, um Zigaretten zu rauchen. Erklang der Gong, wurden die Zigaretten schnell ausgemacht. War die Gelegenheit wieder günstig, wurde dort wieder gepafft. Ich als „dat Rotzig“ bekam dann die „Stümpchen“. Keiner war später dem Tabakgenuß zugetan, nur ich, hatte ich doch das Konzentrat bekommen.

Als 1933 Hindenburg Hitler zum Kanzler ernannte und wir das durch das Radio erfuhren, fiel meine Mutter weinend um den Hals meines Vaters und sagte: „Franz, nun ist es aus!“ Wir wußten also schon früh, was es mit Hitlers Politik auf sich hatte. Daher waren wir, obwohl unsere Eltern sich nicht groß vor uns über das Regime unterhielten, schnell „zweisprachig“. Diese Haltung brachte meinem Bruder Fränzel den Kommentar in die Stammrolle beim Militär ein: „Tarnt sich durch Pflichterfüllung!“

Die Fabrik hatte viel Anziehungskraft für uns. Im Kesselhaus waren drei riesige Heizkessel, von denen man nur die Ofentüren sah. Der Heizer, Herr Frohnhofen, mußte die Kohlenglut mit langen Stocheisen und Schiebern in Schach halten. Er trug eine dicke Lederschürze und riesige Lederlappen zum Schutz der Hände, wenn er die Türen öffnete, um das



Wie soll das Essen schmecken, wenn die kleine Gretel Heimweh nach Cromford hat?

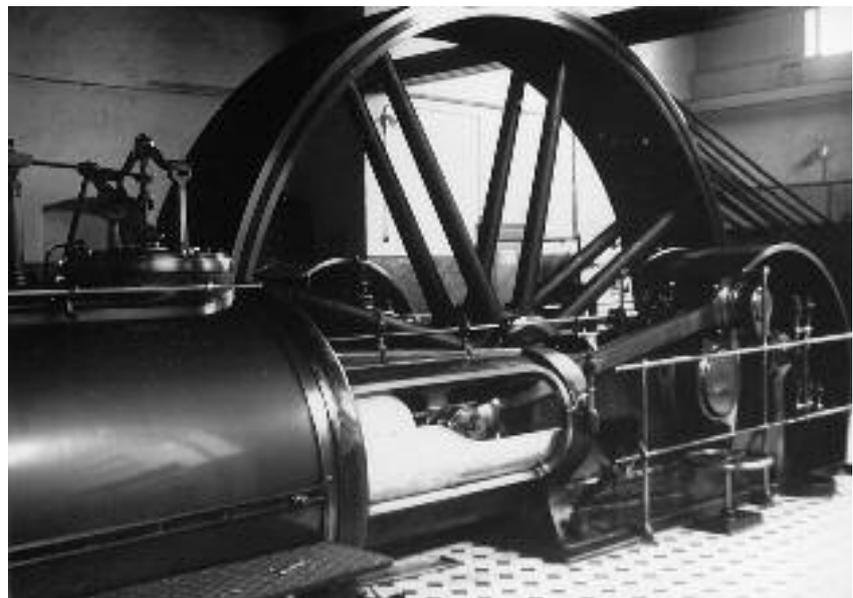
Feuer zu schüren. Der Anblick der Glut war für mich das Tor zur Hölle!

Das große Schwungrad und die Transmission wurden von Herrn Frohnhofen, dem Vater des Heizers, gewartet. In dem Raum blinkte und blitzte es vor Sauberkeit. Der Boden war aus weißen Fliesen, das Geländer um das Schwungrad war glänzend schwarz, und alle Messingteile strahlten in hellem Glanz. Es roch gut nach Schmieröl und Kernseife. Es war sehr einrucksvoll, das große Rad mit den vielen dicken Seilen sich drehen zu sehen und das Rauschen der Seile zu hören.

Herr Lepper war der Maschinist der Lokomotive. Auch sie war enorm gepflegt und wunder-

schön. Natürlich war man glücklich, wenn man mitfahren durfte, um über den Gleisanschluß die Waggons mit Baumwollballen oder Kohlen einzufahren. Aber mein Bruder Fränzel und seine Freunde wollten es auch mal alleine schaffen. Eines Sonntags, die Eltern waren nicht da, wurde der Wunsch Wirklichkeit. Nur hatte keiner mit Herrn Lepper gerechnet. Bleich und zornig kam er hinterhergerannt, vor allem gejagt vor Angst, es könne ein Unglück geben. Wenn wir es nie wieder täten, wolle er uns nicht verraten. Er hatte öfter Grund, uns bei anderen „Untaten“ zu verpetzen, tat es aber nie.

Zu Weihnachten bekamen wir Rollschuhe. Die waren schwer, und man konnte, ähnlich wie mit



Das große Schwungrad

Schlittschuhen, nur geradeaus fahren. Dazu gab es auch noch keine geteerten Straßen, nur holprige Wege. So durften wir nach Feierabend in der Spinnerei, die einen breiten langen Gang hatte, Rollschuh laufen. Zwar wurde jeden Tag nach Arbeitsende wohl fein gefegt, aber Flusen kennt man ja. Sie wickelten sich um die Räder, und nach einigen Minuten mußte man abschnallen, um die festgezurrten Flusen herauszupulen. Dann fuhr man munter weiter. Der Genuß war nicht beträchtlich. Da hatten es die „Stadtkinder“ besser.

Die schöne alte Lindenallee, die auf das Haus zuführte, verbreitete nicht nur im Juni einen herrlichen Duft, sondern unter den Bäumen zum Garten hin gab es Tausende von Schneeglöckchen. Manche Schulfreundin schwärmt heute noch davon, denn man durfte pflücken, so viel man wollte. Für das erste Schneeglöckchen, das eines von uns Kindern brachte, wurden wir alle von meiner Mutter mit Streuselkuchen oder Hefeteilchen belohnt. „Endlich, der Frühling kommt!“

Der Saal, heute Gartensaal genannt, wurde 1934 in Ordnung gebracht. Er sah traurig aus. Die Wandmalereien waren sehr dunkel, der Boden aus zerlöchertem roten Linoleum. Ein Ofen hatte einmal darin gestanden und für das Ofenrohr war ein Loch geschlagen worden durch die Wandmalereien. Mein Vater ließ einen „Kunst“-Maler aus Düsseldorf kommen, um die Wände zu reinigen und zu restaurieren. Wie staunten wir jeden Tag, wenn Vögel und Seen, Blumen und Tempelchen aus dem Dunkel herausstraten. Selbst die Blumenkörbe über den hohen Türen wurden sichtbar und prächtig. Dann wurde Parkettboden verlegt, ein großer Konferenztisch wurde ersteigert, ein Kronleuchter ebenso, und es wurde ein Prachtraum. Der Saal diente als Sitzungszimmer. Manch schönes Fest oder Konzert der Familie wurde auch darin erlebt. Auch der Weihnachtsbaum kam dort hinein. Weihnachten maulte ich einmal, die Kinder von der Allee hätten so tolle Puppenwagen bekommen, und wir? Darauf erwiderte meine



Im Gartensaal von Haus Cromford wurden viele schöne Feste gefeiert

Mutter: „Die Kinder haben es das ganze Jahr über nicht so gut wie ihr, also muß das Christkind für etwas Ausgleich sorgen.“ Das leuchtete mir ein.

Es gab eine kleine Geige in einem schwarzen Holzkasten, die ich so schön fand. Noch schöner wäre es, sie spielen zu können. Noten kannte ich schon, da ich Blockflöte spielte. So bekam ich Unterricht, und Übungsraum war der Saal. Dank der guten Akustik war es eine Wonne, dort zu üben, denn es klang herrlich! Doch ich wuchs, und die Geige nicht. Meine Lehrerin meinte, ich sei begabt

und fleißig, also durfte ich mir eine normal große Geige von meinen Ersparnissen kaufen. Und dieses Geld steckte in der Fabrik. Ich hatte es in die von meinem Vater gegründete Genossenschaft eingezahlt. Nun mußte mir Hetty Brinckmann, die für Löhne und Gehälter zuständige Kassiererin und spätere Prokuristin der Firma, meine Ersparnisse auszahlen.

Die Handwerksarbeit in Schlosserei und Schreinerei war für mich auch sehr spannend. Wenn Herr Pfeiffer, der Schmied, die glühenden Eisen auf dem Amboß bearbeitete oder ein Gewinde gefräst



Die siebzehnjährige Gretel Gemmert mit ihrer Geige am Fenster des Gartensaaes. Im Hintergrund die Lindenallee

wurde, der Schreiner sägte, hobelte und leimte, mit Glaspapier schmigelte, alles war interessant, und man lernte so manches. Aus einem alten Badeofen, dessen Mantel aus Kupfer war, hämmerte ich Schalen und Teller.

Die Wasserversorgung für die Fabrik und die Wohnhäuser kam über den Wasserturm. Er war das höchste Gebäude und lag zwischen Weberei und Kesselhaus. Hoch oben waren riesige Wasserbassins, in den Etagen darunter lagerten die Nesselballen. Als in den 30er Jahren der Zeppelin an Cromford vorbeischwebte, konnten wir das Schauspiel vom Dach des Wasserturms aus verfolgen. Es war ganz toll!

Im Kriegsjahr 1944 wurden die Becken im Turm von einem schweren Geschöß getroffen. Das Wasser schoß die Eisentreppe hinunter, und wir versuchten, soviel Nesselballen wie möglich vor der Nässe zu retten. Aber nun saßen wir viele Tage „auf dem Trockenen“.



Rechts vorn der Wasserturm, dahinter die Sheddächer der Weberei

Der Strom wurde durch eine eigene Turbine erzeugt, mit Hilfe des abgezweigten Angerarms. Da aber der Regen auch an Sonn- und Feiertagen prasseln kann, wußten wir alle, was zu tun war, um ein Durchdrehen der Turbine zu verhindern oder das Hochwasser des Angerarms, der direkt hinter dem Haus vorbeifloß, durch Hochziehen der Schützen an den Wehren zu vermeiden.

Während meiner Ausstellung in Cromford vor zwei Jahren wurde ich gefragt: „War es nicht deprimierend, so nahe bei der Fabrik zu leben?“ Oh nein, es war ein Teil meines Lebens. Wir lebten auch mit den Sorgen und Nöten der Arbeiter und natürlich auch mit den Sorgen meines Vaters.

Zum Beispiel 1930, als mein Vater, um den Betrieb wieder in Gang zu setzen, auf die Idee der Genossenschaft kam, gab es eine Spannung, die auch uns Kinder erfaßte. Freunde kamen und machten Einlagen. Jeden Mittwoch kam das liebe Fräulein Büttner zu uns. Sie nähte für uns Kleider und Bettwäsche, und im Krieg stopfte sie unendlich viel. Auch sie kam eines Tages mit einem Geldbetrag. Waren es 100 RM? Ich weiß es nicht mehr. Nur sah ich das Vertrauen, das sie zu dem Projekt hatte und die freudige Rührung meiner Eltern!

Später die bangen Fragen! Bekommen wir eine Zuteilung an Baumwolle für die Fabrik? Viele



Dr. Franz-Josef Gemmert  
(5. 11. 1891 - 19. 1. 1967)

kam aus Ägypten oder der Türkei. Über den Gleisanschluß wurden die Güterwagen, gefüllt mit Ballen, von der „gepflegten“ Lokomotive geholt. Von Laub und Hülsen wurde die Baumwolle zunächst gereinigt. In der „Kratze“ wurden die Fasern parallel gelegt und zu einem ca. 1 m breiten und ca. 2 cm dicken Wattedband verarbeitet. Dieses wurde zu einem runden Wattedstrang geformt. In weiteren Arbeitsgängen wurde es dann zu einem dünnen Faden gesponnen. In der Kettlerei wurden dann diese Fäden in einer Breite von 80 cm bis 150 cm auf große Spulen, genannt Kettbaum, aufgerollt. Damit die Fäden nicht rissen, lief diese Kette von Fäden durch die Schlichterei, wo sie mit Stärke getränkt und wieder getrocknet wurde. Danach mußten die Fäden des Kettbaums in der Kettlerei durch den Weberkamm gezogen werden. Endlich konnte das Weben beginnen!

Kein Wunder war es, daß ich beweisen wollte, auch ohne BDM das Reichsjugendabzeichen im Sport erwerben zu können. Schwimmen und Schlagball waren kein Problem, aber Weitsprung und 75m-Lauf. Also nahm ich einen Fallstock, zeichnete mit Kreide an der Webereimauer, die an der schönen Lindenallee stand, die 75 Meter an. Im Schwimmbad war eine Sandspielgrube, dort legte ich eben-

falls die Meter fest. So übte ich 1937 eifrig. Im Rheinstadion von Düsseldorf, durch unsere Turnlehrerin, Fräulein Rehrmann, liebevoll betreut, machte ich dann 1938 das Sportabzeichen. Ich trug dieses Abzeichen gerne, weniger weil ich es hatte, sondern weil ich es so erreicht hatte. Schließlich kriegsdienstverpflichtet, mußte ich von 8 -19 Uhr arbeiten. Ein Nachmittag in der Woche war frei und dieser Nachmittag war für den Geigenunterricht am Konservatorium in Düsseldorf reserviert. Dort gab es auch, je länger der Krieg dauerte, Unterrichtsausfall. So wollte ich lernen, Figuren „zu machen“. Mit dem Fahrrad und einem Eimer fuhr ich in den Junkersbusch. Dort gab es Tongruben, heute längst bebautes Wohngelände. Ich stach mir Ton, reinigte ihn von Laub und hatte eine Modelliermasse. Ein Raum, der für die Lehrlingsausbildung gedacht war, wurde nicht mehr gebraucht. Ich durfte ihn als „Atelier“ beziehen. Dort sind meine ersten Plastiken entstanden. Dank des Umfeldes und aller Eindrücke, die ich in der „Fabrik“ sammeln konnte, hatte ich genug Handwerk für die Anfänge der Bildhauerei erfahren.



Gretel Gemmer's erste Arbeiten in Ton (1938). Im Hintergrund der Gartensaal

Der Mittelpunkt meiner hier geschilderten Erlebnisse ist Cromford, und vielleicht kann man erkennen, welches Glück ich hatte, daß dort meine Welt begann und auch mein Elternhaus war.

Gretel Krauskopf-Gemmert

Die Bildhauerin Gretel Krauskopf-Gemmert lebt und arbeitet heute in Düsseldorf-Golzheim. Sie wur-

de 1923 als Tochter des Direktors Dr. Franz-Josef Gemmert und seiner Frau Maria in Haus Cromford geboren. Sie war verheiratet mit dem 1984 verstorbenen Ratinger Maler und Grafiker Karl Heinz Krauskopf. Vom 11.6. bis 3.7.1994 fand im Industriemuseum Cromford eine Ausstellung mit Plastiken Gretel Gemmer's und Aquarellen und Ölbildern Karl Heinz Krauskopfs statt, die viel Beachtung fand.



**... wir vermitteln  
Ihre Immobilien**

IMMOBILIEN  DIETER SCHYMIK  
GMBH

Ihr kompetenter Partner bei der  
Vermittlung und Finanzierung  
von Ein- und Mehrfamilien-Häusern,  
Eigentums- und Mietwohnungen,  
gewerblichen Wohn- und  
Geschäftsobjekten.

Turmstraße 30 · 40878 Ratingen  
Telefon (02102) 28088 · Telefax (02102) 26762

# Kleine Geschichten um Cromford

Es sind nur wenige Erinnerungen, die ich an meine früheste Kindheit, die ich in Cromford verbrachte, habe. Hier wurde ich im November 1924 geboren, und da wir im August 1928 dort weggezogen, sind es nur einige wenige Begebenheiten, Bilder gewissermaßen, die schwach und nebelhaft bei bestimmten Gelegenheiten oder bei einigem Nachdenken an jene frühen Tage auftauchen. Ein Spaziergang durch das weitläufige Cromforder Gelände, das sich heute ja ganz anders darstellt als vor etwa 67 Jahren, ist eine solche Gelegenheit.

Um auf das Werksgelände und zum „Herrenhaus“ zu gelangen, mußte man ein Tor, das vom Pförtner, dem „alten Vennemann“, bewacht wurde, passieren. Ich sollte es wohl nicht, aber ich versuchte doch immer wieder, ungesehen und ungehindert durch die Pforte zu gelangen. Was ich da eigentlich wollte, weiß ich heute natürlich nicht mehr. Vielleicht tat ich es ja auch nur, weil mich der Reiz des Verbotenen lockte. Es ist ja sehr, sehr lange her, und da verwischt sich manches. Aber ich weiß noch ganz gut, daß ich im zarten Alter von drei Jahren eine bestimmte Taktik, die auch meistens funktionierte, entwickelt hatte. Wie ein Indianer auf dem Kriegspfad schlich ich mich an und huschte dann in geduckter Haltung direkt unter dem Fenster der Portiersloge vorbei. Hier war ich ja gewissermaßen im toten Winkel, und der „alte Vennemann“ – der ja wahrscheinlich noch gar nicht so alt war – konnte mich nicht sehen. Hatte ich diese Hürde genommen, drehte ich mich um und rief triumphierend: „Du kriss mich aber nicht.“ (Ich lispelte damals) Natürlich kriegte er mich nicht, ich war ja viel flinker. Obgleich das mit dem schnellen Laufen und gleichzeitigen Umdrehen auch seine Tücken hatte, insofern, als ich dabei auch schon mal hinfiel und mir blutige Knie holte.

Ein anderes Bild taucht aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit emporkommend, wenn ich mir eine Foto-

grafie von 1928, die „Cromforder Kinder“ darstellend, betrachte. An eines dieser Kinder, das mit mir etwa gleichaltrig war, erinnere ich mich auch noch ganz gut. Wenn Trude, die wohl ein schlechter Esser war, bei ihrer Oma zu Mittag aß, kam diese öfter zu meiner Mutter, um auch mich zum Essen einzuladen, und zwar mit dem Hinweis: „Wenn dat Lorche bei uns am Dösch sitzt, fritt dat Trude von Avjunst.“



Cromforder Kinder um 1928. Das Mädchen mit der Stoffkatze ist Lore Benger (heute Lore Schmidt), das Mädchen hinter dem Puppenwagen ihre Spielkameradin Trude Stephan

Übrigens: Trude ist das kleine Mädchen hinter dem Puppenwagen. Ich selbst stehe links daneben und habe eine Plüschkatze im Arm. Dabei fällt mir auch der „Schloßkater“ Peter wieder ein, mit dem ich damals gerne – mehr oder minder gewaltsam – spielte. Was mir natürlich häufig Blessuren eintrug. Aber das war mir wurscht; ich habe Katzen stets geliebt und speziell über „Peter“ an anderer Stelle ausführlich berichtet.\*

Der Anblick der Mauer hinter dem Gebäude, das heute das Industrie-Museum beherbergt, weckt eine andere, allerdings schreckliche Erinnerung. Hier ungefähr war die Anger gestaut und bildete wahrscheinlich einen kleinen Teich. Wir Kinder spielten dort

manchmal. Ob mit oder ohne Aufsicht, das weiß ich heute natürlich nicht mehr. – Und einmal kam ein Tag, an dem große Aufregung in Cromford herrschte. Ein Kind wurde vermißt. Wer irgendwie konnte, beteiligte sich an der Suche nach dem kleinen Jungen. Zuletzt suchte man auch die Anger und den Teich ab. Aufgeregt wurde diese Suchaktion von den Anwohnern verfolgt. Das ist mir noch im Gedächtnis haften

geblieben, denn ich stand mit meiner Mutter in der Menge. Und noch heute vermeine ich das verhaltene Murmeln, das gleichsam wie ein Summen und Raunen durch eben diese Menge ging, zu hören. Ebenso im Gedächtnis geblieben ist mir der entsetzte Aufschrei, der erscholl, als man das ertrunkene Kind aus dem Wasser zog und emporhielt. Es war an der „Schütt“ hängengeblieben.

Das war s im wesentlichen, was ich aus den ganz frühen Kindertagen und damit aus meiner „Cromford“-Zeit – schwach und bruchstückhaft – weiß. Es ist alles sehr,

\* „Dä Pitter von Cromford“ in „Die Quecke“ Nr. 57 vom Oktober 1987, S. 16.



Cromforder Anwohner Ende der 20er Jahre. In der Haustür links Johanna Benger, die Mutter Lore Schmidts

sehr lange her. Ich war nicht einmal vier Jahre alt, als wir von dort wegzogen. Und da verwischt sich manches, wie bereits gesagt.

Doch halt! Noch eine ganz, ganz kleine Geschichte. Das heißt, eine Geschichte ist es eigentlich gar nicht. Nur ein Bild, das ich vor mir sehe, wenn ich die Augen schließe. Die Wiese zwischen Anger und Bahngelände war in der Zeit, in die meine Erinnerung zurückreicht, im Frühling übersät mit Schlüsselblumen und bot ein prächtiges Bild. Was Wunder also, daß man sie deshalb auch „Schlüsselblumen-Wiese“ nannte. Wir pflückten hier manch Sträußlein dieser herrlich gelb leuchtenden Blumen, die ja auch „Himmelsschlüssel“ genannt werden. Und damit will ich meinen kleinen Rückblick beenden.

Übrigens: Erinnerungen, mit denen man das Tor zur Vergangenheit und damit auch zur Kindheit aufschließen kann, sind sie nicht auch ein Himmelsschlüssel?

Lore Schmidt

## Abendlied

Warum, ach sag, warum  
geht nun die Sonne fort?  
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,  
das kommt wohl von der dunklen Nacht,  
da geht die Sonne fort.

Warum, ach sag, warum  
wird unsere Stadt so still?  
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,  
das kommt wohl von der dunklen Nacht,  
weil sie dann schlafen will.

Warum, ach sag, warum  
ist unser Herz so klein?  
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,  
das kommt wohl von der dunklen Nacht,  
da sind wir ganz allein.

Wolfgang Borchert

Warum, ach sag, warum  
brennt die Lampe so?  
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,  
das kommt wohl von der dunklen Nacht,  
da brennt sie lichterloh!

Warum, ach sag, warum  
gehn manche Hand in Hand?  
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,  
das kommt wohl von der dunklen Nacht,  
da geht man Hand in Hand.

# Trümmerfeld und Wirtschaftswunder – Ratingen nach 1945

*Nachdem sich Gesellschaft und Medien in Deutschland im Jahre 1995 vornehmlich mit der Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 50 Jahren auseinandergesetzt hatten, wurde in diesem Jahr der Neubeginn in den frühen Nachkriegsjahren das Thema vieler Bücher, Zeitungsartikel, Fernsehsendungen und Veranstaltungen. Unter dem Titel „Trümmerfeld und Wirtschaftswunder – Ratingen nach 1945“ wollte auch unsere Heimatstadt die Alltagsgeschichte der Nachkriegszeit noch einmal aufleben lassen. In einer gemeinsamen Veranstaltungsreihe der Seniorentreffs, des Stadtarchivs, des Stadtmuseums, der Volkshochschule und des Kulturamts der Stadt Ratingen sollte das Lebensgefühl dieser Jahre durch Ausstellungen, Vorträge, Zeitzeugenberichte und Vorführungen verdeutlicht werden.*

*Am 28. April 1996 wurde im Stadtmuseum die Ausstellung „Wohnen und Spielen in den 50er Jahren“ durch Bürgermeister Wolfgang Diedrich eröffnet. Diese Präsentation von Möbeln, Gebrauchsgegenständen und Spielzeug der frühen Nachkriegszeit war der Auftakt zur Veranstaltungsreihe. **Frau Dr. Inge Röhneft**, Fachbereichsleiterin an der Volkshochschule Ratingen, hielt die Eröffnungsrede, die wir hier im Wortlaut wiedergeben:*

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

mit der Reihe „Trümmerfeld und Wirtschaftswunder“ möchten wir Veranstalter die Alltagsgeschichte der Nachkriegszeit aufleben lassen. Nachkriegsgeschichte ist für viele „erlebte Vergangenheit“, d.h., es ist Vergangenheit, die mit persönlichen Erinnerungen verbunden ist. Bei der Konzeption dieser Veranstaltungsreihe standen deshalb für uns Themen im Vordergrund, die das Lebensgefühl der Menschen wiedergeben.

Die historisch-politischen Ereignisse nach der Stunde Null steckten den äußeren Rahmen ab, innerhalb dessen sich die Menschen alltäglich bewegten. Die politischen Entscheidungen bestimmten ihre Sorgen, ihren Überlebenskampf, ihre Werterhaltung, die Einstellung zum familiären und gesellschaftlichen Zusammenleben. Lassen Sie mich deshalb kurz diesen politischen Rahmen in Erinnerung rufen.

Zunächst galt es in der Zeit von 1945 bis 1949 unter alliierter Besatzung, die Grundbedürfnisse zu befriedigen. Ernährung, Gesundheit, die Bewältigung von Wohnungs- und Bekleidungsnot standen im Vordergrund. Männer kehrten ausgezehrt aus Krieg und Gefangenschaft zurück. Die Überlebenden mußten den Verlust vieler Angehöriger verkraften. Frauen waren häufig gezwungen, die Familie alleine durchzubringen und die Trümmerberge abzubauen.

In diese Zeit fiel auch die Entnazifizierung, es fanden die Nürnberger Prozesse statt. Für viele Deutsche war die Aufdeckung des verbrecherischen Naziregimes schockierend. Sie löste bei vielen Ratlosigkeit und Verunsicherung aus.

Andere, die in der Zeit des Nationalsozialismus überzeugte Gegner des Regimes waren, konnten, sofern sie überlebt hatten, nach Zwangsarbeit, Gefangenschaft und einem Leben hinter vorgehaltener Hand aufatmen.

Die alliierten Besatzungsmächte hatten sich im Potsdamer Ab-

kommen vom Sommer 1945 zum Ziel gesetzt, die Demokratisierung der politischen Verhältnisse in Deutschland voranzutreiben. Trotz anfänglicher Einigkeit kam es jedoch zu machtpolitischen Konflikten zwischen den westlichen Besatzungsmächten und der Sowjetunion. Mit der Teilung Deutschlands in eine westliche und eine östliche Besatzungszone begann der Kalte Krieg.

Für die Deutschen brachte diese Teilung erneute Kriegsängste und Orientierungsprobleme. Standen sie bislang gemeinsam als Verlierer des Zweiten Weltkrieges den Siegermächten gegenüber, so wechselten nun Freund und Feind die Plätze. Menschen eines Staates wurden in zwei Lager geteilt. Westdeutschland wurde 1948 zum Verbündeten derjenigen, die noch vier Jahre zuvor als Feinde die deutsche Kapitulation herbeiführten. Gleiches galt natürlich für die Bevölkerung in der sowjetischen Besatzungszone und ihre Verbündeten.

Die Teilung Deutschlands, von den Alliierten betrieben, ließ die Protestwellen in der deutschen Bevölkerung hochschlagen. Viele Menschen wollten verhindern, daß Deutschland der Ort der Austragung machtpolitischer Spannungen zwischen Ost und West wurde. Die Angst vor einer Remilitarisierung und vor einem erneuten Krieg war so groß, das Tausende von Demonstranten 1948 und 1949 auf die Straße gingen. Doch 1949 wurden zwei deutsche



Wohnküche aus der Zeit der großen Wohnungsnot unmittelbar nach dem Krieg

Staaten gegründet. Der Kalte Krieg verfestigte sich und bald darauf folgte die Wiederbewaffnung. Auf westlicher Seite beherrschte der Antikommunismus das weltpolitische und bundesdeutsche Klima in den 50er und 60er Jahren. Soweit die **politischen** Ereignisse.

Auf **wirtschaftlicher** Ebene standen die 50er Jahre im Zeichen des Aufschwungs der Bundesrepublik.

Die Bündnispartnerschaft zwischen Westdeutschland und den westlichen Alliierten führte zum vielzitierten Wirtschaftswunder. Arbeit und Konsum halfen den Deutschen, über die ideologischen und persönlichen Wirren hinwegzukommen. Die Geschäfte füllten sich mit Waren, die Menschen bauten ihr Land wieder auf. Die moderne Zeit wurde auf den verschiedensten Ebenen eingeläutet. Es gab Ratgeber für alle Lebenslagen: Mode, eine neue Wohnkultur, Schönheitsideale und Benimmbücher regelten das gesellschaftliche und private Leben. Die Menschen lebten auf, es wurde wieder gefeiert, getanzt, man fuhr in Urlaub und entspannte sich bei Heimat- und Liebesfilmen. In die deutschen Theaterhäuser hielt der Existentialismus Einzug. Die Menschen konnten wieder öffentlich über philosophische und weltanschauliche Fragen diskutieren. Soviel zu den **wirtschaftlichen** und **kulturellen** Veränderungen.

Unsere Veranstaltung „Trümmerfeld und Wirtschaftswunder“ will heute, fast 50 Jahre danach, zwei Blickrichtungen öffnen.

Einerseits geht es darum, das Alltagsleben der Nachkriegszeit anschaulich zu machen.

Es geht uns aber auch um einen kritischen Rückblick auf diese Zeit.

Zur ersten Blickrichtung, die man auch mit dem Titel „Geschichte zum Anfassen“ überschreiben kann, gehört die heutige Ausstellung im Museum. Sie spricht unsere Sinne und persönlichen Erinnerungen unmittelbar an. Ein Jackett, aus Jutesäcken genäht, mit Reichsadler und übersticktem Hakenkreuz, ist ein lebendiges



Der Aufschwung hat begonnen - ein typisches Wohnzimmer der 50er Jahre

Beispiel dafür, zu welchen Notlösungen man damals gezwungen war.

Der zweite, distanzierte Blick auf die Nachkriegszeit wirft die Frage nach der ausreichenden Bewältigung des Krieges auf.

Wurde genügend Erinnerungsarbeit geleistet? Wie wurden Kriegserlebnisse, der Verlust von nahestehenden Personen und der Verlust von Heimat verkräftet? Wie wurde der Zusammenbruch eines politischen Wertesystems verarbeitet? Haben Frauen 1945 eine Chance verpaßt?



Aus Jutesäcken stellte der Modeschöpfer Hanns Friedrichs diese Jacke her. Das Hakenkreuz im Reichsadler auf dem Rücken wurde mit einem Flicker übernäht.

Diese Fragen wurden auch in den Ratinger Vorbereitungsgruppen lebhaft diskutiert. Die Zeitzeugen sprechen oft der nachgeborenen Generation eine Urteilsfähigkeit zu diesem Thema ab. „Zuerst“ heißt es, „war keine Zeit, um großartig zu trauern, und später wollten viele die Dinge auf sich beruhen lassen.“ – „Die Zeit heilte Wunden“, „Was bringt es, immer wieder nachzubohren?“ – sind häufige Reaktionen der Älteren.

Natürlich können die nachgeborenen Generationen die Not und das Elend nicht ermessen, das die Zeitzeugen der Kriegs- und Nachkriegszeit erlebt haben.

Was jedoch die **historische Einschätzung** der Nachkriegszeit anbelangt, müssen die nächsten Generationen über die Vergangenheit diskutieren und urteilen können. Aus der Distanz heraus sind manche Erkenntnisse möglich, wohingegen das unmittelbare Betroffensein auch Befangenheit erzeugen kann.

Und eines ist noch besonders wichtig, meine Damen und Herren, wenn nachfolgende Generationen fragen und analysieren, ist die **Schuldfrage** völlig sekundär. Die Frage nach den Schuldigen ist unwichtig – wichtig ist m.E. die Frage, wie gingen die Menschen mit den schrecklichen Erfahrungen und Erinnerungen um? Was haben die Zeitzeugen ihren Kindern und Enkeln mit auf den Weg

gegeben, um politisches Mitläufertum, Krieg und Zerstörungswillen zu verhindern? Margret und Alexander Mitscherlich beklagen in ihrem Buch die Unfähigkeit zu trauern. Margret Mitscherlich spitzte diese Kritik sogar noch zu: „Mit Hilfe des hektischen Wiederaufbaus, des Wirtschaftswunders, wurde Melancholie abgewehrt, Konsumorientierung löste die Liebe zum Führer ab, nationale Kränkung wurde mit Hilfe materieller Bedürfnisbefriedigung in den Hintergrund gedrängt“. (Die Trauerfähigkeit der Deutschen – Illusion oder Hoffnung?, Margarete Mitscherlich-Nielsen, in: Versteckte Vergangenheit, hrsg. von Horst Matzerath).

Meine Damen und Herren, auch unsere Zeit wird dominiert vom Konsum, von der Wirtschaftlich-



Zeichen beginnenden Wohlstands:  
Fernseher und Hausbar

keit aller Dinge und dem Streben nach persönlichem Wohlstand. Ängste vor Krieg, vor der Zerstörung unserer Umwelt, der Verlust ethischer Werte sind auch vorhanden, werden jedoch im geschäftigen Alltag verdrängt.

Ein offener Umgang der Generationen mit den Ängsten und Erfahrungen, mit Bewältigtem und Unbewältigtem käme beiden Seiten zugute: Der Gewinn wäre nicht materieller, sondern ideeller Natur, es wäre ein Schritt auf dem Weg zum inneren und äußeren Frieden.

Meine Damen und Herren, ich hoffe, unsere Veranstaltungsreihe gibt Ihnen mit ihren heiteren und kritischen Seiten Anregungen, die Nachkriegszeit aus der Nähe und der Distanz heraus zu betrachten.

## Trümmer, Not und Hunger

Lintorf vom Kriegsende bis zur Währungsreform

Aus dem Tagebuch des Arztes Doktor Leo Stick, Teil 2

Deutschland war nach Kriegsende zerschlagen und zerstört - in jeder Beziehung. Neben der fürchterlichen Bilanz von etwa 55 Millionen Toten stand und steht noch heute die große moralische Anklage gegen die unfaßbaren Dogmen der NS-Regierung, 12 Jahre vom deutschen Volk praktiziert, verinnerlicht und ertragen. Die, die im Frühjahr 1945 noch lebten, fanden nach der überstandenen Todesangst der langen Bombennächte ihre Heimat und ihr Land im Chaos. Viele Städte waren bis zu 50% zerstört, 400 Millionen Kubikmeter Trümmerschutt von alliierten Luftangriffen lagen auf dem zerbombten Deutschland<sup>1)</sup>. Wohnungsnot und Hungersnot reduzierten fortan das tägliche Leben auf einen Existenzkampf.

Lintorf war ja glücklicherweise wenig zerstört, und die Bevölkerung konnte hier gleich nach Kriegsende in ihre Häuser und Wohnungen zurückkehren. „Nachts durchschlafen, im eige-

nen Bett und nicht im Bunker, ohne Sirenen, das war ein glückliches Gefühl.“<sup>2)</sup> Seit dem 18. 04. 1945 war Lintorf amerikanisch besetzt, und die Übernahme durch die Militärregierung verlief ohne Drama. Wenn Lintorf auch nicht in Schutt und Asche lag, so schrieb im Mai / Juni der Lintorfer Arzt Dr. Leo Stick: „Die Lebensmittelknappheit nimmt zu. Zwei Wochen lang gab es kein Fleisch, jetzt nur 100 g wöchentlich, die Brotration wird auf 1.000 g, die Fettration auf 62 g festgesetzt. In Düsseldorf herrscht teilweise Hungersnot, da keine Kartoffeln und kein Gemüse hereinkommen.“<sup>3)</sup>

Besonders die Stadtbevölkerung hungerte und diese zog alsbald in ihre Landregionen, um sich auf den Bauernhöfen mit etwas Lebensmitteln zu versorgen. So auch in Lintorf: „Seit Sommer 1945 kamen morgens um 5.15 Uhr mit dem Zug ca. 40-50 Leute von Duisburg nach Lintorf, um in der Helpensteinmühle geringe

Mengen Ähren zu Vollmehl mahlen zu lassen, die man vorher ergattert und daheim selber gedroschen hatte, oft nur einen Eimer!“<sup>4)</sup> Sie kamen mit dieser geringen Absicht, aber auch mit der großen Hoffnung, im ländlichen Lintorf noch andere Lebensmittel auftreiben zu können.

Die großen Flüchtlingsströme verstärkten die Hungers- und Wohnungsnot. „Mit der Zeit kehren manche Lintorfer aus der Gefangenschaft zurück, manche kommen von weit her, größtenteils zu Fuß, sie sind wochenlang unterwegs. Der Rückstrom der nach Mitteldeutschland Evakuierten setzt immer stärker ein; Tausende bewegen sich auf den Landstraßen. ... Da Thüringen, Sachsen etc. an Rußland abgetreten

1) Dollinger, Hans : So entstand die Bundesrepublik, Recklinghausen 1990, Seite 14 f.

2) Margret Fleermann, Jahrgang 1924

3) Leo Stick, Tagebuch, Teil 2, Seite 2

4) Heinrich Fleermann, Besitzer der Helpensteinmühle





1947 verschlimmerten die allgemeine Versorgungslage.

Hunger und Frieren, Schwarzmarkt und Hamstern bestimmten die Nachkriegsjahre. Keiner arbeitete mit oder für Geld, es wurde nur kompensiert in den Städten und auch auf dem Land. So schildert Dr. Stick : „Unsere Hausangestellte Maria fuhr mit ihrer Freundin ins Ahrgebiet (französische Zone) zum Hamstern von Fettigkeiten, sie nahm einige Raritäten zum Tauschen mit (Zucker, Seifenpulver, elektrische Birnen etc.). Einen Tag später kam sie schon überraschend mit leeren Händen wieder. Die Bauern konnten nichts abgeben, da sie zuviel an die Franzosen abliefern mußten.“<sup>18)</sup>

Dennoch gab es auch immer wieder sichtbare Hoffnung und spürbare Erleichterung : Aufhebung der Ausgangssperre (seit Oktober 1946), Telefon- und Postverkehr funktionierten wieder (seit ca. Ende 1945 in Lintorf), und in Düsseldorf gab es schon seit Herbst 1945 wieder Aufführungen im Schauspielhaus.<sup>19)</sup>

Von der Bevölkerung allgemein wurde so das Jahr 1948 mit der Währungsreform mit Zuversicht aufgenommen. „Am 20. 06. wurde die lang ersehnte Währungsreform durchgeführt. Jeder Deutsche in den 3 Westzonen erhält vorläufig 40,00 Mark neues Geld. Die übrigen Banknoten müssen abgeliefert werden bei einer Bank. Diese Gelder und sämtliche Bankkonten werden abgewertet



Einschulung 1948.

Als diese Kinder mit ihrem Lehrer Hans Lumer 1948 das erste Schuljahr in der Johann-Peter-Melchior-Schule begannen, war die erste große Not der Nachkriegszeit überstanden

im Verhältnis 10:1. Über Nacht füllen sich sämtliche Schaufenster mit Waren aller Art, die von den Geschäftsleuten zurückgehalten waren. Auf einmal ist wieder alles zu kaufen: Haushaltswaren, Porzellan, Lederwaren, elektrische Geräte, Fahrräder usw. Auch Gemüse und Obst ist freigegeben. Wie durch ein Wunder ist auf einmal auch reichlich Gemüse da, mehr als gebraucht wird. ... Das Geld bewirkt Wunder, die Preise sind gewaltig ... Von der Bevölkerung wird wahllos alles gekauft, um sich in Werte zu retten. ... Man lernt wieder, mit dem Pfennig zu rechnen.“<sup>20)</sup>

Dies wird von vielen als der Beginn des Wirtschaftswunders bezeichnet, und mit der Gründung der Bundesrepublik im Jah-

re 1949 nahm die Geschichte ihren uns bekannten Lauf.

Walburga Fleermann-Dörrenberg

An dieser Stelle bedanke ich mich ausdrücklich bei Frau Monika Degenhard, die mir auch für den zweiten Teil die Tagebucheinträge ihres Vaters überließ.

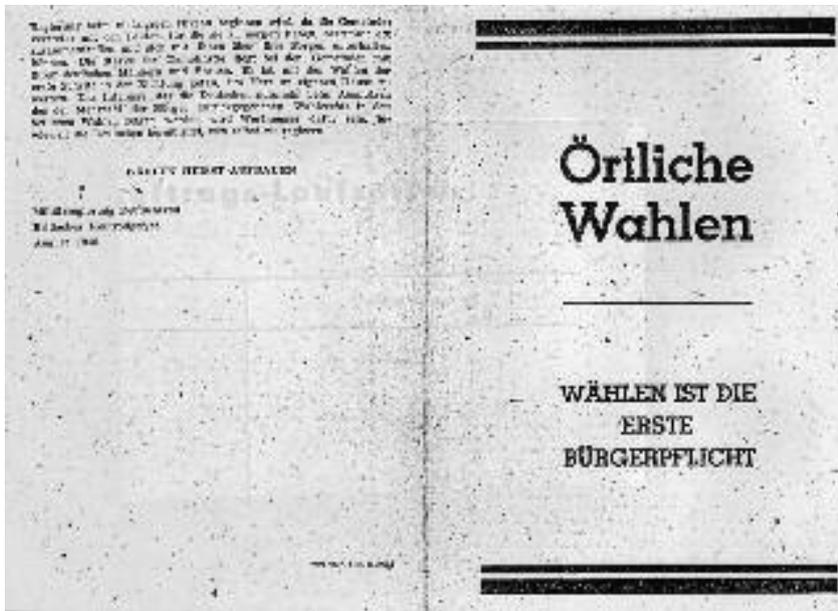
Weiter bedanke ich mich bei Frau Dr. Münster, Leiterin des Stadtarchivs Ratingen, bei Frau Helene Breuer und bei meinen Eltern, Heinrich und Margret Fleermann.

18) Dr. Stick, a.a.O., S.18

19) Schwab-Felisch, Hans : Das Düsseldorfer Schauspielhaus, Düsseldorf 1970, S.89

20) Dr. Stick

# Vor 50 Jahren - Erste Kommunalwahlen in Ratingen nach dem Zweiten Weltkrieg am 15. September 1946



Wahlaufruf der britischen Militärregierung vom August 1946

„Wichtig für Alle - Wahlen am Sonntag“ - mit diesem Aufruf richtete sich der Kreiskommandant der britischen Militärregierung am 14. September 1946 an die Ratinger Bevölkerung. „Man spricht heute sehr viel über das Wohlergehen Deutschlands. Dazu müssen auch Sie beitragen und die Stimme, die Sie morgen abgeben, wird zum Ausdruck bringen, wie sich das deutsche Volk den Weg zu diesem Wiederaufbau vorstellt.“ War 1945, nach Kriegsende, Dr. Franz-Josef Gemmert noch zum Bürgermeister ernannt worden, konnten die Ratinger nun - erstmals seit 13 Jahren - wieder einen Stadtrat in einer demokratischen Wahl bestimmen. Im September 1945 hatte die Militärregierung die Bildung von politischen Parteien wieder zugelassen. Zur Wahl traten die CDU, das Zentrum, die SPD, die KPD, die FDP und unabhängige Kandidaten an. Bürgermeister Gemmert kandidierte als Parteiloser auf der Liste der CDU. Alle Parteien waren gespannt, wie sie abschneiden würden, ob sie an die Ergebnisse der letzten Kommu-

nalwahlen vor der Nazi-Herrschaft anknüpfen könnten. 1930 war das Zentrum die stärkste Partei gewesen mit 8 Ratsmandaten, gefolgt von der SPD mit 6 und der KPD mit 5 Sitzen; 1932, in den letzten freien Kommunalwahlen vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten im Frühjahr 1933, erhielt die NSDAP 11 Sitze, gefolgt vom Zentrum mit 8 Sitzen, SPD und KPD errangen wiederum zusammen 11 Sitze.

Wahlkampf wurde im Herbst 1946 noch kaum gemacht. Aus Gründen der Papierknappheit konnte man sich über Zeitungen, das „Amtliche Mitteilungsblatt der alliierten Militärregierung“ oder schlichte, unbedruckte Aushänge informieren. Alle Wahlberechtigten - eine Voraussetzung war die Volljährigkeit mit 21 Jahren - waren in ein Wählerverzeichnis aufgenommen worden. Ausgenommen waren diejenigen Personen, die führende Stellungen innerhalb der NSDAP und ihrer Nebenorganisationen innegehabt hatten, Posten wie Blockwart, Zellenleiter, Truppführer bekleidet hatten oder vor 1933 der SA, der

HJ, dem BDM oder der NS-Frauensschaft angehört hatten. Die Wählerlisten wurden bekannt gemacht, und aus der Öffentlichkeit konnte Einspruch beim städtischen Entnazifizierungsausschuß unter dem Vorsitzenden Semmler erhoben werden. Daß mancher seine NS-Vergangenheit leugnete oder sich gar zum Verfolgten und KZ-Insassen machte, geht aus den im Stadtarchiv überlieferten Akten hervor.

Das Ratinger Stadtgebiet wurde für die erste demokratische Kommunalwahl nach dem Krieg in sechs Stimmbezirke aufgeteilt. Insgesamt gab es 19 Wahllokale, z. B. in der Gaststätte „Rheinischer Hof“ auf der Oberstraße, im Mädchenheim oder der Wirtschaft Schnock am „Rosenthothen“ in Tiefenbroich. Das Wahlpersonal, das sich hauptsächlich aus zahlreichen Bediensteten der Stadtverwaltung zusammensetzte, war sorgfältig ausgewählt und geschult worden. Die Stimmen wurden nach Schließung in den Wahllokalen ausgezählt, und insgesamt verlief alles ohne Zwischenfälle.

Die Besatzungsmacht hatte ein kompliziertes Wahlsystem ausgearbeitet, das bei späteren Wahlen nicht mehr angewandt wurde. Im Kern war es ein Mehrheitswahlrecht, das Elemente des Verhältniswahlrechts beinhaltete. Jeder Wähler durfte bis zu 6 Stimmen abgeben. Dies führte dazu, daß sich die Sitzverteilung im neuen Ratinger Stadtrat gegenüber der Zeit vor 1933 stark veränderte, was damals von vielen als ungerrecht empfunden wurde.

Die Wahlbeteiligung lag in Ratingen bei 80,41%. Auf die CDU entfielen 47,38% der Stimmen, auf die SPD 29,77%, auf die KPD 13,42%, auf das Zentrum, an dessen Stelle weitgehend die CDU getreten war, 6,05%, auf die FDP 1,56% und 1,82% auf unabhängige Kandidaten. Bedingt

durch das Wahlrecht, sah die Sitzverteilung im neu gewählten Stadtrat so aus: CDU 20 Sitze, SPD 3 Sitze und KPD 1 Sitz. Der neue Ratinger Stadtrat setzte sich aus 23 Ratsherren und einer Ratsfrau, Josefa Lammertz von der CDU, zusammen. Max Heuser, Leonhard Merkelbach, Hans Mackenthun, um nur einige Namen zu nennen, waren Ratsherren der CDU, die mit Dr. Franz-Josef Gemmert den Bürgermeister stellte. Von der SPD waren Jakob Hayn, Eugen Spieth und Matthias Ostlender in den Rat gewählt worden, für die KPD Karl Becker. Die Wahlen zum Kreistag wurden am 13. Oktober 1946 abgehalten, auch hieraus ging die CDU als stärkste Partei hervor.

Viel Arbeit wartete auf den neuen Stadtrat in einer Zeit des Mangels. Kaum Wohnraum, zerstörte Häuser, Flüchtlinge, Hunger, der schlimme Kältewinter 1946/47, in welchem Kardinal Frings das illegale Beschaffen von Nahrungsmitteln und Kohle („fringsen“) gut hieß, der Schwarzmarkt, die Entnazifizierung und Wiedergutmachung, Kriegsheimkehrer und zerstörte Familien, schließlich 1948 die Währungsreform, mögen nur einige Aspekte in Erinnerung rufen.

Dr. Erika Münster



Max Heuser zog 1949 für die CDU in den neuen Stadtrat ein. Er war Küster der evangelischen Stadtkirche. Als Vorsitzender der Europa-Union Ratingen war er Mitbegründer der Städtepartnerschaft Ratingen - Maubeuge

### Kommunalwahl 1946 – Wer nicht wählen darf, das entscheidet der Wahlvorstand

Es war die erste Kommunalwahl nach dem Kriege. Duisburg lag in der britischen Besatzungszone, und die Militärregierung hatte noch das Sagen. Doch die Wahlen fanden mit dem Wohlwollen der Engländer statt.

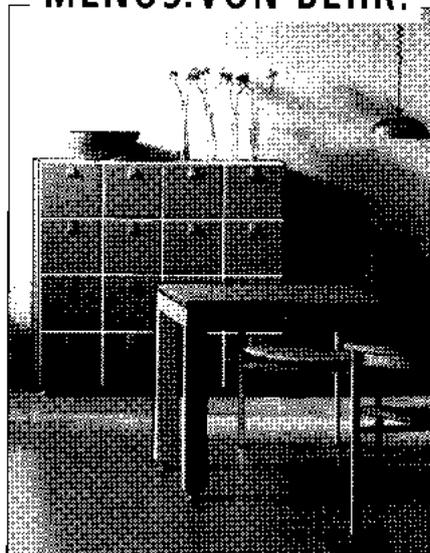
Als Parteiloser wurde ich zum Wahlleiter in der Gaststätte Gartroper Straße in Duisburg-Obermeiderich bestimmt. Weitere vier Herren wurden mir als Wahlbeisitzer zugeteilt. Wir trafen uns in der Gaststätte eine halbe Stunde vor Wahlbeginn, und ich verlas die amtlichen Anweisungen für die Durchführung der Wahl. Sie waren recht einfach. Die Wahl verlief bei guter Beteiligung problemlos. Doch ein Fall machte uns zu schaffen:

Gegen 17 Uhr kam ein Mann, legte seine Wahlbenachrichtigung vor und wollte wählen. Da erfolgte von einem der Wahlbeisitzer Einspruch: „Der Mann darf nicht wählen, er war Funktionär in der NSDAP.“ Auf Grund dieses Einspruchs wurde er abgewiesen. Doch wenige Minuten von 18 Uhr, also vor Schluß der Wahlen, kam er wieder. „Ich war nicht Funktionär der NSDAP, sondern in der Deutschen Arbeitsfront, darum darf ich wählen.“ Wir zogen unsere Wahlanweisungen zu Rat. Tatsächlich, so stellten wir fest, waren nur die Funktionäre der NSDAP von der Wahl ausgeschlossen. Der Mann war auch den Beisitzern, die aus dem Ortsteil stammten, nicht als Parteifunktionär bekannt. Wir fertigten ein Protokoll unserer Beratung an und erlaubten dem Mann zu wählen.

So schwierig war 1946 die Aufgabe eines Wahlvorstandes. Er hatte die Entscheidung über die Zulassung von Bürgern zur Wahl zu treffen. Zum Glück war kein Funktionär der NSDAP zur Wahl erschienen. Wir hätten ihn abweisen müssen.

Friedrich Wagner

### MENOS.VON BEHR.



Für die Sinne. Für den Wohn-, EB-,  
und Arbeitsbereich. Lassen Sie  
sich inspirieren.

INNENEINRICHTUNG  
LINTORFER STR. 31  
40878 RATINGEN  
TEL. 0 21 02 / 2 70 37

**form  
und  
raum**

# „Wir wollten eine Partei, die offen für alle ist“

Vor 50 Jahren wurde der Ortsverband Ratingen der CDU gegründet

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Hitler-Diktatur bemühten sich die politischen Parteien aus der Zeit der Weimarer Republik um eine Neuordnung ihrer Organisationen. Während SPD, KPD und Zentrum an alte Traditionen und Programme anknüpfen konnten und trotz des Verbotes durch die Machthaber in illegalen Gruppen oder in Exilparteien weiterbestanden hatten, handelte es sich bei der Christlich-Demokratischen Union (CDU) um eine absolute Neugründung. Schon vor 1945 hatte es mehrfach Versuche gegeben, Katholiken und Protestanten in einer konfessionsübergreifenden christlichen Partei zu vereinen,

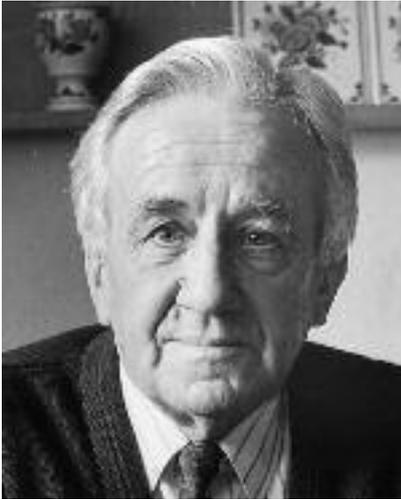
doch ohne greifbares Ergebnis. Erst das gemeinsame Erlebnis von Unterdrückung und Verfolgung im Dritten Reich und die Änderung des Zahlenverhältnisses von Katholiken und Protestanten durch Kriegsereignisse und Flüchtlingsströme – die Bevölkerung der Westzonen war nun je zur Hälfte katholisch und protestantisch – verhalfen dem Gedanken an eine von Christen beider Konfessionen getragenen Partei zu neuer Kraft. Dadurch zerstörte man sowohl die Hoffnung der katholischen Zentrums- partei, ihre alte Bedeutung wiederzuerlangen, als auch die Erwartungen der neugegründeten Freien Demokratischen Partei

(FDP), die von ehemaligen Mitgliedern der Deutschen Demokratischen Partei der Weimarer Zeit ins Leben gerufen worden war, vor allem das nicht-sozialistische evangelische Wählerpotential anzusprechen zu können.

Nachdem am 2. September 1945 in Köln der rheinische Landesverband der CDU (zunächst hieß sie Christlich-Demokratische Partei) gegründet worden war, kam es bereits am 13. Dezember 1945 in Ratingen zur Gründungsversammlung eines Ortsverbandes der Partei. Am Sonntag, dem 3. Dezember 1995, feierte die Ratinger CDU die 50. Wiederkehr ihres Gründungstages. Die Zahl derer, die aus der Anfangszeit der Partei berichten können, ist inzwischen gering geworden. Einer, der die ereignisreichen Nachkriegsmonate sozusagen hautnah miterlebte und seine persönlichen Eindrücke von damals noch gut in Erinnerung hat, ist **Otto Samans**. Das RP-Redaktionsmitglied **Thomas Theilig** führte mit dem früheren stellvertretenden Vorsitzenden des CDU-Ortsverbandes Ratingen-Mitte und langjährigen stellvertretenden Bürgermeister der Stadt Ratingen, der Anfang 1946 in die Partei eintrat, ein Gespräch über die „Gründerzeit“, das am 1. Dezember 1995 in der „**Rheinischen Post**“ veröffentlicht wurde:

*RP: 1945/46 kamen die demokratischen Parteien, die in der Zeit des Nationalsozialismus großen Repressalien ausgesetzt worden waren, relativ schnell wieder auf die Beine. Worin bestand die Motivation, eine neue, christlich-konservativ ausgerichtete Partei zu gründen, anstatt sich einer der bestehenden anzuschließen?*

Samans: Wir wollten damals wieder mitreden in der Demokratie, aber nicht den Fehler begehen, uns abzukapseln. Die Zentrums- partei bildete ja gewissermaßen eine katholische Bastion gegenüber den restlichen gesellschaftlichen Schichten. Wir wollten eine Partei, die offen für alle sein sollte – eine echte Volkspartei also.



Otto Samans

*RP: Wer waren die führenden Köpfe der neuen Bewegung in Ratingen, wie fanden sie zusammen?*

Samans: Die Besatzungsmächte zogen sehr schnell vertrauenswürdige Bürger zu Verwaltungsaufgaben heran. Einige von ihnen fanden sich später in der CDU wieder: unter anderem Josef Semmler, der der Entnazifizie-

rungskommission angehörte und die Justizbeamten Heinz Cremer und Fritz Schilling. Die Gründungsversammlung der Partei, die zunächst „Christlich-Demokratische Partei“ heißen sollte, fand am 13. September 1945 in der Gaststätte „Im Krug“ an der Bahnstraße statt.

*RP: Wie gelangte die junge Partei zum Zusammenschluß mit anderen örtlichen Gruppen und an den Namen „CDU“?*

Samans: Das kam bei den organisatorisch notwendigen Maßnahmen fast von selbst. Wir hatten schnell im Kreis mit den einzelnen Gruppen untereinander Kontakt, da wurde natürlich auch über den Namen diskutiert. Die Bezeichnung CDU wurde favorisiert, weil in dem Begriff „Union“ das Ziel des Unierens, des Zusammenschließens am deutlichsten wurde. Dr. Henn, ein Verleger aus Düsseldorf, hatte guten Kontakt zur dortigen CDU und brachte uns in vielen Vorträgen die politischen Ideen der Landespartei nahe.

*RP: Welche politischen Aufgaben standen denn am Anfang im Vordergrund?*

Samans: Es galt zunächst, die Wohnungsnot in Ratingen zu bekämpfen. Zwar waren auch viele Bürger arbeitslos, doch besserte sich die Situation schnell, weil die alten Ratinger Familienunternehmen sich neu entfalteten. So stand im Vordergrund die Aufgabe, Wohnraum zu schaffen. Wir haben uns sehr stark für die Siedlerbewegung in Ratingen-Ost engagiert.

*RP: Welches ist für Sie der gravierendste Unterschied damaliger zu heutiger Kommunalpolitik?*

Samans: Wenn man sieht, wie die Leute heute nach vorne drängen, muß man unterstellen, daß einige Menschen nur noch aus finanziellem Interesse Politik machen. Das verursacht bei den Bürgern Mißtrauen und Unverständnis. Ich glaube, daß früher mehr als heute das sachpolitische Interesse Motivation zur Arbeit in der Partei war – die Politik um der Politik willen.

## Studium vor 50 Jahren

Am 31. Januar 1946 war es so weit: In der Ludgerus-Kirche in Essen-Werden fanden sich 250 zum Studium an der ersten (katholischen) Pädagogischen Akademie der Nachkriegszeit zugelassene Studenten zum Eröffnungsgottesdienst ein. Daß es am Festtag des vorbildlichen Erziehers Johannes Don Bosco geschah, erwähnte auch der Prediger: kein geringerer als Kardinal Josef Frings selbst. Er nahm dann auch persönlich die Einweihung des Schulgebäudes in Essen-Kupferdreh vor.

Mit der von der englischen Besatzungsmacht eingesetzten Landesregierung wollte unser Erzbischof herausstellen, wie bedeutungsvoll die Ausbildung einer neuen Lehrergeneration nach Nazizeit und Krieg angesehen wurde, und daß sie - traditionell im Rheinland - in katholischer Grundhaltung erfolgen sollte. (Eine evangelische Akademie wurde bald darauf in Kettwig eröffnet.)

Ein bißchen stolz waren wir zunächst, daß wir zu den „Auserwählten“ gehörten - bald holte uns der Alltag ein. In den Schulen wurde ja auch deutlich, daß es sehr wohl einige aufrechte Frauen und Männer gegeben hatte, die sich von dem nationalsozialistischen Gedankengut nicht hatten einfangen lassen. Vielen Mitläu-

fern war eine persönliche Schuld kaum nachzuweisen, die aktivsten ehemaligen Nazis wurden in den ersten Nachkriegsjahren nicht mehr beschäftigt.

Direktorin der neuen Lehranstalt wurde Frau Helene Helming, die damals führende Montessori-Pädagogin Deutschlands, durch die uns unmißverständlich klar wurde, daß das Wichtigste in der Schule das Kind und der rechte Umgang mit ihm ist.



Feierstunde zur Aufnahme des Studienbetriebes in Essen-Kupferdreh. Auf der rechten Seite von links nach rechts: Prof. Josef Pieper (heller Anzug), Frau Helene Helming, die Direktorin der Akademie, Prof. Josef Püttmann (vom Hut des Kardinals halb verdeckt), Kardinal Josef Frings und ganz rechts Prof. Aloys Reiermann

Für eine richtige geistige Grundhaltung zum erstrebten Beruf sorgte Josef Pieper aus Münster, der wöchentlich für 1 1/2 Tage als Gastdozent Philosophie und Sozialwissenschaften lehrte. Josef Pieper feierte übrigens kürzlich seinen 92. Geburtstag.

Eine geradezu leidenschaftliche Begeisterung wußte Frau Maria Weinand in ihren Vorlesungen für deutsche Sprache und vor allem die rheinisch-heimische Literatur zu wecken.

Eher unaufdringlich, aber sicher und bestimmt in seiner Überzeugung wirkte als Religionslehrer Aloys Reiermann, uns Ratingern nicht unbekannt, weil er als Primiziant noch in Eckamp gewohnt hatte. (Er ist später Domprobst bei Bischof Hengsbach in Essen geworden).

Mehr „normale“ Pädagogik einschließlich der Geschichte der Pädagogik vermittelte Josef Püttmann aus Werden, der auch eine Gruppe beim Praktikum begleitete. Allerdings war hier ohne Zweifel der Mathematiker, Herr Kronen, der erfahrenste Methodiker, der uns so am meisten für die Unterrichtspraxis mitgab. (Er wurde später Direktor der Akademie).

Eine besondere Bedeutung für mich hatte noch der Geographie-Dozent, Herr Davidts. Mit dem Auftrag zu einer Semester-Arbeit über den Heimatort brachte er mich zu einer Zusammenarbeit mit dem hiesigen Heimatmuseum, das damals von Rektor Winterheim betreut wurde.

Diese bisher genannten Dozenten wurden nach einigen Monaten zu Professoren ernannt, so will ich sie im folgenden auch nennen.

Das Durchschnittsalter der Studierenden lag wohl etwa bei 30 Jahren. Die Studentinnen waren in der Mehrzahl etwas jünger, die älteste allerdings schon 47. Viele hatten ein Studium an einer Lehrerbildungsanstalt im Nazi-Staat gescheut, waren dann meist fünf und mehr Jahre notgedrungen Soldat geworden. So traf ich einen alten Bekannten aus dem Reichsarbeitsdienst von 1937 wieder: Gottfried Ommer, später Lehrer in Angermund.

Die Erinnerung an die Volksschule, in der wir dann wirken sollten, war nahezu völlig verloren gegangen, nur schwer fanden wir uns darin zurecht. Anders ging es wohl einer Gruppe von etwa 50 Mitstudenten(-innen), die pädagogisch vorgebildet waren durch Studien in Theologie, Psychologie u.ä. Diese hatte man auserwählt, um sie in einem Kurzlehrgang in zwei Semestern im Herbst 1946 zum 1. Lehrerexamen zuzulassen.

Wohnraum gab es in Kupferdreh, so konnten etliche von uns am Studienort wohnen. Das förderte den Zusammenhalt, da man sich noch abends in Arbeitsgemeinschaften, Sing- und Spielkreisen treffen konnte. Sehr viele aber reisten Tag für Tag von zu Hause aus an.



Prof. Davidts, Dozent für Geographie. Man kann unschwer erkennen, daß er im Krieg bei der Marine Dienst getan hatte

Für mich war das nicht immer einfach: Zwischen Kettwig und Kettwig vor der Brücke (heute Station Stausee) und zwischen Essen-Heisingen und Kupferdreh waren die Eisenbahnbrücken zerstört. Auf jeder Fahrt mußten wir also zweimal in ein Fähr-Bötchen zum Übersetzen! Gleich im Februar/März 1946 führte die Ruhr Hochwasser, man war gezwungen, einen großen Umweg über die Straßenbrücke zu machen. So mußte ich um 6.30 Uhr morgens losfahren, um zur ersten Vorlesung um 9 Uhr am Ziel zu sein. An einem Montagmorgen hatte die Ruhr die Straßenbrücke nach Kupferdreh überschwemmt, wir mußten zurück nach Werden, erreichten über Essen Hbf und Steele bis etwa 13 Uhr erst unsere Akademie.

Also nahm ich mir dann auch ein Zimmer, das den Vorteil hatte, gut beheizbar zu sein. Der Hauseigentümer war ein Bergwerks-Invalide, der noch genügend Deputat-Kohle bekam, so daß ein Herd auf der Stube immer schnell warm gemacht werden konnte. Zu essen hatten die Leute allerdings auch wenig. So fuhr ich stets wenigstens auch mittwochs nach Hause, weil ich mir für fünf Tage nichts mitbringen konnte. Mittags bekamen wir ja eine Suppe verabreicht, waren im übrigen aber Selbstversorger. Als ich einmal ein Glas eingemachter Bohnen, das ich von zu Hause mitgebracht hatte, öffnete, war der Inhalt sauer geworden. Mein Hunger war aber so groß, daß ich die kalten, sauren Bohnen ohne Schaden vertragen habe.

Auf diesen Fahrten lernte ich auch zwei Kollegen kennen: Der eine (Fritz E.) ging morgens von Grafenberg (Haltestelle Haniel-Lueg) nach Rath zu Fuß (die Straßenbahnschienen waren noch nicht in Ordnung!), der andere (Matthias V.) war von der Roßstraße in Derendorf. Sie stiegen dann dort in den Zug, ich in Ratingen-Ost. Eines Morgens sprachen sie mich nach der Fußtour in Kettwig an. Sie hatten sich überwinden müssen, weil ich ihnen in meinem - mit neuen Knöpfen versehenen - Militär-Regenmantel, unter dem ich eine Reithose, Reitstiefel und eine schwarz gefärbte Militär-Jacke trug, zu sehr nach einem alten „Kommiß-Kopf“ aussah. Diese Überreste militärischer Kleidung konnte man damals bei vielen Mitstudenten sehen, ja sogar bei unseren Professoren.

Die beiden Düsseldorfer und ich wurden bald gute Freunde. Wir zogen noch einen vierten hinzu, Willy P., den ich vom Gymnasium in Düsseldorf her kannte. Der Vorteil dieser Studiengemeinschaft lag darin: Einer von uns schrieb jeweils in den Vorlesungen mit, zu Hause wurde meist gemeinsam eine Niederschrift verfaßt. Fritz besaß sogar eine Schreibmaschine und auch genügend Papier, so daß jeder eine Durchschrift erhielt. Ein Repetieren des Lehrstoffes anhand von schriftlichen Protokollen war ja sonst nicht möglich, weil es die nicht gab, auch



Otto Samans in „Militärkleidung“ an seiner ersten Lehrerstelle mit einem 5. Schuljahr der Katholischen Volksschule an der Gartenstraße in Mettmann im September 1948

einschlägige Fachbücher waren noch recht selten.

Weniger aus Wissensdurst als wegen des natürlichen Hungers suchte sich eine bestimmte Gruppe von Mitstudenten in der Vormittags-Vorlesung den Platz im Hörsaal in der Nähe der Türe: Sie stürmten dann, noch während die Eifrigen ihren Beifall auf die Tische klopfen, hinunter bis in den Bunker, in dem das Essen ausgegeben wurde. Die Chance, einen Nachschlag zu ergattern, war dann größer.

Sonst war der Zusammenhalt untereinander recht gut, und als wir im Mai in der Aula - übrigens nach Noten des Ratinger Kirchenchores - den Frühlingschor aus Haydns Jahreszeiten „Komm, holder Lenz“ sangen, da war das auch ein Ausdruck einer allgemeinen Hoffnung auf eine bessere Zukunft, eine Art Aufbruchstimmung in ein Leben, dessen Frühling uns eigentlich in einem Zwangsstaat genommen worden war, das wir uns aber in echt demokratischer Weise selbst gestalten wollten.

Einigen besonders Gründlichen gefiel aber diese Art des Musizierens nicht: Durch Intervention beim Kultusministerium erreichten sie, daß ein neuer Musiklehrer, Herr Kromp, kam: Bei ihm hörten wir erstmalig vom Orff'schen Instrumentarium im Schulunterricht, sangen einfachere volkstümliche Lieder von Isaaks „Innsbruck, ich muß dich lassen“ bis zu modernen Chorsätzen von Ludwig Weber. („Laß die

Wurzel unsres Handelns Liebe sein“).

Auch zur musikalischen Gestaltung der Gottesdienste gab es verschiedene Meinungen. Als „Hochform“ der gemeinschaftlichen Meßfeier hatten wir uns auf das „Volkschoralamt“ geeinigt. Das schien uns eine gradlinige Fortsetzung der früheren „Gemeinschaftsmesse“, wie wir sie aus der Jugend mit den Texten von Romano Guardini gewohnt waren. Nichtsdestoweniger übten einige aber auch eine mehrstimmige lateinische Messe ein, die Professor Reiermann dann ebenfalls einmal zuließ. Ein Mitstudent stellte eine Choralchola zusammen, so daß wir auch einige „echte“ Choralämter feierten.

Im Frühjahr 1947 begannen wir uns um unsere Anstellungsmöglichkeiten zu kümmern. Inzwischen waren - wohl auch auf

Drängen der Engländer - weitere Akademien (Oberhausen, Wuppertal) eröffnet worden, in denen man z.T. in einem Jahr zum 1. Lehrerexamen geführt werden sollte. Damit wir früher fertig wurden, erreichten unsere Sprecher eine Verkürzung des 4. Semesters. Unser Prüfungstermin wurde auf den 2.-4. Juni 1947 festgesetzt.

Bei brütender Sommerhitze haben wir - und die geplagten Professoren und Professorinnen - diese Tage überstanden.

Auch aus finanziellen Gründen war es mir persönlich sehr lieb, daß ich nun bald wieder Geld verdienen sollte. Mein während des Krieges angesammelter Geldvorrat ging langsam zu Ende, und es wäre mir als fast 29jährigem sehr peinlich gewesen, meinem alten Vater noch auf der Tasche zu liegen.

Etwa zwei Wochen nach der Prüfung machte ich einen Besuch bei Dechant Veiders in Lintorf, der mich als nächster Nachbar (Kaplan an St. Peter und Paul) vom ersten Tag meines Lebens an kannte. Ich wollte versuchen, meine Anfängerfehler nicht gerade in Ratingen zu begehen und in der Nachbarschaft eine Stelle zu finden. Dechant Veiders bedauerte, weil er einige Tage vorher von zwei „tüchtigen jungen Männern“ aus Essen-Borbeck besucht worden war, denen er die Vermittlung einer Lehrerstelle versprochen hatte: Karl Schäfer und Hans Lumer. So bin ich nicht Lintorfer geworden, bleibe Lintorf aber als Ratinger herzlich verbunden.

Otto Samans



Bei einer Nikolausfeier im Jahre 1946 mußte Prof. Josef Pieper im Himmel vor dem „heiligen Mann“ erscheinen.

Der bekannte Philosoph und Pädagoge wurde erst kürzlich 92 Jahre alt!

# Erenneronge an die Schützefeste 1948 on 1949 en Lengtörp

Dorch die Dollheite vom Hitler wor die St. Sebastianus-Bruderschaft en de dressijer Johr verbode. Dechant Veiders hat de jude Jedanke noh em Kriech, die Bruderschaft widder ennet Leve te ru-epe. Rektor Emil Harte wor bejeistert von der Idee on konnt schnell völl Lengtörper Börjer met bejeistere. En janze Reh interessierder Lengtörper trofen sech en de Wietschaft am Kothe on hant alles besproke, minne Mann wor och met dobei. So wud beschlopte, dat am 21. 8. 1948 dat ischte Schützefest noh dem Kriech widder jefiert wede sollt. De letzte Schützekünich vör em Kriech wor de Fritz Zündorf, domet wud de Anfang jemackt.

De 21. 8. 1948 wor ne Samsdag. Nommedeis trock völl Volk ennet Dörp, se komen von überall her, ut de janze Umjevung. Et wor jo och watt besongisch, su jrut Fest noh em Kriech te fiere. Am Kothe, em Jade, wud de Schützestand opjebout. Am fröhe Nommedag wor et Dörp schon voller Lütt, sie drängten sech op de Angermöngersroot, on am Kothe wor ke Plätzke mieh te fenge. Minne Mann hat schon fröh lhl, ut em Hus te kume, och die jrötere Kenger liepen ennet Dörp. Ech bliev met em klennste Kenk te Hus. Ech entsenn mech, dat ne Konde ut Rohm (Rahm) do wor on minne Mann spreke wollt. Ech liet em Besche-id sare, on he kom fruhjemot on ongernehmungslöstich an. „Schiet aver nit de Vurel aff, dat könne mer us su kott noh de Währung nit erlaube“, su seit ech vör em. „Nä, nä, sonne Blödsinn mak ech nit“, seit he. Su verjengen de Stonde, aver mech wor et dobe-i nit juet te Mu-et. Watt soll dat wede, wenn he de Vurel affschütt? Et wor nit uttedenke. E nöh Kleed had ech mech jekoppt, e lang, wir wollten doch fiere noh all die trurije Kriechs- on Nohkriechsjohre. Och nöhe Schuhn han ech mech jekoppt, en Düsseldorf be Salamander am Shadowplatz em Keller. Ech wollt e Paar brunge Pömps Jrödde 38 met hurem Absatz. Et woren aver

kenn Schuhn en der Jrödde doe, also nohm ech Jrödde 39. Domet jing ech narm Schuster Theo Momm on seid em, he mäut mech henge jett eren kleve domet se passen. He mennt: „Dat mak ech, et wör jo schlemm, wenn du Künijin wüß on de Schuhn verliers.“ Dann hat ech noch e blau Kleed, aver dat wor janz ut der Mu-edede. „New Look“ wor die jrute Mu-edede, „Wade umspielend“. Su wor ech vör die Fiererei utjeröst, aver nit vör en Künijin. Ech bekiek mech vom Fenster ut de Spektakel em Dörp. Op emol hut ech laute Tramöll, et Volk verliep sech, min Schwiejsche (Schwägerin) kom met huch jehaulene Häng on wor am lamentiere, sie kom op us Hus tou jelupe. Ech ahnden nix Judes. De Heinz Fleermann kom als Schützenoberst op em Peed anjaloppiert, he hat de Hu-et met em witte Federbosch op em Kopp. He jaloppierden direkt op us Hus tou on schellde anne Husdür. Ech miek de Dür ope, on do seit he schon: „Maria, der Willi ist Schützenkönig und du bist seine Königin, mach dich fertig, du wirst gleich abgeholt.“ Ech wor janz verdattert, aver ech han mech doch jefreut. Ongertösche komen die Kenger trück, sie woren janz oprecht on hadden völl te vertelle. Die Schütze hant richtig jekämpft öm de Künichswürd.

Enne letzte Minütt wollten se all de Vurel affschiete. Et wud noch met de Armbrust jeschote, met richtije Jewehre te schiete wor vonne Militärrejerung verbode. Do op emol ne kräftije Schoß met de Armbrust, on de Vurel floch eronger, glöckliche Schütze wor minne Mann. He wud vonne Schützebrüder huch op de Scholdere jenohme on enne Loft jeschmierte, on, wie mech de Kenger vertellden, konnt mer de witte lange Ongerbox senn. Et janze Volk jubelten öm tou. De ischte Schützekünich noh em Kriech wor do. Et jof och ne Krunprinz, dat wor de Heinz Kohnen, sin Prinzessin wor et Josefa Fleermann. Nach nem kräftije Ömdronk bewechten sech de Zoch op us Hus an. Op de Scholdere druren se minne Mann noh Hus. Ongertösche hant wir us fedich jemackt. Als he do su vör mech stong, fresch jemackt on juet jelaunt, do konnt ech en mech su reit als Künich vürstelle. Ech trock dat kotte Blaue an, dat lange Kleid bliev vör der Könungsball, dat wor doch klor. Von wiedem huden wir schon Mentzens Bloskapell: „Wir wollen unseren alten Kaiser Wilhelm wiederhaben.“ De Zoch hielt bei us vör de Dür, on minne Künich on ech wuden affjeholt. Do kom die Freud en mech op, on ech freu-



Die Gaststätte „Am Kothen“ (Inh. Walter Mentzen) in den 50er Jahren. Rechts schließt sich der erwähnte Festsaal an. Heute steht an dieser Stelle die Sparkasse.

den mech met minne Mann on dem ganze Volk. Et wor ne Menscheoplauf wie ech en noch nit jesenn han, von alle Sidde wenkten se us tou. Nu hätt ech als Künijin jo ne feine Blumestruk em Arm han mödde, aver woher? Hilde Perpeet, us ischte Noberin hat dat kapiert, et Hilde liep en der Jade on kom mit ne Struk Jladiole an, die dröckt et mech en der Arm, su marschieren wir dann en der Festsaal „Am Kothe“. Die Wietschaft „Am Kothe“ stong do, wo jertz de Sparkasse es, anschließend wor de Danzsaal. Te Haup stongen de Mensche on wollten all de nöhe „Majestäten“ senn, wie Emil Harte seit. Vörop jing de Mentzens Kapell en der Saal on wir hengerher. Wir jingen über de Danzfläch, do huht ech, wie en Frau för die angere seid: „Guck mal, die Königin hat noch ein kurzes Kleid an.“ Aver dat konnt minner Freud kenne Abbruch don. Dann jing et erop op de Bühn. Do woren die Dösche fein met Blume jeschmöckt on wir saten us. Minne Mann on ech enne Medde vonne Bühn, reits on lenks der Dechant on der Kaplon, dann kom de Emil Harte als Chef on de Brudermeister Fink on Kahne, alle Verwandte on Fründe. Dechtjerdängt soten wir op de Bühn on onger us die fierende Lütt. Wir hadde jo su völl Verjnüje optehole, die Freud fong ke Eng. Am Sondagmorje enne Mess solden die Krünong sin. Ech trock mie schün lang Kleed an, on em feierliche Zoch jing et nach de Kerk.

Op dem Wech dohen spellen de Mentzens Kapell: „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus.“ Dat hammer en der Neit doför döck jesonge. Medde enne Kerk wor en rude Samt-Kniebank opjestellt, do moßten wir Platz nehme. Dechant Veiders hielt en schöne Predicht, on dann wuden wir jekrünt. Minnem Mann wud die Schützekett ömjehängt, on mech wud vonne Ehrendame et selverne Krünche opjesatt, wie ech speder sohr, verkied eröm, die Blumeranke, die nach ove zechten, hadden se mech ennet Jesecht jedröckt, aver dat hätt kenne jemerkt. Of met dem Krünche hütt noch die Künijinne jekrünt weden, we-it ech nit, oder of hütt alles schöner on wertvoller sin mot?

Am fröhe Nomedag wor dann de



Das Königspaar Maria und Willi Molitor zwischen den Brudermeistern Hubert Fink und Johann Kahne vor der St. Anna-Kirche. Rechts Karl Kuhles und Fritz Klasen vom Vorstand der Bruderschaft, im Hintergrund die Ehrendamen

Schützezoch. De Sonn schien vom Hemmel, de Stroote woren met Fähnches jeschmöckt, de jrute Fahne hingen anne Hüser, de Lütt woren all juet opjeleit, suwatt hat Lengtörp seit lange Johre nit mieh erlevt. Die Kenger kannten sujett überhaupt nit. Wir soten fein jemackt em schün jeschmückte Kutschware.

Weil wir aule Lengtörper woren, beds en Lengtörp jebore, kannten wir all die Lütt, die am Strooterank stongen. Et wor e Wenke on Freue, dat et enem te Hezze jing. Domet die Kenger von Lengtörp och watt vom Schütze fest hadden, hant wir ne Zentner Klömkes ut em Ware jeschmiete, dat wor to der Tied noch wat besongisch.

Öm dat Fest te verschünere, hant wir us sechs Ehrendamen jenohme, alles nette Mädches su öm de

achtien Johr. Dat woren et Irmgard Schmalhaus, Adelheid Klasen, Marga Gronau, Waltraud Marks, Anni Füsgen on Christel Stöters.

Am selve Ovend wor dann Krünungsball. Minne Mann em schwatte Anzoch, met de prächtije Kett jeschmöckt, sohr juet als Künich ut. Ech met em Krünche on em lange erikafarbije Kleed wor en jlöckliche Künijin. Überall schlog us en jrute Hezzlichkeit entjeje, ech jlöf, die Lengtörper woren met örem Künichspaar tefriede. Wir fierden, freuden us on danzden, wir fierden bes en der helle Morje. Als wir noh Hus komen, log die ganze Ladetreppe voll Blume, reits on lenks ne Emmer met Jladiole. Dat wor e Werk von us Nobere Perpeet. Als ech dat sohr, stong ech do on seid mähr immer: „Wie schün, wie



Die Königskutsche im Schützenszug 1948. Links mit Zylinder Schützenchef Emil Harte

schün,“ on han vör Freud jehüllt.

Am angere Ovend woren wir met alle Frönde op der Beekerhoff enjelade, do jing et dann och widder huch her. Trotz der Fiererei wud öm sieve Uhr die Werkstatt ope jemackt, die Kenger jingen pönktlich enne Scholl, on öm 8 Uhr wud de Ladedür ope jemackt. We fiere well, mot och arbeide. Et nomedeis wud widderjefiert, et hant sech e paar Onermödliche tesame jefonge. De Hermann Thiele on sin Frau Liesel wuden em Bollerware dorch et Dörp jefahre. Die Freud wollt ke Eng nehme.

Vör dem Schützelfest wud bem Bäcker Fink en jrute Plaat met Appel-on Prumetaat bestellt. Der ganze Famillich wud jeseit: „Die Schützedag wüd nix jekockt, we Hunger hätt, kann enne Köch jonn on Kuke ete oder op de Kermes e Wüschke ete“. Su wor dat och jerejelt.

Am 14. November 1948 hant wir die Schützebröder met de Fraue to nem Familijeovend enjelade. Do jof et vör die domolije Tied wat Extras, vör die Fraue jof et Kaffee on Kuke on vör die Männer Bier. Öm Kaffee te besorje, moßt minne Mann noch völl loupe, de wor knapp on dür, die Tortes hätt de Rudi Stenkes jelifert. Dat wor ne schüne Ovend, de alle jefalle hätt.

Em Jahr 1949 woren wir widder Künichspaar on die Majestäten em jrute Festzoch. Die Kenger wuden fein jemackt: met lange hellblaue on rosa Kleedches, Lockeköppkes on Blumestrückkes enne Häng soren se wunderschün ut. To minnem künichsblaue Kleed hat ech e witt Samtjäckeske, de Samt moßten wir en Krefeld koupe, en Düsseldorf jof et de noch nit. Och de jrüne Stoff för de Fahn jof et et mähr en Krefeld.

Vör em Festzoch woren die Ehrendamen be us em Wohnzemer, do jof et e Jläske Sekt, domet se all ju-et jestemmt woren. Dat Weder wor widder herrlich, on butte warden en jrute Menge Lütt op us. Met Mentzens Bloskapell on em Köbes Zimmermann met de Jonges vom Rätinger Tambourcorps trocken wir dorch die Stroote. Em met Blume jeschmückte Kutschware jing et dorch Lengtörp, never us de



Vor der Parade: Das Königspaar mit seinem Gefolge.  
Hinten rechts mit Zylinder: Emil Harte

Dechant Veiders on Schützenchef Emil Harte. An de St. Anna-Kerk wud de Parade afjehaule. Ech han hütt noch enne Uhre (Ohren), wie en Frau to öhrem Mann seit: „Wem mögen die hübschen Kinder gehören, dem König oder der Königin?“ Et woher to der Tied noch dren, dat de Künich sech en fremde Künijin nohm, öm die Koste, die op öm tokomen, met de Künijin te deele. Dat minne Mann mech als Künijin jenomhe hätt, hätt mech jefreut, on su es et en Lengtörp för speder immer jeblieve.

Et Ovends wor widder e jrut Fest en Mentzens Saal, ganz Lengtörp

wor op de Danzbeen. Ne Jeschäftsfrönd ut Düsberg wor och enjelade on wollt watt Judes don, do seit minne Mann: „Geben Sie dem Ober ein Trinkgeld, er hat uns so gut bedient.“ Do jo-ef he dem Kellner 200,- DM. De Kellner woßt nit, wat he sare sollt, sujett es em noch nit vürjekome. Am fröhe Morje, als alles te Eng on et schon hell wor, jing ne Jast ut Essen noch met noh Hus on hätt e Schloopzemer jekopt, dat wor ne schüne Abschluß. Em Jahr 1949 wuden Heinrich Kaiser on sin Frau Gertrud us Nachfolger. Et wor en schüne Tied, die ech nit messe mäut.

Maria Molitor

LESEN UND WOHNEN

DAS **PASCAL MOURGUE-BETT**  
IN VERSCHIEDENEN AUSFÜHRUNGEN  
UND FARBEN ERHÄLTICH



**EINRICHTUNGSHAUS  
MOLITOR**

KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 · 40885 RATINGEN-LINTORF  
TELEFON (0 21 02) 3 52 65 · TELEFAX (0 21 02) 3 71 63

ligneroset

# Wat ech met der evangelischen Volksscholl am Ho-et han?

Mer schriewe die Ziet 1940-42. Dat aule Schollhus an der Duisburger Stroß, so wu-et verzällt, wor ens en evangelische Volksscholl. Doch kinner konnt sech mehr so re-ihet erinnere, wann do et letzt Schollkenger erömjelope sind. So stung dat aule Hus düster un menschenleer in de Jejend eröm. Nur die schü-ene Mehlbeerböm dovür machten dat Bild e biske fründlicher. – Op dem Schollhoff spellden wir Kenger ens döcker Fußball. De Ahornböm woren de Tore. Ach jo de Fußball. Dat wor ne us decke Läppkes tosamenjende Stoffball, mit watweißich jefüllt. Ja, oder wir spellden „Völkerball“, wenn mer jenoch Lütt tosamenkrechten.

Dat heeßt, su ganz menschenleer wor dat Schollhus nit. Im hengere

De-ih vom Hus wonden en Lehrerehepaar, vom dem jesa-ht wu-et, dat et „a. D.“ wör. Jedenfalls hammer dat so jut wie nie jesinn.

Ju-et en Erinnerung jebliewe is mich de Schölerlokus. De stung henge lenks om Schollhoff. Jetzt wö-ste natörlech frore: „Woröm jrad de?“ Nu deshalb, weil de su-e infernalisich jestonke hätt! Dat wor su schlemm, dat die Nas sech jeweiert hätt, Luft ze hole, wenn de do blos vorbe-i jingst. Mer Jonges wore jo eijentlech alles angisch als zimperlich, äwwer dat wor selwst ons zovöll Jestank! Wenn e-mer ens nüedich moßte, jinge mer dann lieber en de jro-te Strü-eker henger de Heck als en de fiese, stenkije met Teer gepinselte Lokus.

Irjendwann wu-eden op de

Schollhoff Kermesware afjestellt. Mer konnten nit jlö-ewe, dat en der Kri-echsziet he en Kermes opjestellt we-ede sollt. „Kermes“. – Die kannten mer doch nur vom Verzälle von uns Öldere. Un jetzt stunge he secher ti-en oder zwöllef Kermeswares, voll met den herrliche Denge, von dene mer nur schon ens jet jehü-ert hadde! Vier Wohnwares woren och dobei. Mer hadde jehü-ert, dat dat Schausteller us Duisburg wöre, die he be-i uns in Lengtörp öhr schaustellerische Habseligkeiten en Secherheit jebre-it hadde.

Die nit mie ganz so Jonge onger ons we-ede sech secher noch joot an die schlemm Ziet erenre, wo de kinn Na-it ruhich dörchschlo-epe konnst, un e paarmol von de Siren in der Keller jedri-



ewe wudst. Die furchbare Bombardierung von de Städte rings-eröm. Et wor nur zu verständlich, dat so Lütt wie die Schausteller he om Land Zuflucht söckden, um sech he öwer die Ziet ze rette.

Die jru-ete Wares stunge he onger die decke Böm wie in nem Versteck. So konnten se och nit von feindliche Fluchzeuje entdeckt wä-de un vielleicht für militärische E-inrichtungen jehalde we-ede! Denn sujet konnt och leicht för ons Lengtörp jefährlich we-ede.

Die Wares wore su-e tesame jestellt, dat so wat wie en kleine Dorfidylle entstand. Die Wohnwares hadden schü-ene Jardinge an de Finsterkes, sowat wie ne klee-ne Balkon vüre dran un en bre-ide Trepp no o-we. He jow et och Kenger en usem Older. So hadde mer bold erus, dat et sech he öm die Familie „Reminder“ un „von der Burg“ us Duisburg handelten.

Un do jow et ne Opa Reminder, so ri-epe mer de. De Opa wor ne unjemein rüstije un umtriebije Mann. Manchmol soß he op der Trapp vör sinnem Wohnware, de

Piep tösche de Täng, un wor am jrübele. De Opa verschwand och schon ens in sonne Ware, wo dat Kermeszeuch drin sin moßt un kro-ernte un muschelte do drinneröm. Ließ äwwer nie die Dür op, so dat mer och nit e biske dorenn lu-ere konnte. –

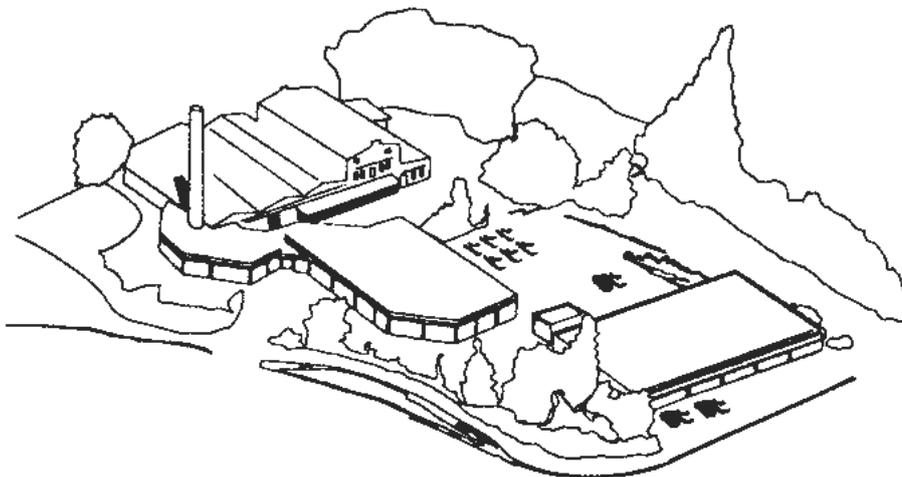
Bis op e-imol! Da hat he wohl sinne karitative Dach. Do durften mer tatsächlech ens en der Ware kicke! Dat wore also die Herrliche-ite, von denne mer döck jehüert hadde: Autos, Pädches, Kut-sche un wat we-iß ich. Herrlich bonk a-njemollt, un dusend Spiegelkes jlitzerten ons entjejen. Wie Denge usen angere Welt!

Natörlech dorften mer nur kicke. Äwwer föhle!? Au Mann! Da wor de Opa, sare meremol, zemlich e-ijen. Aber immerhin, mer hant et jesinn. Wenn och en nem chaotische Ho-upe över- un ongernanger jestapelt, kaum ze erkenne. Äwwer mer hant wat jesinn!

De Opa Reminder ruckden för sin Le-ewe jä-en sin Piep. Nur met dem biske Tabak, wat he op sin

Raucherkaat krechten, ko-em de natürlich nit wiet. Dat heißt, dat Problem hadde die angere Männer, die ruckden, och. Nur, de Opa Reminder hat kinne Ja-de, in dem he sich wat Tabak hät a-nplante könne. Su-e jesinn, wor he schon ne ärme Deuwel. Hin un widder sind mer dann schon ens för öm an die Tabakbestand von usem Vatter jejeunge oder hant in angerlütts Ja-de e bisken Tabak stibitz. Dat hi-elte mer für e ju-et Werek. En Wirkliche-it wollte mer ons de Opa doch nur jewore make, wejen de Herrliche-ite in sin Kermeswares...

Jedenfalls hing de Opa Reminder die jrö-ene Tabakblä-der zum drö-je op de Wäscheling. Wenn he nit su lang wa-de wollt, hätt he die Blä-der op de he-ite Owens-platt jeleit wo se dann „blitz-jedröcht“ wu-ede, un dann nix wie rinn in die Piep! Em äußerste Nutfall qualmte he och schon ens Rharbarber- oder och Ahornblä-der. Ech denk, met der Jeflorenheit wor he nit alle-in. Wenn ech dran denk, wat damals su alles jepafft wu-et...



**Ford-Haupt Händler**  
**40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74**  
**Telefon 021 02/22047**

E-ines Tares fing de Opa Remin-der an, dicke Balken kre-isornd op der Schollhoff ze le-ije. Wollt de sich nur beschäftije? – Et kome Brä-der drop, so dat en rond Plateau entstand. En der Mitt stand plötzlich en senkrechte Achs. De will doch woll nit...! Doch, – de Opa baute tatsächlich dat Karussel op! Un do stü-erte ons och nit, dat he dat in unmittelbarer Noberschaft von dem Stinkelokus opstellten. Wirklich onverständlich wor für ons, dat de sech von ons nit hölpe losse wollt. De infernale Lokusjestank hädde mer doför jäh in Ko-up jeno-eme!

Wochenlang hätt he nu repariert un a-njestri-eke un jedonn. Mer hadde schnell spitz, dat de Opa dat Karussel arreteeet hat, dat sich dat also nit von Hank dri-e li-et. Dat wor schon ärerlich, denn de Opa wor döcker ens fott. – Bis op e-inmol! De Opa worens widder fott, un wir hatten bei der üblichen „Routine-ongersökung“ festgestellt, dat sich dat Karussel tatsächlich dri-e li-et! Met alle Mann hammer döchtich jedeut, dat Schwung in die Saak ko-ern on sind dann drei Runde ömesöß Karussel jefahre. Su drei bis viermol jing dat su-e. – Zom Jlöck hammer de Opa Reminder noch rechtzeitig jesenn. Die Flucht jing quer dörech angerlütts Ja-de böß nom Joh. Peter Melchior-Wech. Die Eile wor och a-njebracht, denn de Opa Reminder wor verdammich jot ze Fooß!

Natürlich hatte die aule Schull noch angere Denge jesinn on zu erdrare. Denn se wu-et schon ens

en Ziet zwecks-entfremdet. Et wor jo die Tiet, wo dat „1000jähri-ge Reich“ noch Hochkonjungtur hatt. Un zu den jru-ete Errungeschaften en des Tied jehü-erden su-e E-inrichtunge wie ne „Kinderhort“. Sujet hatt mer he e-injehichtet. Dat wor en Verwahrstätte för Kenger su-e af sechs Johr. En su enem „Kinderhort“ wollt mer dat „von oben“ vorjedachte nationale Jedankenjut den Kenger speelerisch noh-breng...

Jeleitet wu-ed de Hort von de „a. D.-Lehrerin“ usem Hengerhus. Die wor, glöw ech, usem Böhmerwald, denn öhr Lieblingslied wor: „Hinterm Lusen funkelt die Nacht...“ Und außerdem jow et noch zwei Helferinnen us Mülheim un Düsseldorf.

Ons Jonges jefiel dat janze natürlich janz ju-et. Tolle Lieder hammer jeliert, jebastelt on jeden Dach jow et tolle Speele. Nie jow et do Langewi-el. Am Erntedankfest z. B. moßte mer so wat wie ne Maibo-um erklömme. Dofür jow et dann en Roll Drops, en Trillerflöt mit en witte, geflochtene Scholderschnur oder ne wackelige Kompaß. Dat wore für ons rechtije Kostbarke-ite, die mer drusse be-i ons Jeländespeepe prima jebuche konnte. So wiet, so jot. Böß op die Tatsach, dat se su-e höschkes versöckten, ons Kenger uszuhorche, wat zu Hus in den eijene vier Wäng so verzällt wu-ed... Von do an durft ech do nit mieh hin. Hüt wird mer kaum noch verstonn, dat son Entscheidung för Öldere nit janz onjefährlich wor!

En Erennerung is mesch och noch jot, dat die damalije Hitlerjudent (HJ) und de Bund Deutscher Mädels (BDM) in der Scholl ihr Domizil opjeschlare hadde. Mer hant ons dann, wenn die drusse wore, vüre op dem jemu-erte Torpfeiler jesetzt un hant stundelang zujekickt on jehört, wenn die BDM-Mädches jespellt on vor allem jesunge hannt. Oder wenn die HJ mit de Fanfare, die decke Landsknechtstrommele on Jesang, vom Schollhoff bis nom Bahnhof un zurück mascheerden.

Noh 1945 wu-ed et en Ziet ruhich in un öm die Scholl. I-esch de E-inführung der Konfessionsschulen brachten widder Le-ewe in dat aule Gemü-er. Un dat Hus konnt widder dat sin, wat et e-ijentlich immer sinn wollt: En Scholl! Nur dat en janze Re-ih Freunde plötzlich in en angere Scholl jonn moßt, mit denne ech johre-lang dieselve Schollbank jedröckt hatt, jing nit in minne junge Kopp erenn. Mer wor jetzt „katholisch“ ond „evangelisch“! Et wor plötzlich nit nur wichte an der Herrjott ze jlöwe, sondern noch wichtijer wu-ed et, wie man an öm ze jlöwe hat...

Übrijens. De „Reminders“ un die „von der Burgs“ sind ons Lengtörper später noch johrelang treu jebli-ewe. Nämlich op der Lengtörper Kermes met en Schiffschaukel on „usem“ Karussel! En Freifahrt? – Dat hadde mer ons woll damals be-im Opa Reminder, Tabak hin, Tabak her, e-in vör allemol verspellt...

Ewald Dietz

## Das Pferd. Der Esel

Einst trug auf seinem schmalen Rücken  
Ein Esel eine schwere Last,  
Die fähig war, ihn tot zu drücken.  
Ein ledig Pferd ging neben ihm.

„Du hast  
Auf deinem Rücken nichts“, sprach das geplagte Tier,  
„Hilf, liebes Pferdchen, hilf! Ich bitte dich, hilf mir!“ –  
„Was helfen!“ sagt der grobe Gaul,  
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul;  
Trag zu! – –“

„Ich sterbe, liebes Pferd –  
Die Last erdrückt mich, rette mich!  
Die Hälfte wär ein Spiel für dich!“

„Ich kann nicht!“ sprach das Pferd.  
Kurz, unter dem zu schweren Sack  
Erlag der Esel. Sack und Pack  
Schmiß man sogleich dem Rappen auf,  
Des Esels Haut noch oben drauf.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim

# Auß Höchst Ihrer Churfürstlichen Durchleuchtigkeit sonderbahrem gnädigsten Befehl

Mit diesen oder ähnlichen markanten Worten endeten im 18. Jahrhundert die Gesetze, Verordnungen und öffentlichen Bekanntmachungen im Herzogtum Berg. Die Worte kennzeichneten und unterstrichen die absolutistische Regierungsform der damaligen Zeit. Nun sind bekanntlich Gesetze und Edikte schnell erlassen und erlassen. Aber wie brachte man damals solche Verlautbarungen den Untertanen „Ihrer Churfürstlichen Durchleuchtigkeit“ zur Kenntnis?

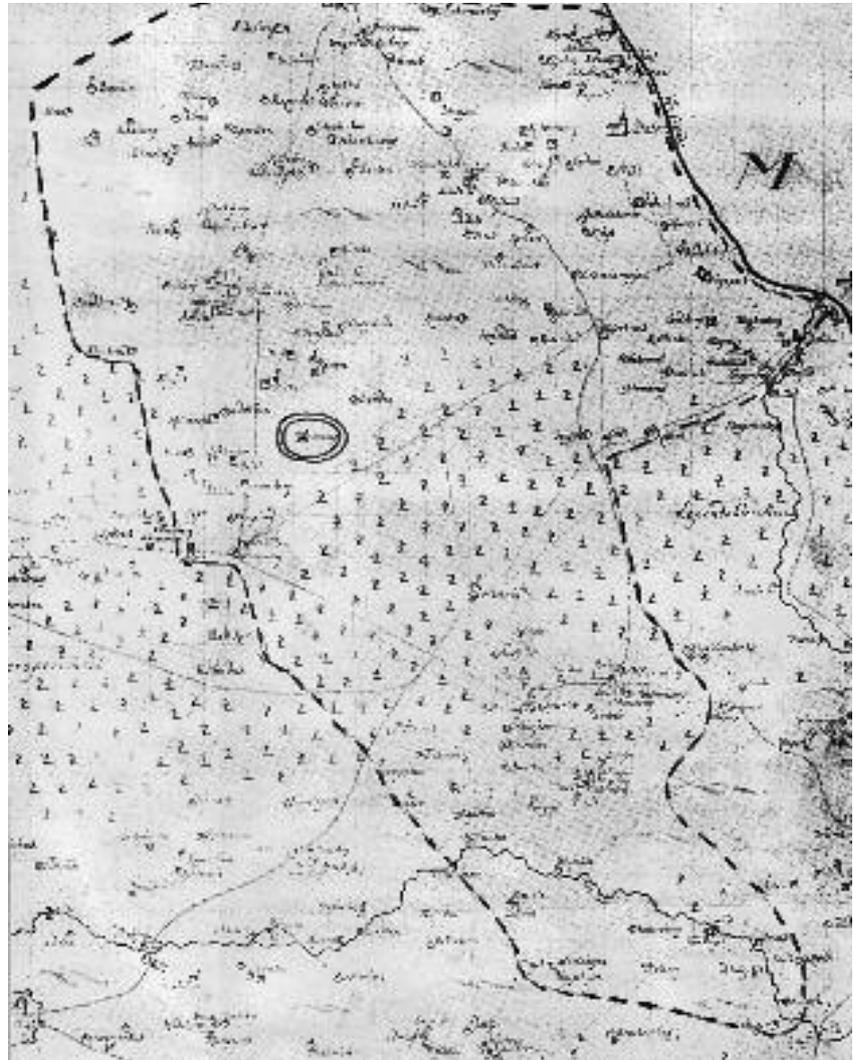
In den Städten war das kein unüberwindliches Problem. Dort konnte man den Amtsboten mit der Glocke durch die Straßen schicken und ihn mit lauter Stimme den Willen des Regenten verkünden lassen. Man konnte die Texte auch an den Rathäusern oder anderen öffentlichen Gebäuden zum Aushang bringen.

Aber auf dem platten Lande?

Wie, zum Beispiel, sollte man das im Amt Landsberg mit seinen Honschaften Mintard, Breitscheid, Selbeck und Hösel bewerkstelligen, wo die Höfe und Kotten weit auseinander lagen, und wo die Streusiedlungen außerdem noch von ausgedehnten Waldgebieten unterbrochen waren?

Der Baumeister und Geograph Erich Philipp Ploennies hat uns in seinem 1715 erstellten Kartenwerk ein anschauliches Bild dieser besonderen Siedlungsstruktur hinterlassen:

Kein nennenswerter Ortskern, wenn man einmal von dem Ruhrdörfchen Mintard absieht. Kein Rathaus, kein öffentlicher Versammlungsraum. Die einzigen Orte, an denen sich die Eingesessenen regelmäßig versammelten, waren die Kirchen im Amtsbezirk, für die Evangelischen die Linneper reformierte Kirche und für



Ploennies-Karte des Amtes Landsberg

die Katholiken die Kirche St. Laurentius in Mintard. Sie allein boten beste Voraussetzungen dafür, daß Kanzelabkündigungen - seien sie nun kirchlicher oder staatlicher Natur - wirklich alle Eingesessenen auf kürzestem und bequemstem Wege erreichten. So wurden die Kanzeln zwangsläufig zu Sprachrohren der Regierenden zu den Regierten. Das geschah keineswegs zum Nachteil der christlichen Verkündigung. Im Gegenteil: Die Verlesung obrigkeitlicher Bekanntmachungen und Verordnungen machten den oftmals weiten und beschwerlichen Weg zur Kirche zusätzlich wichtig

und häufig notwendig. Außerdem konnte man Gesetze, Anordnungen, Verbote und Bekanntmachungen gleich nach dem Kirchengang mit anderen erörtern, was unter Umständen von Vorteil war.

Gewöhnlich übersandten die Behörden ihre Verlesungstexte an die Pastoren und Prediger jeweils in doppelter Ausfertigung, in einem Original und einer Kopie, letztere entsprechend gekennzeichnet. Auf dem Original hatte der Geistliche den Zeitpunkt der Abkündigung einzutragen und es dann umgehend an die jeweilige Behörde zurückzusenden, damit

diese sicher sein konnte, daß die Botschaft bei den Leuten auch wirklich angekommen war. Die Kopie verblieb bei den Akten der Gemeinde, damit der Wortlaut bei eventuellen Rückfragen vor Ort zur Verfügung stand. Auf diese Weise ist eine größere Anzahl Kopien solcher Abkündigungstexte im Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Linnep erhalten geblieben. Sie geben uns ein anschauliches Bild von den Problemen, die die Kurfürstliche Regierung in Düsseldorf und ihre nachgeordneten Behörden damals mit den „Unterthanen“ hatten. Dazu einige Beispiele:

*Demnach Ihre Churfürstl. Durchlaucht Unterm 19<sup>ten</sup> negst Vorigen Monathß February gnädigst befohlen haben, daß hiesigeß Ambt für lauffendeß Jahr Nehmlich a prima February 1745 biß ultima January 1746 ad ein Tausendt Neun Hundert Zwanzig Acht rthlr. (Anm.: Reichsthaler) 74 alb (Anm: Albus) 3 str (Anm.: Stü-*

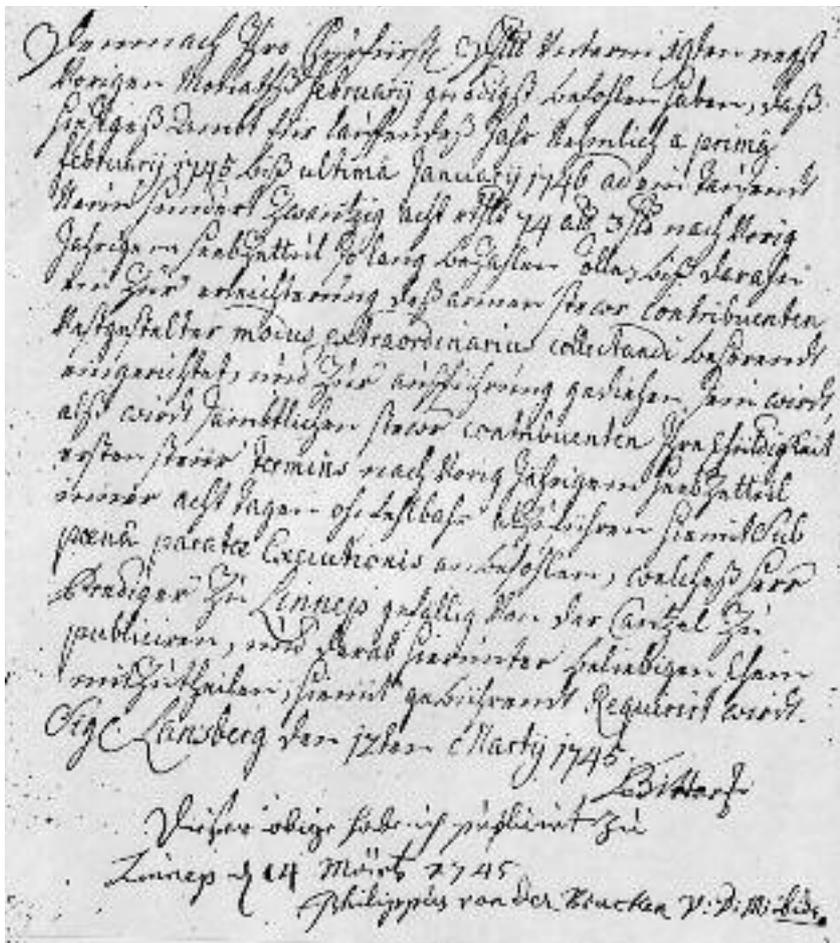
*ber) nach Vorig Jahrigem Heeb Zettul so lang bezahlen solle, biß darahn ein Zur erleichterung deß armen stewr contribuenten vestgestelter modus extraordinarius collectandi behörendt eingerichtet, und Zur außführung gediehen sein wirdt, alß wirdt sämbtlichen stewr contribuenten Ihre Schüldigkeit ersten steur Termins nach Vorig Jahrigem Heeb Zettul inner acht Tagen ohnfehlbahr abzuführen hiemit Sub poena paratae Executionis anbefohlen, welcheß Herr Prediger Zu Linnep gefällig von der Cantzel Zu publiciren und darab Hierunter beliebigen schein mit Zutheilen, Hiemit gebührendt Requirirt wirdt.*

Sigl. Lansberg, dato 12<sup>ten</sup> Martij 1745 Bitter

Dieses obige habe ich puplicirt zu Linnep den 14. Märts 1745

Philippus von der Brucken V.D.M. ibidem (Anm.: Hiesiger Diener am Wort Gottes)

**Eine Steuerverfügung aus dem Jahre 1745**



Auch damals schon wurden dem „armen steur Contribuenten“ Erleichterungen in Aussicht gestellt. Aber zunächst wurde die alte, offenbar zu hohe Steuer kassiert. Diese Vorgehensweise kommt dem heutigen Steuerbürger irgendwie bekannt vor. Sollten unsere Finanzbehörden bei ihrer Steuerpolitik an eine mehr als 250jährige, absolutistische Tradition anknüpfen?! . . .

Man bedenke: Damals, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts befanden sich auf dem Gebiet des Amtes Landsberg knapp 190 Bauernhöfe und Kotten. Von diesen mußte jeder im Durchschnitt 10 Reichstaler in Geld aufbringen. Das war fast ein Pastorenmonatsgehalt. Ein Pastor verdiente 125 Reichstaler im Jahr.

Dem Fiskus genügte die obige Abgabe immer noch nicht. Er verlangte zusätzlich von den Bauern noch Naturalabgaben (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Erbsen etc.). Ablieferungsorte waren die Kellnereien in Angermund bzw. in Landsberg. Diese führten einen Teil der Naturalien ab an die Oberkellnerei in Düsseldorf, und den Rest ließen sie verkaufen zugunsten des Fiskus.

**Eine Abkündigung über die Versteigerung von Naturalabgaben**

Copia: EB wirdt hiedurch bekant gemacht, daß nechsten stehenden Montag, den 2<sup>ten</sup> January deß 1764<sup>sten</sup> Jahrs nachmittags 1 uhren in deß Scheffen Baur Behaußung in angermund die Churfürstliche Kellnerey fruchten bestehendt in Haaber, weitzen Und gersten, mit dem gewöhnlichen transport, dem Meistbietenden öffentlich Versteigeret werden sollen; welche also Hierzu Lust tragen, Können sich auff gemelten orth, Zeit und stundt einfinden; Zugleich auch werden alle annoch rückständige Kellnerey Contribuenten Zum letztenmahl Ernstlich erinnert, ihre Schüldigkeiten längstens jner 4 Tagen Zeit abzuliefern, wiedrigens nichts gewißers, als die hinfängliche execution gegen die säumige erfolgen wirdt, welches die Herren Pastores deß Amts Lansberg Nechst ein stehenden Sambstag oder Sonntag Von den

Cantzellen zu publiciren, und ihre publicata mitzuthellen Requiriret werden.

Sigl.: angermund, den 27<sup>ten</sup> Xbris 1763 (Anm.: 27.12.1763)

vi Clemmi Mandati J.J. Baasel

Man sieht: Auch damals wußte der Fiskus sehr wohl, wie er auf simple Weise an das Geld der Leute kommt. Dazu brauchte er nicht einmal einen aufwendigen Beamtenapparat. Ähnlich einfach verfuhr man mit den Wegezöllen: Man verpachtete sie an reiche Untertanen, und diese vermehrten ihren Reichtum, indem sie sich an den Fuhrleuten und Wegebenutzern schadlos hielten. Die lukrativste Wegezollstelle im Amt Landsberg befand sich damals am Krummen Weg in Breitscheid. Sie brachte 1100 Reichstaler Pacht, während der Wegezoll in Ratingen für nur 510 Reichstaler vergeben wurde (Archiv Speyer, Geheime Ratsakten Nr. 671, veröffentlicht im Düseldorfer Jahrbuch 1893)

Für das Inkasso der Bier- und Branntweinsteuer beschritt man den gleichen Weg, wie die folgende Kanzelabkündigung zeigt:

### **Ankündigung der Versteigerung von Bier- und Branntwein-Akzisen**

*Copia: Nachdeme Ihro Churfürstliche Durchlaucht gnädigst Verordnet Haben und wollen, daß die Cammeral Bier- und Brandensweins accis (Anm.: Akzise = Abgabe, Steuer) Höchst Dero ämbtlichen angermund und Lansberg, forth der Hauptstatt Rattingen drey nacheinander folgende Jahren dem Meistbiethenden öffentlich außVerpachtet werden solle, als wird zu sothanner AußVerpachtung, und zwarn 1<sup>mo</sup> der Hauptstatt rattingen und derselben außwendigen Bürgerschafft terminus auff montag den 26<sup>sten</sup> hujus morgens 10 uhren, und 2<sup>do</sup> deß amts Lansberg deß nemblichen Tagß nachmittags 2 uhren, sodan 3<sup>tio</sup> wegen deß amts Und Freyheit angermund auff mittwoch den 22<sup>sten</sup> ditto morgens 10 uhren auff der angermunder Kellnerey Hiemit Vorbestimmet, wes endes sämbtliche Herren*

*Pastores solches zwey nacheinander folgende sonntäg nemblich den 12<sup>ten</sup> und 19<sup>ten</sup> Dieses Von dennen Kirspels-Cantzellen zu deren hierzu Lust tragenden Wissenschaft, ümb sich auff Vorbeschriebenen orth, stund und Täge ein zufinden, zu publiciren, und ihre publicata mitzuthellen geziemend requiriret werden.*

Sigl. angermund dato 2. Xbris 1762 (2.12.1762)

In vim Clemmi Mandati J.J. Baasel

Ähnlich wie bei den Wegezöllen und bei der Bier- und Branntwein-Akzise verfuhr man auch bei der steuerlichen Nutzung der kurfürstlichen Ländereien. Während andernorts Domänenverwaltungen solchen staatlichen Besitz bewirtschafteten, sparte man sich im Amt Landsberg die Mühe. Statt dessen verpachtete man die Flächen an unternehmerisch gesinnte Untertanen, welche dann die Areale entweder selbst bewirtschafteten oder sie an Bauern bzw. Kötter unterverpachteten. Im letzteren Fall hatten sie Anspruch auf den sog. Rottzehnt, d.h. auf den zehnten Teil der Ernte, die der Unterpächter, der Rottzehnt Debent, erzielte. Das erbrachte in guten Jahren einen beachtlichen Profit, in schlechten allerdings einen herben Verlust. Der Fiskus aber hatte in jedem Fall sein Geld sicher, ohne Risiko und ohne aufwendigen Personaleinsatz.

### **Eine Verordnung gegen Rottzehnt-Betrüger**

*Copia: In gefolg Churfürstlicher gnädigster Cammeralverordnung vom 1<sup>ten</sup> dießes monaths werden die Herren Pastores und Herren predigern deß Laupenthaller rottzehnts districts Hiemit geziemendt requiriret, am NechstEinstehenden sonntag den 20<sup>ten</sup> hujus Von dennen Cantzellen zu publiciren,*

*1<sup>mo</sup> daß Keiner Von den Laupenthaller rottzehnt debenten unter straff der Körperlicher arrestirung und allenfalsiger abführung zur schantzen arbeit sich unterstehen solle ohnaußgezehnte fruchten, und noch viel weniger den dem Chuffürstlichen*

*rottzehntspächteren gebührenden Zehnten Hinweg zu fahren,*

*2<sup>do</sup> wirdt der Scheffen Kessel zu Kockerscheid angewießen, bey welchem die rottzehnts debenten vor einschnürung ihrer fruchten sich wegen der außzehntung, und zwaren Einmahl von weitzen, einmahl von rogen, einmahl von gersten, einmahl von Haaber etc. und also forth von allen zehntbahren fruchten sich frühezeitig angeben sollen, solchem nach ist*

*3<sup>tio</sup> der Zehnten von Nachfolgenden fruchten als rabsaamen, weitzen, Roggen, Gersten, Haaber, Buchweitzen, Erbßen, Wicken, Schweinsbohnen, Flachs und Hanff, forth reifer Kleesaamen zu verreichen, übrige garten und Baumfruchten aber als nicht zehntbahr zu erklären,*

*4<sup>rto</sup> Haben die Zehntschuldige dem pächteren wenigstens Eine dreytägige frist nach einschnürung ihrer fruchten zu abführung deß Zehntens zu gestatten, und daß Viehe biß darahn von dennen Felderen abzukehren, Auch ihre Haußgenossen ein zubinden, damit wehrender Zeit dennen Zehntfruchten Kein Schaden, noch Verkürzung zugefügt werden mögte, wiedrigens davor angesehen werden sollen; Letztlich werden die Kellnereydiennere dahin angewießen, daß sie dene Zehntpächteren in der außZehntung zu Handt gehen und dahin sich verwenden sollen, damit nach der üblichen Zehntordnung dem einen so wohl als dem anderen Theil, daß gebührende nicht Entzogen werde.*

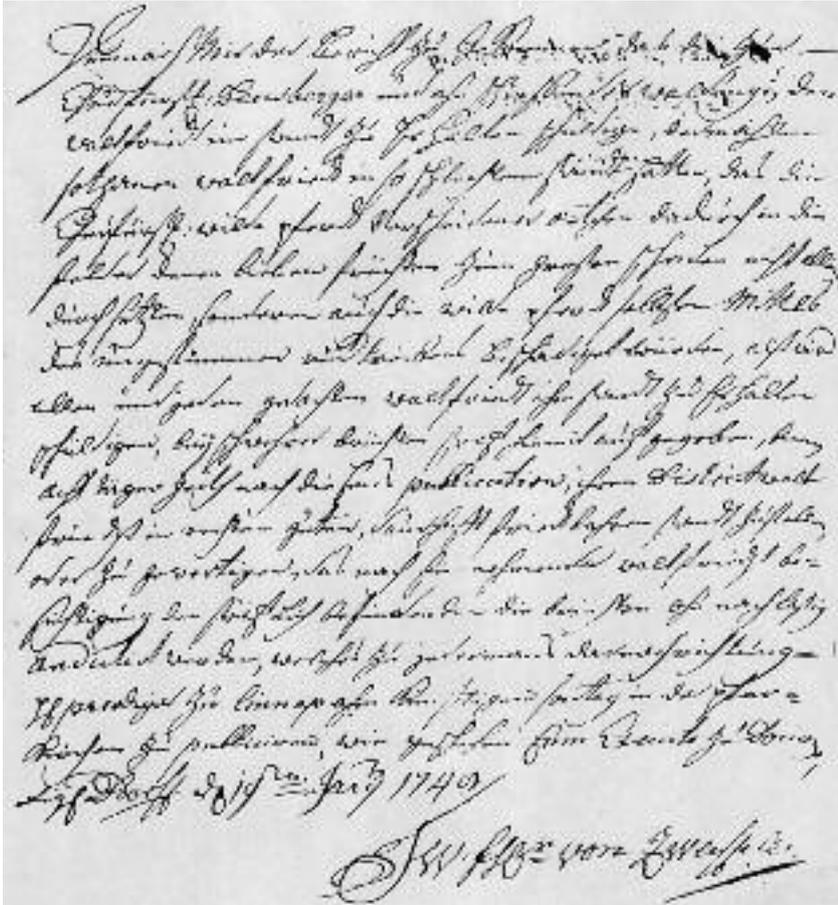
Sigl. Angermund den 17<sup>ten</sup> July 1766

Kraft Churfürstl. gnädigstem Befehl J.J. Baasel

### **Eine Verordnung über die Einfriedung der Wälder**

*Demnach Mir der Bericht zu Gekommen, das die zum Churfürstl: Deusberger und ahn schließender waldungen den waldfriedt in standt zu Erhalten schuldige, desmahlen sothanen waldfriedt in so schlechtem standt Hatten, das die Churfürstl: wilde pferd verschiedener orthen dadurch in die felder denen lieben fruchten zum großen schaden*

## Eine Verordnung über die Einfriedung der Wälder



nicht allein durchsetzten, sondern auch die wilde pferd selbstn mittels des ungestümmen rumtreibens beschädiget würden, alß wird allen und jedem gedachten waldfriedt ihn standt zu Erhalten schuldigen, bey schwerer brüchten straf hiemit aufgegeben, binnen acht tägen zeith nach dieser publication, ihren District waldfriedß in rechten guten daurhaft friedtbahren standt zu stellen, oder zu gewertigen, das nach Einnemender waldfriedt Besichtigung den sträfflich befindenden die brüchten ohn nachlästig andictirt werden, welches zu jedermans Darnachrichtung Herr prediger zu Linnep ahm künftigen sonntag in der pfarr=Kirchen zu publiciren, wie geschehen Cum Executo zu Dociren;

Sigl.: D,dorff den 19<sup>ten</sup> January 1749 J.W.Frhr. von Zweiffell

Solche Mahnungen, den „Waldfriedt“ betreffend, mußten immer wieder erneuert werden. Man kann sich gut vorstellen, welcher Mühe es bedurft hat, die Umzäunungen der großen Waldgebiete dauerhaft dicht zu halten.

Aber auch in anderer Richtung waren die Herren Räte in Düsseldorf sehr darauf bedacht, die kurfürstlichen Waldungen und deren Wildbesatz zu schützen, wie die folgenden Verbote zeigen:

### Das Verbot, Nachtigallen zu fangen

Wie Ihre Churfürstliche Durchlaucht unterm 26ten elapsi gnädigst befohlen haben, daß die Nachtigallen unter denen sträuch nicht aufgefangen werden sollen, aber derjenige so hingegen handeln wird, wan er vermögend ist, toties quoties mit einem Brücht von 10 Goldgulden, der Unvermögende aber mit 25 prügeln bestraft werden solle, als wird solches einem jeden zur gehorsamsten Nachachtung bekant gemacht und die Herren Pastores zu Mintart so dan die Herren Prediger zu Linnep ein solches ex amboribus zu publiciren gebührend requiriret.

Lansberg, den 12. Martii 1763  
Krafft Churfürstlichen gnädigsten Befehlenn  
Bitter

## Eine Verordnung gegen freilaufende Hunde

Nachdeme Einige Eingesesene zum Verderb der Churfürstl. Wildbahn ihre Hund loß und ungetzgeld Lauffen zu laßen sich unterstehen; als wird allen und jeden himit ernßlich, und zwahr unter straff von zehen Goltgülden anbefohlen, die Hund von Mey biß Jacobi Tag Bestendig, so Tag als nachts angebunden zu halten; Von Jacobi biß Mey Tag aber selbe anterst nicht; dann mit angenektem einem ehlen Langen prügel Loß zu laßen oder zu gewertigen; daß die Hund nicht allein Todtgeschossen sondern die übertrettern auch für obgedachte Brüchten straff excutine angesehen werden sollen; welches Beherend zu pupliciren und wie geschehen hierunter zu attestiren:

Sigl. Dusseldorf dato 25<sup>ten</sup> Februariis 1762 v. der Horst

Zeittypisch für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Bandenunwesen, von dem das Herzogtum heimgesucht wurde, eine Landplage, die den Kurfürsten Karl Philipp veranlaßte, am 20. Februar 1725 sehr scharfe, ja grausame Strafbestimmungen gegen die „Diebesbanden, Zigeuner und anderes herrenloses Gesindel“ zu erlassen. Das genügte offenbar nicht. Zur Unterbindung von Feld- und Gartendiebstählen, die sich infolge der allgemeinen Hungersnot häuften, erlaubte die Regierung in Düsseldorf am 28. Juli 1740 sogar, daß auf die Diebe geschossen werden darf, wenn man sie anders nicht dingfest machen kann, eine Verordnung, die alljährlich auf Osterdienstag von den Kanzeln neu publiziert werden mußte.

Natürlich bewaffnete sich nun jedermann, der Haus und Hof hatte, vor allem dann, wenn sein Anwesen weitab vom nächsten Nachbarn oder sogar im Wald gelegen war. Letzteres traf in vollem Umfang auf das Pastorat der reformierten Gemeinde zu, welches einsam und allein an den Banden (heute Langenkamp im Ortsteil Breitscheid) lag. In der Nacht vom 27. auf den 28. Mai 1750 überfiel eine Räuberbande den Wiedenhof, fesselte und knebelte den Prediger Philipp von

der Brucken und seine Frau und verlangte unter Mordandrohung 400 Reichstaler. Wäre nicht zufällig ein Student aus Duisburg, der im Pfarrhaus übernachten wollte, hinzugekommen und hätte dieser nicht sofort Hilfe herbeigeholt, dann hätte die Sache schlimm ausgehen können. Trotzdem konnte die Bande mit ihrem Raub entkommen, dabei auch mit einem Gewehr und zwei Pistolen, die der Prediger zu seinem und des Pastorates Schutz angeschafft hatte. Daß ein Geistlicher Waffen in seinem Haus hat, ist in unseren Augen recht ungewöhnlich. Aber es ist zeittypisch.

Die allgemeine Bewaffnung hatte jedoch nicht nur eine segensreiche Wirkung in bezug auf die öffentliche Sicherheit, sie hatte auch ihre Schattenseiten. Und um die ging es bei dem folgenden kurfürstlichen Erlaß:

*Nachdeme Uns mißfällig zu vernehmen vorgekommen, was Gestalten der Mißbrauch an vielen Orten hieruntigen Unseren Herzogthümeren eingeschlichen auf denen Neu=Jahrs=Tägen, Kind=Tauften, Hochzeiten, und sonstigen Zusammenkünften zu Schiessen, und dann die Erfahrung mehrmahlen gegeben hat, was für mißliche Folgen solches Schiessen nach sich gezogen: Als Befehlen Wir Anlaß Höchstständigen Rescripti vom 17<sup>ten</sup> Martii jüngsthin, daß dieser Mißbrauch zur Vermeidung des daraus entstehenden Unglücks ein vor allemahl abgestellt seyn und bleiben, mithin derjenige, so sich dessen hinführo erkühnen wird, jedesmahl in eine Straf von 10 Goldgl. Verfallen und bey Abgang der Geld=Mitteln zum schantzen condemniret werden sollen. Ihr habt solchem nach diesen Unseren Verbott von denen Cantzlen zur jedermans*

War es während des Siebenjährigen Krieges nur das Salut-schießen, womit die Leute ihrer Lebensfreude Ausdruck verliehen, so brach sich nach dem Ende dieses ersten großen europäischen Krieges die rheinische Frohnatur mit Macht Bahn. Man feierte wieder bei jedem sich bietenden Anlaß, und das ausgiebig, wie es am Rhein seit jeher Sitte war. Das aber erregte den Unwillen des Landesherren, des Churfürsten Karl Theodor, der wegen seiner Knauserigkeit berühmt war. Er erließ folgendes Edikt:

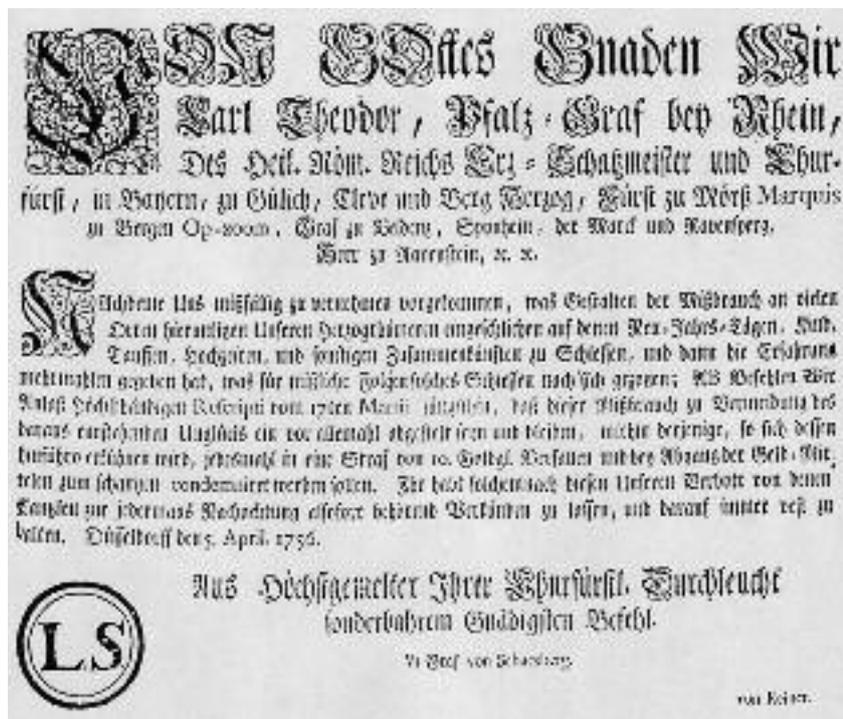
**Von Gottes Gnaden Wir Carl Theodor, etc.**

**Unseren gnädigsten Gruß zuvor!**

Liebe getreue, Ihr erinnert Euch jener gnädigsten Verordnung unterthänigst welche wegen Feirung deren Gott geheiligten Sonn- und Feiertagen unterm 25<sup>ten</sup> April 1770 erlassen worden; Nun vernehmen Wir aber misfälligst, daß erwähnte Sonn- und Feiertage nicht nur mit Schwelgerein und sonstigen Ausschweifungen entheiligt werden, sondern, daß auch bei denen Hochzeiten die zu gleichmäßigen Ausschweifungen und Verschwendungen Anlaß gebenden Gebessen und nebst diesen auf den Tag nach dem ersten Kirchen Ruf so genannten Hielingen eingeschlichen seyen, bei welchen Tag und Nacht geschwelget; so dann jene auf allerhand Art beschimpfet werden, welche zu dergleichen sträflicher Ungebühr sich nicht bequemen wollen, indem Wir aber solch sträfliches und zum Verderb der guten Sitten reichendes Unwesen bei diesen ohnehin kümmerlichen Zeitläuften zu dulden gnädigst nicht gemeinet sind, sondern gnädigst verordnet haben und wollen, daß solch gemeinschädlichen Anmaßungen ernstlich einhalt gemacht werden solle; als erneuern Wir die von Uns und Unseren hohen Vorfahren diesetwegen erlassenen Verordnungen dahin gnädigst,

1) daß des Morgens während dem Hohen Amte und Predigt, so dann des Nachmittags während dem Gottesdienste kein Wein, Bier

**Verbot des Schießens an Neujahr, bei Taufen und sonstigen Festen**



**VON Gottes Gnaden Wir Carl Theodor, Pfalz=Graf bey Rhein, Des Heil. Röm. Reichs Erz=Schatzmeister und Churfürst, in Bayern, zu Gülich, Cleve und Berg Herzog, Fürst zu Mörb, Marquis zu Bergen Op-zoom, Graf zu Veldenz, Sponheim, der Marck und Ravensperg, Herr zu Ravenstein etc. etc.**

*Nachachtung alsofort behörend Verkünden zu lassen, und darauf immer vest zu halten.*

Düsseldorf den 5. April 1756

**Aus Höchstgemelter Ihrer Churfürstl. Durchleucht**

sonderbahrem Gnädigsten Befehl Vt. Graf von Schaesberg

oder Brandwein geschenkt werde, daß gleich wol von diesem Verbot fremde Durchreisende, welchen in der Stille ein Glas Wein gegeben werden mag, ausgenommen seyn sollen,

2) daß unter jeden Orts Vorstehern, Scheffen und Kirchmeistern solche Ordnung zu machen, nach welcher diese die Wirtshäuser zu visitiren und die in solchen beim Zechen betreffende Pfarrgenossen aufzeichnen und Unseren Beamten anzeigen sollen,

3) daß zu denen Hochzeiten und Kindtaufen Unsere gemeinen Unterthanen nur die nächsten Anverwandten und deren nicht mehr als sechs Paar einladen,

4) daß die so genannten Hielingen, so dann die Begräbniß- und Geb-Essen bei Strafe der Confiscation dessen, was bei solchen gegeben worden und fernerer Strafe von 10 Reichthalern für jeden, welcher bei solchen erschienen, im Unvermögenheitsfalle aber bei Strafe so vieler Prügeln verboten; Unsere Beamte auch nicht ermächtigt sein sollen in dergleichen Fällen Erlaubnißscheine zu ertheilen; als befehlen euch gnädigst diese Unsere gnädigste Willensbildung zu jedes Warnung behörend verkündigen, auf den Inhalt bei Strafe schärfesten Einsehens strengere Rücksicht nehmen zu lassen, auch keine Erlaubnißscheine zu mehren

Personen bei Hochzeiten und Kindtaufen, wie auch zu Begräbniß- und Geb-Essen, Hielingen und dergleichen bei Strafe 25 Reichsthaler zu ertheilen, so dann den Erfolg in 14 Tagen gehorsamst zu berichten.

Düsseldorf, den 30ten August 1793

Aus C.G. von Neshelrod.

Es ließe sich noch mancherlei Interessantes und Kurioses aus dem Fundus der regierungsamtlichen Kanzelabkündigungen ans Licht ziehen. Da gibt es Bekanntmachungen über die Versteigerung von Höfen und Kotten, deren Eigentümer ihre Steuern nicht bezahlt haben, über das Verbot, Lumpen außer Landes zu verbringen anstatt sie der Papierfabrik abzuliefern, über Währungspartitäten und unzulässige Zahlungsmittel, über das Verbot unmäßigen Alkoholgenusses und ausufernder Familienfeiern usw. usw. Darauf muß hier aus Platzgründen verzichtet werden.

Nicht verzichtet werden soll hingegen auf zwei Abkündigungen, die ein charakteristisches Licht auf die dynastischen Verhältnisse im Herzogtum Berg werfen. Die erste befaßt sich mit einer Eventualhuldigung, also einer Huldigung, die nur wirksam wird, wenn bestimmte Voraussetzungen eingetreten sind. Sie beginnt mit den Worten:

## MANDATUM CAROLI PHILIPPI SERENISSIMO ELECTORIS PALATINATIS

betreffend

die Eventual Huldigungsaufnahme in Göllich- und Bergischen Landen vor seinen hochedlen Bruder Frantz Ludwig, Churfürsten von Mainz, sub dato den 21<sup>ten</sup> July 1730



Kurfürst Karl Philipp  
(1716 - 1742)

Worum ging es ?

Nachdem seine zweite Frau kinderlos verstorben war, und ihm aus der ersten Ehe nur eine Tochter verblieben war, sah Karl Philipp, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Jülich und Berg, voraus, daß er eines Tages ohne männlichen Erben versterben und daß sein Thron damit vakant würde.

Für diesen Fall hatte sein Vetter 2. Grades, der König von Preußen, seinen Anspruch auf die Herrscherwürde in Jülich und Berg bereits angemeldet, und diesbezüglich eine höchst geheime Absprache mit Kaiser Karl VI. getroffen.

Durch Indiskretion erfuhr Karl Philipp davon. Ein Preuße als Herzog in Jülich und Berg! Das wäre wirklich das letzte gewesen, was Karl Philipp toleriert hätte; denn erstens waren die Preußen evangelisch und zweitens lebte man

**Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.**

**Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“  
weiterhin zu veröffentlichen.**

**Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang  
ein gesundes und erfolgreiches Jahr 1997.**

**Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.**

ohnehin in ständigem Dissens mit ihnen.

In seiner Not verfiel Karl Philipp auf den Gedanken, seinen jüngeren Bruder Franz Ludwig, den Erzbischof und Kurfürsten von Mainz, zum Erbnachfolger zu bestimmen. Damit, so glaubte er, Tatsachen geschaffen zu haben, die die preußischen Ambitionen ad absurdum führen würden.

Um diese Regelung auch nach innen abzusichern, befahl er 1730 seinen jülich-bergischen Untertanen, mit dem nachfolgenden Erlaß, seinem Bruder den Eventual-Huldigungseid zu schwören.

*Kraft Churfürstln. gnädigsten Befehls Werden alle und jede so wohl Freye alß Unfreye Eingesessene Ampts Lanßberg und deren Beywöhner auff Haußeren, Eitzenhöften undt Kotten, undt zwarn ein jeder unter straf Von 6 gglden (Anm.: Goldgulden) zum kunftigen Herengeding so auf Freytag den 29ten dieses umb die 9te VorMit-tag stundt auffm Hauß Lanßberg wirdt gehalten werden, Citiret und Eingeladen, gestalten alß dan Ihr Churfürstl. Durchleucht zu Mayntz den Eventuall Erbhuldigungs aydt gebührent auß zu schweren, und sonsten ferner zu vernehmen, waß vorgetragen werden solle.*

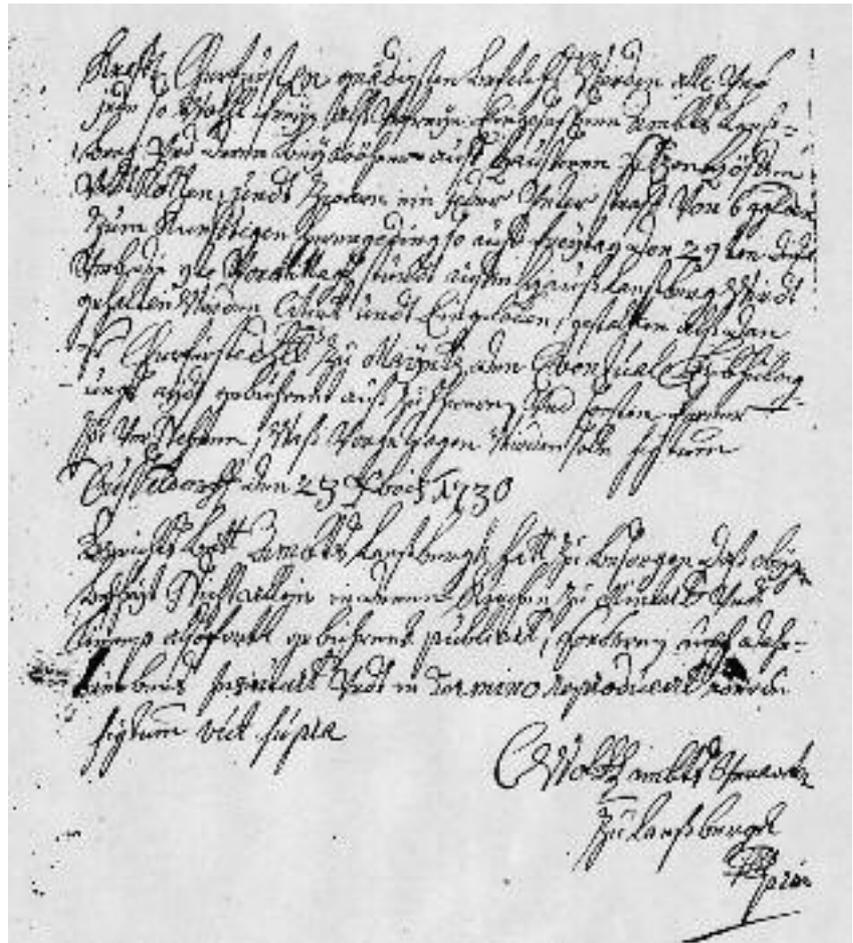
*Siglum. Düsseldorf den 23. Xbris 1730*

*Gerichts Bott Ampts Lanßbergh hatt zu besorgen, daß obyger Bescheyt Nicht allein in denen Kirchen zu Mintart undt Linnep alsoforth gebührent publicirt, sondern auch dahnebens Insinuirt undt in Termino reproducirt werde.*

*Sigtum vut supra*

*Wolff, Ampts Ahnwärter zu Lanßbergh*

Die Mühe erwies sich als vergebens. Der Mainzer Franz Ludwig starb bereits zwei Jahre später, 10 Jahre vor seinem älteren Bruder Karl Philipp. Dieser zog daraufhin den einzigen männlichen Nachkommen aus dem Hause der Pfalzgrafen von Pfalz-Sulzbach, den neunjährigen Erbprinzen Karl Theodor, an seinen Hof in Mannheim und bestimmte ihn zu seinem Thronerben. So gelang es ihm doch noch, den Preußen ein



Schnippchen zu schlagen. Am 17. Januar 1742 vermählte sich Karl Theodor mit der Enkelin seines Ziehvaters, der Pfalzgräfin Elisabeth Auguste. Mit dem Tode Karl Philipps am 31. Dezember 1742 trat er die Thronfolge an. Er regierte bis 1799. In diesen Zeitraum fällt eine bemerkenswerte Kanzelverlautbarung des Kurfürstlichen Hofes:



Kurfürst Karl Theodor (1742 - 1799)

**Von Gottes Gnaden Wir Carl Theodor etc.**

Unseren gnädigsten Gruß zuvor !

Wir mögen euch, wie sämtlichen unseren getreuen Dienern und Unterthanen, den von göttlicher Allmacht Uns mildest zu gewendeten Trost länger nicht verborgen halten, da Wir bereits von einiger Zeit her glaubhafte, und nunmehr vergewisserte Kennzeichen haben, was massen Unserer Herzgeliebtesten Frauen Gemahlin Lbd. sich geseegnet-schwangern Leibs befinden. Gestalten nun fürdersamst der Güte GOTTes für diese Unserm Churhauß auch Unseren Landen und Unterthanen ersprießlichste Hoffnung, die schuldigste Dank-Erstattung zu leisten, so fort der Allwaltende ferner dahin demüthigst anzurufen, und zu erbiten ist, damit derselbe sowohl der Churfürstlichen Frauen Mutter Lbd., als Dero zarte Leibes-Frucht mit seiner Gnade stärcken, bey guter Gesundheit erhalten, und seiner Zeit letztere zur Vermehrung der dem Erschöpfer aller

Dingen gebührender Ehr glücklich zur Welt gebehren, und von denen Durchleuchtigst=Churfürstlichen Elteren in GOTTesfurcht, und zur Ersprieslichkeit Unserer getreuen Landen und Unterthanen groß erziehen lassen wolle, mithin Wir anlas Höchst-händig=gezeichneten Rescripti vom 23<sup>sten</sup> Elabentis zu solchem Ende gnädigst gut gefunden haben und wollen, daß desfalls durchgehends in Unserm Churfürstenthum und Landen ein schuldiges Dank=Fast gehalten, und in allen und jeden in Unseren hieruntigen Landen befindlichen Catholischen Haupt= und anderen Kirchen, nach der Heiligen Wandelung, vermittels Ausstellung des Hochwürdigsten Guths, der Rosenkrantz sammt der Laueritanischer Litaney öffentlich gebettet und solcher Andacht ein besonderes Gebett, nach Anlaß hiebey kommdenen Formularis angehencket, fort sonst der allwaltende GOTT auch von denen der Augspurgischen Confession zugethanen dasigen Unseren Unterthanen, auf die von ihnen hergebrachte Art zur Erreichung obgemelten heilsamen Entzwecks inbrünstig angeflehet werde; Als unverhalten Wir es euch mit dem gnädigsten Befehl hiebey, daß ihr gegenwärtige Unsere gnädigste Verordnung dortigen Catholischen Pastoren Collegial= und anderen Stiftern, Abteyen und Clöstern, fort der Reformirter und Lutherischer Religion zugehörigen Predigeren unverweilt behörend bekannt machet, auch von denen Canzlen, dasige euch gnädigst= anvertraute Eingesessene erinnern lasset, dem allmächtigen gütigen GOTT, wie vorerwehnet, inbrünstig zu dancken, und zu bitten; Und habt ihr die Eingesessene zu dieser Andachts=Verrichtung, durch euer eigenes, und eifriges Beyspiel bestens aufzumunteren, und den Erfolg anhero unterthänigst zu berichten.

Düsseldorf, den 27. Martii 1761

Auß Höchst-gemelter Ihrer Churfürstlichen Durchleuchtigkeit sonderbahrem gnädigsten Befehl

Der obigen, wiedergegebenen Verlautbarung war das nachfolgende Gebetsformular beigefügt:



#### GEBETT

Almächtiger GOTT, Himmlischer Vatter, der du in deiner Allbeherrschung von Geburt zu Geburt, allen das Leben, den Geist, und alles giebst, auch versprochen hast, alle Frucht deren zu seegen, die dich hören; wir bitten dich durch die übergebenedeyte Welt erfreuliche Göttliche Frucht des Jungfräulichen Leibs Mariae, du wollest zur Vermehrung deiner Ehr, und der sämtlichen Churfürstlichen Länder=Freud in gnaden verleyhen, daß die geseegnet= und längst gewünschte Leibs=Frucht unserer gnädigster Churfürstin und Frauen MARIAE ELISABETHAE AUGUSTAE glücklich zur Welt gebohren, auch gedeylich erhalten werde, sodann in deiner Gnad mit den Jahren wachsen und letztlich nach diesem Zeitlichen viel gutes fruchtenden Leben, in dem Ewigen die glorreiche Belohnung=Frucht der Christlichen guten Werck mit der sämtlichen Herrschaft und uns allen einnehmen mögen, durch ermelten deinen Eingebornen Sohn JESUM CHRISTUM UNSERN Herrn Amen.

Im nachhinein bleibt festzustellen, daß die „zur Erreichung obgemelten Entzweckes“ angeordneten Gebete nicht erhört worden sind. Obwohl zweimal verheiratet (2. Ehe mit Leopoldine von Österreich), verstarb Kurfürst Karl

Theodor am 16.2.1799, ohne Kinder zu hinterlassen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verloren die Kanzeln als Kommunikationsinstrumente der Regierung allmählich an Bedeutung, und zwar in dem Maße, wie der Verwaltungsapparat verbessert wurde. Als dann das Herzogtum Berg 1805 französisches Staatsgebiet wurde, wandelten sich hier die Verwaltungsstrukturen grundlegend. Sie wurden nach französischem Muster engmaschiger und deshalb auch effizienter im Kontakt zu der einheimischen Bevölkerung. Dennoch maß man der Möglichkeit, die deutschen Untertanen Napoleons auf dem Wege über Kanzelabkündigungen direkt ansprechen zu können, immer noch einen gewissen Stellenwert zu. So ordnete die bergische Landesregierung schon 1802 an, daß in den reformierten Gemeinden nur noch Pastorkandidaten zur Wahl gestellt werden durften, die ihr Examen an der Universität von Genf in der französischen Schweiz abgelegt hatten. Bei ihnen konnte man sicher sein, daß sie sowohl die deutsche als auch die französische Sprache beherrschten, ein unbestreitbarer Vorteil für die französischen Landesbehörden.

Nach den Befreiungskriegen und dem darauf folgenden Wiener Kongreß wurde das alte Herzogtum Berg zunächst Teil des nieder- und mittelrheinischen Generalgouvernements und schließlich Teil der preußischen Rheinprovinz. 1816 erschien das erste preußische Amtsblatt, nachdem vorher schon die Verlautbarungen der Interimsregierung im Bergischen Gouvernementsblatt veröffentlicht worden waren. Damit war eine Institution geschaffen worden, die die Kanzelabkündigung von obrigkeitlichen Verlautbarungen weitgehend entbehrlich machte.

Otto Wilms



# Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

## Der zweite Lernausflug durch den nördlichen Teil Hösels

Bei der Gastwirtschaft „Thüs am Kamp“ hatte Lehrer Peter Vogel seinen ersten „Lernausflug“ durch den Norden Hösels abgebrochen, um mit seinen Schülern nach mehrstündigem Marsch zur Schule zurückzukehren. Der zweite Lernausflug, mit dessen Schilderung in der diesjährigen Ausgabe der „Quecke“ begonnen wird, nimmt seinen Ausgang wieder von dieser Gastwirtschaft, deren Aussehen und Lage Peter Vogel bereits am Ende des ersten Lernausflugs beschrieben hatte („Quecke“ Nr. 65 vom Dezember 1995, Seite 73).

An der Gastwirtschaft Thüs am Kamp<sup>1)</sup> haben wir den Rundgang um den nördlichen Teil Hösels unterbrochen. Und nun müssen wir dorthin, um ihn fortzusetzen, bis der Rundgang vollendet ist. Über welche Straßen müssen wir gehen, um zur Gastwirtschaft am Kamp zu kommen? Adolf-Hitler-Allee,<sup>2)</sup> Fernholz, Adels, Sinkesbruch und Kettwiger Straße.<sup>3)</sup> Was wir bei dem Gang über diese Straßen gelernt haben, wollen wir beim Gang durchs Sinkesbruch kurz wiederholen.

Was bereits vom Altenhof gesagt wurde, ist zu lesen auf Seite 21.<sup>4)</sup> Ich muß aber hier etwas Wichtiges aus der Ahnenforschung hinzufügen. Ihr kennt wohl alle schon den Hof, worauf der Ackerer Schriever wohnt als Pächter. Das ist der Hof, wo früher der Gemeindebäckofen für die dortigen Bauern sich befand.<sup>5)</sup> Wo war der Backofen für die Bewohner vom Sinkesbruch und Umgegend? Am Stuten (siehe Seite 44),<sup>6)</sup> wo der leckere Bauernstuten gebacken wurde. Der Eigentümer des Nofener Hofes heißt Aldenhof und wohnt auf dem Sackerhof bei Ratingen. Seine Schwester ist die Frau des verstorbenen Fritz Buchmühlen, also eine geborene



Der Schulentlassungsjahrgang 1909 der Evangelischen Volksschule Hösel. Links Lehrer Peter Vogel, rechts Lehrer Heinrich Kellers, der 1914 in Frankreich gefallen ist

Aldenhof<sup>7)</sup>. Die Vorfahren von diesen Aldenhofs stammen von dem Altenhof. Der Name Aldenhof ist nur eine mundartliche Veränderung von Altenhof. Im Jahre 1725 heiratete der letzte Nachkomme der Familie Fernholz auf dem Nachbargut „Fernholz“<sup>8)</sup> die Gertrud Bernsau von Born in Commbach. Fünf Jahre später starb Johann Fernholz, und die junge Witwe Fernholz, geborene Bernsau, verheiratete sich mit Johann Wilhelm Aldenhof vom Altenhof. Die Nachkommen aus dieser Ehe – Aldenhofs – blieben bis um 1820 auf Fernholz. Um 1820 ging das Gut Fernholz in die Hände der Familie Fänger über. Diese stammt aus Wülfrath, und ihre ersten Vertreter waren von Beruf Müller. Der erste kirchenamtlich bekannte Fänger hieß Peter Fänger in der Mühlen und war verheiratet mit Anna Maria Kockerscheidt. Sein Sohn Johann Peter war am 20.7.1763 in Wülfrath getauft, wurde auch Müller und verlegte seinen Wohnsitz nach Ratingen, verheiratete sich mit Anna Gertrud Ritterskamp und kaufte die Auermühle.<sup>9)</sup> Hier wurde Johann Peter Fänger, der älteste Sohn des eben genannten Ehepaars am 30. 3.1790 in Ratingen getauft. Mit 23 Jahren wurde er Nachfolger seines Vaters. Er

vermählte sich am 26. 6. 1813 in Ratingen mit Anna Gertrud Stinshoff von Bruchhausen<sup>10)</sup> in Hösels, Tochter des Jakobus Stinshoff und der Anna Christina Hülsdell. Ihr erstes Kind Johann Wilhelm wurde in Linnep von Pfarrer Hasbach getauft. Auch die beiden fol-

- 1) Der Gasthausbetrieb wurde 1960 eingestellt. Heute Privathaus. Hugo-Henkel-Straße 120. Siehe auch Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 42.
- 2) Bahnhofstraße
- 3) Hugo-Henkel-Straße
- 4) Der Altenhof stand an der Straße Am Altenhof 27. Siehe Quecke Nr. 63, Seite 73.
- 5) Der Nofenhof liegt in Hösels „In den Höfen“. Auch bekannt unter dem Namen „Zur alten Kastanie“. Siehe Quecke Nr. 62, Seite 62-64: Einiges über den Alten und Neuen Holenweg in Hösels und die Familie Nofen.
- 6) Das Haus Am Stuten steht Am Adels 15. Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 66.
- 7) Siehe Anmerkung 4.
- 8) Der Fernholzhof liegt in Hösels an der Heiligenhauser Straße 23
- 9) Die Auermühle ist heute eine Gaststätte. Sie liegt in Ratingen im Angertal, Auermühle 1.
- 10) Der Hof Bruchhausen steht an der Bruchhauser Straße 30. Er wird heute nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Die Ländereien sind verpachtet.

genden Kinder wurden in der Auermühle geboren, aber in Ratingen getauft. Erst das 4. Kind wurde zu Fernholz geboren und in Linnep getauft. Das 6. Kind und 3. Sohn Friedrich Wilhelm wurde der Nachfolger seines Vaters zu Fernholz. Er war verheiratet mit Gertrud Növermann aus Mülheim-Saarn. Er starb schon im besten Mannesalter am 16.7.1878. Er war der Vater von August Fänger, der jetzt im Kriege noch seinen Sohn Ernst, der als Bauer zu Fernholz Soldat werden mußte, vertreten muß. Damit haben wir auch schon die Geschichte der Besitzer vom Gute Fernholz kennengelernt.

An dem Hause Adels Nr. 18 machen wir noch einen Abstecher am Gansenhäus<sup>11)</sup> vorbei bis dahin, wo die beiden Quellbäche des Dickelsbaches sich vereinigen, in Fängers Wald. Der eine kommt aus dem Sammelbecken an der Burg<sup>12)</sup> und der andere aus dem Sammelbecken zu Fernholz, das wesentlich tiefer liegt als das Sammelbecken an der Burg. Die vereinigten Quellbäche haben im Laufe der Zeit ein tiefes Bett ausgewaschen. Im Oberlauf hat der Dickelsbach zuerst eine westliche Richtung und fließt anfangs durch eine tiefe Waldschlucht. Am Ende des Waldes bildet er den ersten Teich. Dann fließt er durch eine Wiese am Abhang vorbei, der ebenfalls mit Gras bestanden ist. Dann fließt er unter der Adels-

straße her durch die Anlagen des Kaufmanns Schnitzler.<sup>13)</sup> Hier wendet er seinen Lauf nach Südwesten hin. In den Anlagen bildet er den 2. Teich.<sup>14)</sup> Den weiteren Lauf lernten wir schon auf dem ersten Spaziergang kennen. Wir setzen unsere Wanderung fort bis zur Gastwirtschaft „Thüs am Kamp“.<sup>15)</sup>

Der Weg führt uns durch die Anlagen am Kamp und wir betreten einen schmalen Fußpfad, der linker Hand an einem weiten Abhang vorbeigeht.<sup>16)</sup> Hier machen wir einen Augenblick halt. Die tiefe Senke und der jenseitige Erdwall sind wahrscheinlich noch ein Teil der fränkischen Landwehr, die von der „Hohen Warte“ über den Tunnel führte, aber durch den Bahnbau verwischt wurde. Auf dem Erdwall liegt malerisch die Wohnung Nr. 38<sup>17)</sup> der Familie Kleindieck. Sie liegt Am Enderberg und ist das letzte Haus der Kettwiger Straße<sup>18)</sup> von Hösel an der rechten Seite gelegen. Auf der linken Straßenseite ist die letzte Höseler Wohnung Nr. 17.<sup>19)</sup> Der Volksmund nannte dieses Haus „An der Grenze“.

Beim Weitergehen erblicken wir schon bald die Umfassungsmauer der unteren Tunnelöffnung. Wenn wir die Einfahrt und Ausfahrt in Augenschein nehmen, dann sehen wir, daß die Bahnstrecke im Tunnel<sup>20)</sup> selbst einen Bogen beschreibt. Der Fußweg



Die klammartige Schlucht, die der Sinkesbrucher Bach bildet, gehört zum Besitz der Familie Henkel

geht nun seitlich der Tunnelöffnung steil ab bis zum Sinkesbrucher Bach. Wir bleiben einen Augenblick stehen. Ein Zug ist, von Hösel kommend eingefahren. Das donnerähnliche Getöse rückt immer näher, bis plötzlich der Zug erscheint und schnell an uns vorbeifährt. Nun blicken wir rückwärts und sehen eine klammartige Schlucht, die der kleine Bach



Die Einfahrt an der Ostseite des Höseler Tunnels. Oben links erkennt man den von Peter Vogel erwähnten Weg, der von „Thüs am Kamp“ kommend, zum Sinkesbrucher Bach hinunterführt

- 11) Im Gansenhäus wohnte der Fuhrmann Jakob Wilms mit seiner Familie. Er besaß 3 Fuhrwerke und 6 Pferde. Damit hat er lange Zeit die Töpfereierzeugnisse der Töpferei Pannschoppen zu den Kunden transportiert. Das Haus lag ca. 200 m von der Adelsstraße zurück, links oberhalb von der Tennisanlage, und wurde um 1975 abgerissen.
- 12) Der frühere Hof Burg liegt an der Heiligenhauser Straße 47.
- 13) Siehe Quecke Nr. 63 und 65, Anmerkungen 49 und 65.
- 14) Der Teich wurde inzwischen trockengelegt. Hier soll demnächst ein Regenrückhaltebecken gebaut werden.
- 15) Siehe Anmerkung 1
- 16) Der Fußweg von der früheren Gaststätte „Thüs am Kamp“ zum Ostportal des Höseler Tunnels und weiter über den Sinkesbrucherbach zur Straße Am Tannenbaum ist heute nicht mehr zu begehen. (Privatbesitz)
- 17) Heute Hugo-Henkel-Straße 138
- 18) Hugo-Henkel-Straße
- 19) Hugo-Henkel-Straße 125
- 20) Der Höseler Tunnel ist 327 m lang und wurde in den Jahren 1870 - 1872 gebaut. Siehe auch Quecke Nr. 65, Seite 72, Anmerkungen 19 und 20.



Das Haus am Siepen. Die Aufnahme entstand 1972

in tausenden von Jahren gebildet und damit den Velberter Höhenrücken durchbrochen hat. Die Erde und das lose Gestein ist rechts und links abgesunken, deshalb nannte ich das enge Bachbett klammartige Schlucht.

Wenn das nur festes Gestein gewesen wäre, dann hätte der Bach, wie die reißen Gebirgsbäche in den Alpen, das Gestein durchsägen müssen, und dann wäre eine wirkliche Klamm entstanden.<sup>21)</sup> Die Überschreitung des Baches macht einige Schwierigkeit, weil das rechte Ufer am Bergabhang liegt. Nur ein schmaler Fußweg führt an der bewaldeten Böschung entlang. Ein Drahtzaun zeigt an, wie weit das letzthin angekaufte Waldland zu Henkels Villa gehört.<sup>22)</sup> Es ist ein eigenartig schöner Weg an dem bewaldeten Bahnabhang entlang, tief unter uns das doppelte Bahngeleise mit den unter uns und an uns entlang vorbeifahrenden Zügen und dem prächtig ansteigenden Hochwald jenseits des Bahngeleises. Allmählich senkt sich der bis zur Höhe des Bahngeleises und geht zuletzt in eine Wiese über, bis wir auf das Ende des Tannenbaumweges gelangen mit dem letzten Höseler Haus daran liegend. Es heißt am Siepen, in dem die Familie Schulden wohnt.<sup>23)</sup> Ihr letztes Kind Käthe entließ ich noch 1941 aus der Schule. Ihr Bruder ist jetzt im Weltkrieg gefallen.

Vor einiger Zeit ist etwas weiter im gegenüberliegenden Wald eine Bombe niedergegangen, und von ihrem Luftdruck ist ein Teil des Daches abgedeckt worden. Die Grenze von Höseler zieht sich in einer Zickzacklinie über die Felder auf der Höhe bis zum Gantenberg.<sup>24)</sup> Dieser Grenze können wir nicht nachgehen. Wir benutzen zum weiteren Abschreiten des nördlichen Gebietes von Höseler die Tannenbaumstraße. Wo beginnt sie ?

Bei ihrem Anfang habt ihr von der Sinkesbruchstraße zwei Häuser gesehen. Das Haus links vom Wege ist mit der Nummer 1 und das Haus rechts mit 2 bezeichnet. An welcher Wegseite liegt das Haus „Am Siepen“? (rechts) Was für eine Zahl muß daran stehen, eine gerade oder eine ungerade Zahl? Zu Anfang der Straße war das erste Haus mit 2 numeriert. Wie hoch mag das letzte Höseler Haus numeriert sein? (Nummer 38).<sup>25)</sup> Wir gehen nun zurück auf den Tannenbaumweg. Er steigt bald ziemlich steil an. Links bemerken wir einen Teich. Er bekommt sein Wasser von einem Bächlein, was sich ein kleines Quertal vom Velberter Landrücken ausgebildet hat und mit dem Tannenbaumweg parallel läuft. Die beiden Täler, die der Sinkesbrucherbach und dieser Sieperbach gebildet haben, stoßen hier zusammen oder gehen ineinander über.

Die beiden Bäche vereinigen sich und münden jenseits des Bahnkörpers in einen dritten Bach, der dann sich in den Vogelsangbach<sup>26)</sup> ergießt. An welcher Wegseite liegen die nun kommenden Häuser (rechts). Es müssen also gerade Zahlen daran stehen. Das Haus Nummer 36<sup>27)</sup> hat Öljeklaus gebaut und bewohnt. Er hat es an Seckler verkauft und hat aufwärts für sich ein neues Haus gebaut, das die Nummer 34<sup>28)</sup> trägt. Die Bewohner dieser Häuser haben einen schönen Blick in das kleine Quertal und zu dem mit Gärten bebauten Abhang.

Weiter aufwärts ist das Quertal zu beiden Seiten mit Buchenwald bestanden. Unser Weg führt uns an dem Waldsaum eine Strecke entlang bis er wieder anfängt zu steigen. Auf der Mitte dieser Strecke sehen wir auf der Talsohle niedrige Holzhäuser. Das ist der Bienenstand des Herrn Bratsch-

- 
- 21) Durch den Eisenbahnbau von 1870/72 wurde das natürliche Bachtal durch den Erdaushub des Tunnels bis zum Haus am Siepen (Am Tannenbaum Nr. 104) zugeschüttet. Der Sinkesbrucherbach bekam dadurch ein neues Bett. Ein Teil des Wassers kommt als Quelle unter der Aufschüttung wieder ans Tageslicht.
  - 22) Die Familie Henkel kaufte 1917 von dem Fabrikanten Selner das große parkähnliche Gelände am unteren Sinkesbruch in Höseler. Durch weiteren Zukauf dehnt sich heute der Besitz bis zur S-Bahnlinie am unteren Tannenbaum aus. Siehe auch Quecke Nr. 62, Seite 62-64, „Einiges über den Alten und Neuen Hohenweg und die Familie Nofen“.
  - 23) Heute: Tannenbaum 104. Der Flurname Siepen bedeutet: Im Bergland enges, schluchtartiges Tal mit Rinnsal, meist unbegehbar.
  - 24) Vom Gantenberg (auch Kronenberg genannt) hat man einen schönen Blick ins Vogelsangbachtal und auf die südlichen Ruhrhöhen bei Kettwig.
  - 25) Das Haus trägt heute die Hausnummer 104.
  - 26) Der Vogelsangbach entspringt auf Velberter Gebiet und bildet in Heiligenhaus den Abtskücher Teich. Im Unterlauf wird er auch Rinderbach genannt. Der Bach mündet in Kettwig vor der Brücke in die Ruhr.
  - 27) Heute: Am Tannenbaum 96.
  - 28) Heute: Am Tannenbaum 92. In dem Gebäude Nr. 94 war viele Jahre die bekannte Gaststätte „Blockhäuschen“ untergebracht. Heute Privathaus.

ke<sup>29</sup> von Heiligenhaus, der die Elisabeth Rückels, Tochter des verstorbenen Karl Rückels, Sinkesbruchstraße Nr. 67, als Ehefrau heimführte. Wieviel Bienenstöcke wird er wohl dort stehen haben? Wir müssen ihn mal besuchen, dann zeigt er es uns, und wir besehen und bewundern diese Pflege des Naturgutes aus dem Tierreiche (Bienenzucht). Erzeugnisse: Honig, Wachs. „Wenn wir mit dem Wachsstock suchen Pfeffernuß und Honigkuchen.“

In welchem Lied kommt das vor? Wir kehren wieder auf den alten Weg zurück. Auf der anderen Seite des Weges begleiten uns karge Ackerfelder. Sie gehören zu dem

Kotten Tannenbaum<sup>30</sup> der alten Frau Dellmann, einer geborenen Karrenberg. Sie wurde hier 1855 geboren und ist jetzt 89 Jahre alt. Ihre Tochter, die mit Schriever zu Nofen verheiratet ist, hat den Kotten übernommen.

Nach dem Kriege werden sie wohl das Pachtgut Nofen<sup>31</sup> an den Besitzer Aldenhof wieder abtreten müssen und diesen Kotten beziehen. Er ist nur noch 16 Morgen groß. Zu Ende des ersten Weltkrieges haben sie an die Familie Henkel einige Morgen teuer verkauft, aber während der Inflation haben sie das Geld verloren. Im Anbau des Hauses Nr. 30<sup>32</sup> wohnt noch Karl Dellmann mit seiner Frau, eine geborene Satorius.

Unten im Loch, wo das soeben erwähnte Quertal beginnt, liegt ein schmuckes Fachwandhaus Nr. 32,<sup>33</sup> umgeben von den an den Bergabhängen liegenden Blumen- und Gemüsegärten. Es gehört zum Tannenbaum und wird von dem Pächter Buschmann bewohnt.

Auf der anderen Seite des Weges liegt das Doppelhaus Nr. 23 und 25,<sup>34</sup> es wird bewohnt von den Familien Schäfer, Bellenbaum und Morgenbrod. Dann folgt, etwas zurückliegend mit einer vornehmen Einfahrt, ein neues, modernes Landhaus, Nr. 27,<sup>35</sup> (weil es später gebaut wurde). Der Besitzer ist Dr. Pahl, Gummifabrikant in Düsseldorf.



Der Kotten „Am Tannenbaum“ um 1978



Das „Haus im Loch“ vor der Restaurierung.  
Die Aufnahme entstand im Jahre 1948

Im Hause wohnt auch noch die Familie Dr. Inden. Als ich gestern (am 5.7.1944) nach dem alten Tannenbaum wanderte, holte ich ein kleines noch nicht schulpflichtiges Mädchen ein, das mich eine Strecke begleitete. Nach ihrem Namen gefragt, gab sie prompt zur Antwort: Gitta Inden, meine Mutter ist eine geborene Pahl. Diese Verwandtschaft mit dem Gummifabrikanten schien ihr wichtiger zu sein, mir bekanntzugeben, als ihr Familienname.

Das folgende Haus Nr. 21<sup>36</sup> bewohnt die Familie Benden.

29) Das frühere Bienenhaus wurde zu einem Wohnhaus umgebaut.

30) Die letzten Besitzer des alten Kothens Tannenbaum, die Familie Rotthaus, die in Hösel einen Milchhandel betrieben, verkauften das Anwesen vor einigen Jahren. Die neuen Besitzer ließen Haus, Stallungen und Scheune zu Wohnungen umbauen.

31) Das frühere Pachtgut Nofen liegt in Hösel im Sondersbachtal, in den Höfen. Auch bekannt als frühere Gaststätte „Zur alten Kastanie“.

32) Heute: Tannenbaum 54 und 56.

33) In dem früheren Fachwerkhaus Im Loch wohnte einige Jahre der Kunstmaler Carl Gustav Krause (genannt Strunzi). Danach wurde das Haus verkauft und der neue Besitzer ließ das Haus wieder im Fachwerkstil umbauen und restaurieren. Heute: Am Tannenbaum 72. Siehe Quecke Nr. 58 vom November 1988, S. 27 - 30.

34) Das frühere Doppelhaus wurde abgerissen.

35) Heute: Am Tannenbaum 67

36) Heute: Am Tannenbaum 63

Dem alten Tannenbaum gegenüber auf der anderen Seite des Weges liegt in der bekannten Einfriedigung ein gewaltiger Heuschuber, in dem auch Fahrzeuge und Garten- und Landgerätschaften aufbewahrt werden. Er dient der landwirtschaftlichen Arbeit für die Bewirtschaftung der Äcker und Wiesen, die zu Henkels Villa gehören. Etwas weiter als der alte Tannenbaum liegt, ganz in Obstbäumen versteckt, das Tannenbaumhäuschen. Hier wohnte lange Jahre hindurch das Ehepaar Klein, das die Vornamen der ersten Eltern trug: Adam und Eva. Jetzt bewohnt das Haus Nr. 28<sup>37)</sup> Jakob Klein mit seiner Familie. Unser Weg, der auf seiner ganzen Länge im Aufstieg begriffen war, hat nun die Höhe des Velberter Landrückens hier erreicht und führt nun dicht an der Drahtein- zäunung vorbei, womit das ganze Gebiet des Landhauses Henkels umgeben und von dem übrigen Hösel abgeschlossen ist. Von dem Landhause selbst ist, obgleich es nicht weit davon entfernt liegt, nichts zu sehen, so ist es von Bäumen und Strauchwerk rings umgeben.

Der Tannenbaumweg macht nun zweimal ein Knie. Am ersten Knie liegt, von Strauchwerk eingeschlossen und mit Blumenbeeten umgeben, das Haus Nr. 19.<sup>38)</sup> Das am zweiten Knie ist wieder ein Neubau, aber ein modernes



Die Quelle des Sinkesbrucher Baches am Isselstein. Links der „Neue Isselstein“

Landhaus mit einer breiten Autoeinfahrt. An dem von Bruchsteinen errichteten äußeren Torpfeiler ist die Hausnummer 18<sup>39)</sup> angeheftet. Es wurde vor dem Kriege von dem Briefmarkenhändler Pütter erbaut. Zwischen diesem Hause und der nächsten Waldecke machen wir Halt. Der Weg senkt sich allmählich wieder. Wir stehen auf der Breite des Velberter Landrückens. Er hat hier schon an Höhe wesentlich abgenommen und senkt sich immer mehr bis zum Bett des Sinkesbrucherbaches oder bis zum hohlen Weg, der zum Teil dadurch führt. Das war nicht immer so. Die Höhe des Bergrückens hat sich von hier

wohl ehemals in gleicher Lage bis zur Hochstraße befunden, wie der Volksmund auch heute noch die Kettwiger Straße<sup>40)</sup> nennt. So bildete vor Hunderten von Jahren der Landrücken hier einen Damm, der das Wasser des Sprunges am Isselstein,<sup>41)</sup> der die Quelle des Sinkesbrucher Baches bildet, aufhielt, so daß sich ein weiter großer Teich oder kleiner See bildete. An der tiefsten Stelle hat sich der Bach ans Auswaschen gegeben, bis er die jetzige Tiefe erreicht hat. Der See ist dann immer mehr abgelaufen und kleiner geworden, bis endlich der weite gesunkene Grund des Sees trockengelegt wurde. Der gesunkene Teichgrund machte den Eindruck, als wenn er eingebrochen sei. Daher gab der Volksmund ihm den richtigen Namen Sinkesbruch, und die Straße, die jetzt dadurch führt, erhielt den Namen Sinkesbrucher Straße. Da der Boden feucht und



Der Besitz der Familie Henkel im Jahre 1980. Im Vordergrund der „Alte Hohenweg“ der Familie Nofen, heute Wirtschaftsgebäude für den Henkelschen Besitz. Im Hintergrund die Villa der Familie Henkel

37) Heute: Am Tannenbaum 48

38) Heute: Am Tannenbaum 29

39) Heute: Am Tannenbaum 32

40) Hugo-Henkel-Straße

41) Der frühere kleine Kothen Isselstein liegt etwas versteckt hinter den Häusern Am Tannenbaum 1 - 3. An der Grundstücksgrenze zur Besitzung der Familie Henkel befindet sich eine kleine Senke. Hier entspringt der Sinkesbrucher Bach (früher auch Singels Bach genannt), der als einziger sein Wasser in die Ruhr abfließen läßt. Alle anderen Bäche, die in Hösel entspringen, fließen in den Rhein. Siehe auch Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 59.



Das Höseler Haus um 1950. Es wurde Anfang der 60er Jahre abgerissen

wenig ergiebig war, siedelten sich nur kleine Kötter an, die nur kleine Fachwandhütten bauten und die Wohnungen oft wechselten. Das verglich der Höseler Lehrer Reindell mit dem Gebiet der Auswanderer nach Amerika und gab dem Sinkesbruch den Namen „Klein Amerika“. Diese Bezeichnung hat sich bis heute erhalten.

Wir verlassen nun den Tannenbaumweg und suchen auf dem Fußweg durch den Wald die Höseler Haus-Straße zu erreichen, die von der Sinkesbrucherstraße links abzweigt. Zu Anfang geht der Weg durch den Wald. Noch niemand hat sich hier angesiedelt. Rechts führt in der Mitte ein Verbindungsweg ab zum Pannschoppen.



Kückelshaus im Jahre 1975

Wir gehen bis zum bewaldeten Gantenberg, an dem links das Höseler Haus liegt, wovon der Weg den Namen hat. Links begleitet der Weg eine große Weide, worauf junge Pferde weiden. Bei Hitze und Regen suchen sie Schutz im nahen Wald. Damit sie nicht ausbrechen können, ist ein Drahtzaun um die Weide gemacht. Wer treibt hier Pferdezucht, oder Pflege der Naturgüter aus dem Tierreiche?

Das erste Haus, an dem wir vorbeikommen, heißt Am Kückelshaus<sup>42)</sup> und das zweite und letzte Haus der Gemeinde Hösel, Am Höseler Haus.<sup>43)</sup> Bei der Markenswaldverteilung 1811 unter der französischen Regierung fiel das Gebiet um das Höseler Haus an das Gut Unterhösel<sup>44)</sup> und das Gebiet um das Kückelshaus an den Kückels Hof.<sup>45)</sup>



Der Kotten Kronenberg im Jahre 1924. Im Fenster und in der Tür die Familie Kolk

Da diese Gebiete weit von den Bauernhöfen entfernt lagen, bauten die Besitzer dort kleine Arbeiterwohnungen und siedelten dort ihre verheirateten Arbeitsknechte

42) Das Kückelshaus trägt die Hausnummer 51.

43) Das Höseler Haus wurde abgerissen.

44) Das Gut Unterhösel liegt in Hösel im Sondersbachtal.

45) Der frühere Kückelshof liegt in Hösel an der Beuthener Straße 18. Siehe auch Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 61.

an, die sich eine Kuh hielten und das Gebiet für sich benutzten als Belohnung für ihre Arbeit auf dem Gut. Als sich das nicht mehr lohnte, verkauften die Besitzer den Kotten. Die Namen sind beibehalten worden und weisen auf die früheren Besitzer hin. Auf der rechten Seite des Weges am Höseler Haus steht kein Haus. Das Haus Am Kronenberg trägt die Nr. 16.<sup>46)</sup>

Scheinbar rechnet man diesen Kotten, nach der Nr. 16 zu schließen, zum Höseler Haus-Weg, wenn es auch etwas weiter von diesem Weg entfernt liegt und mit der Vorderseite nach der entgegengesetzten Seite gerichtet ist. Es ist lange von der Familie Kolk bewohnt gewesen. Die alte Frau Kolk lebt noch. Jetzt bewohnt die jüngste Tochter mit ihrem Mann namens Kullmann diesen Kronenberg. Die weit verzweigte Familie Kronenberg stammt von diesem Kotten. Dazu gehörte auch die Familie Kronen-

berg zu Homberg an der Hös. Die beiden unverheirateten Geschwister Fritz und Anna besaßen die Wirtschaft mit Saal, in dem die meisten Festlichkeiten Hombergs abgehalten wurden. Beide verstarben kürzlich fast zur gleichen Zeit, sie wurden auf einen Tag beerdigt. Ein Bruder war Lehrer. Die beiden letzten aus der Reihe der bekannten Homberger Kronenberg sind der Sattler Robert Kronenberg und die Frau des Sparkassendirektors Behle, beide wohnhaft in Ratingen. Auf der Höseler Haus-Straße bleiben wir stehen und sehen zu, woher wir gekommen sind.

Wir sehen die beiden kleinen Quertäler, das Loch mit seinem kleinen Nebenbächlein des Sinkesbrucherbaches und das bewaldete Tal, in das die Bahnstrecke, aus dem Tunnel kommend, einlenkt. Zwischen diesen beiden Senken sind wir bergan gestiegen bis zum Tannenberg auf dem sich hier senkenden

Velberter Landrücken. Warum der Name Tannenbaum?<sup>47)</sup> Wahrscheinlich hat hier eine mächtige Tanne gestanden, die als hohe Warte diente, denn von hier aus hatte man einen klaren Blick ins Vogelsangbachtal. Am Tannenbaum vorbei ging die Hauptlandwehr und weiter am Kronenberg und Pannschoppen vorbei.

Und die abzweigende Landwehr nach Ratingen von der Gaststätte „Thüs am Kamp“ aus, über die später die Heerstraße gebaut wurde.

*Der zweite Lernausflug wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt.*

*Anmerkungen von Helmut Kuwertz*

- 46) Der frühere Kotten Kronenberg trägt heute die Hausnummer 40a.  
47) Die Bezeichnung „Am Tannenbaum“ bedeutet: Bäume benutzte man früher vielfach zur Grenzbezeichnung und versah sie mit einer besonderen Marke.



Unser Foto zeigt die Ernte von biologisch angebauten Heilpflanzen in Süddeutschland

## Die Heilkräuterernte ...

ist in vollem Gange. Nach dem lang anhaltenden Winter sind die Pflanzen prächtig „ins Kraut geschossen“, versprühen aromatischen Duft und zeigen sich in der schönsten Blüte. Mit geübten Händen werden Blätter und Blüten zum richtigen Zeitpunkt sorgsam gepflückt zur Herstellung von Naturheilmitteln, Tees, Duftstoffen, Cremes und Badezusätzen.

Das **Lintorfer Reformhaus** an der Speestraße 6 hat sich auf naturbelassene Produkte spezialisiert und bietet eine große Auswahl an **Salus** Heilkräuter-Tees und **Schoenenberger** Frischpflanzensäften.

Selbstverständlich ist die notwendige Beratung kostenlos.



Treffpunkt gesundes Leben



# JOHANNES TEFERT (1908-1988)

## Hinführung zu einem Ratinger Künstler

### I. Nur ein Stück Holz

„Nur ein Stück Holz“, dachten sich die Leute von St. Peter und Paul in Ratingen und wollten es schon wegwerfen. In den letzten Kriegswochen des Zweiten Weltkrieges war die Pfarrkirche stark beschädigt worden. Fliegerbomben hatten große Teile des Dachstuhls eingerissen und die Gewölbe im mittelalterlichen Teil der Kirche zum Einsturz gebracht. Die halbverbrannten und verkohlten Balken sollten weggeschafft werden, um den Wiederaufbau vorzubereiten. Davon erfuhr Johannes Tefert, der seit Jahren seine Bildhauerwerkstätte in Ratingen hatte. So gut abgelagertes und altes Eichenholz gäbe es kaum, meinte er. Also erbat er sich die Balkenreste für seine künstlerische Arbeit.

Aus einem dieser Balken begann Johannes Tefert 1951, eine Madonna mit Kind zu schnitzen.



Johannes Tefert  
(1908 - 1988)

Die Mutter ist in sitzender Haltung dargestellt. Das Kind steht auf ihrem Schoß und hat seinen linken Arm um ihren Hals gelegt. Der rechte Arm der Mutter legt sich schützend um Schulter und Kopf des Kindes, während der linke Arm seine Beine stützt. Die rechte Hand des Kindes ruht auf dem rechten Arm der Mutter. Aufgrund dieser Armbewegung entsteht eine enge, fast verschlungene Verbindung zwischen Mutter und Kind, die durch den Blickkontakt der beiden noch verstärkt wird. Das länglich schmale Gesicht der Mutter ist „typisch“ für das künstlerische Schaffen von Johannes Tefert, wie man an anderen Beispielen leicht feststellen kann.

Bedenkt man die Entstehungszeit dieses Bildwerkes und die Herkunft des Materials, dann ist die einfache klare Aussage überzeugend und einsichtig: Die Mutter schützt ihr Kind ohne Wenn und Aber, ohne Schnörkel und ablenkendes Beiwerk.



Maria mit dem Kind

Mitte der 50er Jahre schnitzte Johannes Tefert diese Madonna fertig und sie kam in den Besitz einer Ratinger Familie. In den letzten Monaten ist sie als Geschenk in die Pfarrgemeinde zurückgekommen. Es stimmt den Betrachter nachdenklich: Ein Stück Holz, ein alter, durch Krieg zerstörter Balken kehrt an seinen Ursprungsort zurück; sinnfällig verändert hat das „Stück Holz“ die letzten Jahrzehnte „überlebt“.



Klosterkirche Marienthal / Hauptportal

### II. Es begann in einem alten Kloster

Um den Künstler Johannes Tefert und vor allem sein Werk besser zu verstehen, muß man sich zunächst nach Marienthal am Niederrhein (heute ein Ortsteil von Haminkeln) begeben. Hier, in einem der ältesten Klöster der Augustinereremiten in Deutschland, das urkundlich 1256 zum ersten Mal erwähnt wird, begann eigentlich seine „künstlerische Laufbahn“. Hier in Marienthal bekam er viele Anregungen, hier traf er viele Künstler der Zeit.

Für das Augustinereremitenkloster ist die kleine einschiffige Saalkirche aus dem Jahre 1345 prägend bis auf den heutigen Tag. Auf einem Stahlstich aus

dem 18. Jahrhundert ist diese Kirche deutlich zu erkennen. Die Klostergebäude wurden zum großen Teil nach der Säkularisation im Jahre 1806 abgebrochen. Von dem ursprünglichen Kloster blieb nur ein Teil des Kreuzgangs erhalten, über dem sich die Mönchszellen befanden. Hier wurde später das Pfarrhaus eingerichtet, denn die alte Klosterkirche war inzwischen Pfarrkirche für den Ort Marienthal und die umliegenden Bauernhöfe geworden. Die Pfarrgemeinde Marienthal war die räumlich größte in der Diözese Münster.

1986 sind Mönche nach Marienthal zurückgekehrt, und zwar Mönche vom Orden der Karmeliter. Der Karmel Marienthal ist seitdem auch das Noviziatshaus der Niederdeutschen Ordensprovinz, in dem sich junge Männer für ein Leben in der Ordensgemeinschaft prüfen. So hat eine jahrhundertelange Geschichte ihre Fortsetzung gefunden.

Im Jahre 1924 ließ sich der junge Kaplan Augustinus Winkelmann (1881-1954) als Pfarrer nach Marienthal versetzen. Er führte bald nach der Amtsübernahme die Renovierung der mittelalterlichen Kirche durch, bei der ein Teil der spätgotischen Deckenmalerei entdeckt wurde. Viel entscheidender wurde aber, daß er junge Künstler an den Niederrhein holte, Künstler, die heute einen bekannten Namen haben, Künstler, von denen mehrere in den 30iger Jahren von den Nationalsozialisten als „entartet“ abqualifiziert wurden (z.B. Jupp Rübsam).

Augustinus Winkelmann, selbst aufgrund seines Studiums „sachkundig“ in Kunstgeschichte und hoch motiviert, moderne Kunst in die Liturgie und den sakralen Raum zu integrieren - damals ein mutiges Ansinnen - hatte die Idee, eine Werkstatt christlicher Kunst zu bilden, ähnlich einer mittelalterlichen Bauhütte. Das Rheinlandjubiläum 1925 und die großen Jahrtausendausstellungen rheinischer Kunst in Köln und Aachen wirkten dabei stark motivierend auf ihn. In den folgenden Monaten und Jahren gelang es ihm, moderne Kunst in seine gotische Pfarrkirche hineinzunehmen, ohne daß ein Bruch entstand. Im

Gegenteil: Der altherwürdige Kirchenbau mit einigen alten Kunstwerken fand eine neue Antwort durch Werke von Künstlern unseres Jahrhunderts. Beide „Stilrichtungen“ - so verschieden sie auch sind - korrespondieren in diesem Raum miteinander. Motor für diese Entscheidung war für Pfarrer Winkelmann zweifellos die Liturgische Bewegung - ein Name sei genannt: Romano Guardini - und die Katholische Jugendbewegung der 20er und 30er Jahre: „Jugendbewegung als natürliche Grundlage der Lebensgestaltung in Christus als dem Urbild des Menschen. Deshalb: inniges eucharistisches Leben, Pflege der Liturgie, Marienminne, Seelenführung. Eine Bekräftigung der Liebe zur Kirche durfte in einer Zeit der übermächtig gewordenen kirchenfeindlichen Propaganda nicht fehlen.“<sup>1)</sup>

Es wird nicht direkt überliefert, wie die Bewohner des kleinen Ortes Marienthal, die bodenständigen Bauern, mit den Neuerungen ihres Pfarrers umgingen. Denn es bedurfte bestimmt einiger Überzeugungsarbeit, den neugotischen Altar abzubauen, der für die meisten „unverrückbar“ mit ihrer Pfarrkirche verbunden war, und durch einen „modernen“ Altartisch (von Dominikus Böhm) ersetzt zu sehen. Pfarrer Winkelmann wird diesen Schritt der Veränderung zum Neuen hin gut erklärt haben. Eigentlich bringt Marienthal „nichts Neues, es bringt etwas wieder, das verlorengegangen war im 19. Jahrhundert. Es gehört zu den ersten, die es wieder gesehen haben.“<sup>2)</sup>

Die besondere Leistung von Augustinus Winkelmann liegt wohl darin, daß er zu einer „mittelalterlichen Gemeinschaftsarbeit“ motiviert hat. Das heißt, nicht nur Inhalt und Symbolik der Kunstwerke stimmen, sondern auch Maß und Form, ein Charakteristikum und hohes Ziel mittelalterlichen Denkens. Raum und Kunstwerk sind aufeinander bezogen. Ein wesentliches Ziel ist beabsichtigt und erreicht worden: Die Kirche von Marienthal ist ein „festgefügtes Gebäude, in dem jedes Teil klar sagt, daß Christus hier wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist“.<sup>3)</sup>



Kloster Marienthal / Friedhof

Den Erfolg der Überzeugungsarbeit kann man an einer anderen Stelle genau beobachten. Pfarrer Winkelmann wünschte um die Kirche herum eine Neugestaltung des Friedhofs. Er wollte von den eingefriedeten Grabstellen und den Einheitsgrabkreuzen weg. So überzeugte er die Menschen seiner Pfarrgemeinde davon, den Friedhof als Ganzes zu sehen, die Abgrenzung vom Nachbarn, die es im Tod nicht mehr gäbe, aufzugeben und als Erinnerungszeichen vielfältige christliche Motive zu wählen. Sie sollten in einem direkten Bezug zu dem stehen, an den sie erinnern. Er überzeugte seine „Pfarrkinder“ weiterhin davon, für die Gestaltung der Grabdenkmäler Künstler der Zeit zu nehmen. So entstand ein Friedhof, der auch auf den heutigen Besucher eine starke Wirkung ausübt, weil jedes Grabmal eine ganz eigene Geschichte widerspiegelt, die mit der Person, die hier ruht, zusammenhängt, aber auch mit der christlichen Botschaft vom Leben über den

1. Augustinus Frotz: Jugendseelsorge in den deutschen Bistümern von 1918 bis 1945. Ein Rückblick zur Erinnerung, in: Erwin Gatz (Hg.) Erinnerungen rheinischer Seelsorger aus den Diözesen Aachen, Köln und Lüttich, Aachen 1988 (S. 7)
2. Paul Wallraf: Die neue Kunst in Marienthal in: Johannes Ramackers u.a. „Marienthal. Des ersten deutschen Augustiner-Klosters Geschichte und Kunst“, Würzburg 1954 (Rheinisches Bilderbuch Nr.6) (S.128)
3. Paul Wallraf ebd.

Tod hinaus. So bekommt dieser Fried-Hof zurecht seinen Namen.

Inzwischen kamen immer mehr Maler und Bildhauer nach Marienthal. Da die alte Klosterkirche staatliche Patronatskirche war, wurde Augustinus Winkelmann beim Kultusministerium in Berlin vorstellig, um diesen jungen Künstlern Aufträge für die Arbeiten in seiner Kirche zu vermitteln. „In Berlin fand er viel Verständnis für seine Pläne, die alte Kirche mit ebenbürtiger, moderner Kunst auszustatten.“<sup>4)</sup> Der gute Kontakt nach Berlin brachte aber auch viel Ärger mit der unteren Instanz, der Kultusbehörde in Düsseldorf, die sich wahrscheinlich übergangen fühlte. Winkelmann vertrat aber den Standpunkt, „lieber echte Kunst ohne Instanzenweg als Kitsch auf dem Instanzenweg“.<sup>5)</sup> Die Liste der Künstler, die Pastor Winkelmann nach Marienthal holte und die hier zum Teil wochenlang wohnten und arbeiteten, liest sich wie eine kleine Kunstgeschichte. Es sind u.a. Jupp Strater (1899 - 1956), Hans Dinnendahl (1901 - 1966), Franz Dinnendahl (1899 - 1944), Johan Thorn Prikker (1868 - 1932), Ludwig Baur (1904 - 1977), Karl Schollmeyer (\*1908), Hein Minkenberg (1889 - 1968), Jupp Rübsam (1896 - 1976), Anton Wendling (\*1891), Trude Dinnendahl-Benning (\*1907), Edwin Scharff (1887 - 1955), Hein Wimmer (1902 - 1986), Heinrich Dieckmann (1890 - 1963), Kurt Schwippert (\*1903), Dominikus Böhm (1880 - 1955), Gottfried Böhm (\*1920), Eugen Senge-Platten (\*1890).

Zu diesen sehr unterschiedlichen Menschen, die sich aber alle unter dem „Dach von Marienthal“ in ihrer künstlerischen Ausdrucksweise trafen und hier ihre „Spuren“ hinterlassen haben, kam Johannes Tefert hinzu, der Bergmann aus Duisburg-Meiderich. Im Ruhrgebiet 1908 geboren, hat er als Autodidakt mit 16 Jahren angefangen, zu malen und Bildwerke zu gestalten. Als „Wandervogel“ kam er nach Marienthal - mehr zufällig - und traf hier die Kunst der Zeit und vor allem den, der ihn von jetzt an förderte und forderte: Augustinus Winkelmann.

Johannes Dücker, 1914 in Marienthal geboren und später

Organist an St. Lambertus in der Düsseldorfer Altstadt, schreibt in seinen Erinnerungen auch über Johannes Tefert: „Jan Tefert war von Gestalt sehr kräftig, mit riesigen Bildhauerfäusten, dennoch ein sensibler, in den Mythen der Apokalypse denkender Mensch. ... Er liebte das harte Gestein und hartes Holz. Ich glaube, ihn am besten mit einem Wort von ihm



St. Johannes, der Seher der Apokalypse, Grabmal von Johannes Tefert

selbst charakterisieren zu können: Als er sehr spät in seinem Leben zum ersten Mal Ferien machen konnte, war er in den Dolomiten. Da gab es für ihn die richtigen Steine. Als ich ihn später nach seinem Erlebnis befragte, meinte er: 'Mensch, Hannes, da war vielleicht ein Bildhauer am Werk!' Tefert erlebte die Dolomiten als phantastische, riesige Bildhauerarbeit des großen Meisters, der da oben schafft.“<sup>6)</sup>

Jan - so nannte Augustinus Winkelmann ihn - Jan Tefert bekam jetzt seinen ersten Auftrag. War es Zufall, daß die Familie, für die er einen Grabstein gestalten sollte „Johannenhäuser-Rannefeld“ heißt? „Johannenhäuser...“: Es lag nahe, einen Johannes in Stein zu hauen. Johannes ist aber auch sein eigener Vorname. So scheint hier der Anfang für ein ganz persönliches Lebensprogramm zu liegen. Johannes, der Evangelist, der „Seher von Patmos“, der das letzte Buch des Neuen Testa-

ments geschrieben hat, die Apokalypse, wird Johannes Tefert bis zum Schluß nicht mehr loslassen und bis über den Tod hinaus begleiten. Das Bild des Evangelisten, Themen aus der Apokalypse wurden von ihm immer wieder in Stein gehauen oder auf Papier gebracht.

Was faszinierte Johannes Tefert so an seinem Namenspatron? Wahrscheinlich der Inhalt seiner Lehre und seines Lebens: die Liebe. Viele Einzelzüge kommen hinzu, die sein Bild bestimmen: Er ist mit Petrus, Andreas und Jakobus als erster zur Nachfolge Jesu berufen. Mit Petrus und Jakobus ist Johannes Zeuge der Verklärung und des Ölbergleidens. Er ist beim Abendmahl an Jesu Seite. Als einziger Apostel steht er unter dem Kreuz, und Jesus vertraut ihm die Sorge um Maria an. Mit Petrus läuft er zum Grab des Auferstandenen. In seinen Schriften, dem 4. Evangelium, den drei Briefen und der Apokalypse bietet er eine kaum überschaubare Fülle an Gedanken. „Johannes zeigt die Gottessohnschaft Jesu Christi. Er weist auf Gott als Licht, Leben, Liebe. Kraftvoll bezeugt er die Auferstehung. Er zeugt für Gotteskindschaft, Kirche, Petrusamt... Er gleicht seinem Symbol, dem Adler, denn er weiß uns in höchste Höhen emporzutragen.“<sup>7)</sup>

Der „Johannes“ vom Grabstein aus Basalt-Lava in Marienthal zeigt den Evangelisten. Er steht vor dem Betrachter in einem langen Gewand mit Umhang. Sein Blick ist nicht auf den Betrachter gerichtet, er „sieht durch ihn hindurch“, „über ihn hinweg“. Der überlange Finger der rechten Hand weist in das Buch (das Evangelium) und damit auf die entscheidende Stelle der „Frohen Botschaft“: „Die Liebe höret nimmer auf!“ Dieser Satz (1. Kor.

4. Johannes Dücker, Marienthal am Niederrhein. Ratingen o.J., S.12. Vgl. auch Augustinus Winkelmann: Zur Geschichte der neuen Kunst und ihrer Symbolik in Marienthal. in: Johannes Ramackers ebd., S. 133

5. Augustinus Winkelmann ebd. S. 133

6. Johannes Dücker ebd. S. 46

7. Theodor Schnitzler: Die Heiligen im Jahr des Herrn, Freiburg, Basel, Wien 1978 (3.Aufl.), S. 39 f.



Marienthal: Maria mit dem Kind



Marienthal: Kreuzigung

13,8) erscheint als Schriftzug auf dem Stein. Der Adler, Symbol des Evangelisten, sitzt zu seinen Füßen und nimmt die Blickrichtung von Johannes auf: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen“ (Joh. 1,14)

Ein weiterer Grabstein in Marienthal - diesmal aus Sandstein - stellt Maria mit dem Kind dar, aber ganz anders als das zu Anfang beschriebene Bild der Mutter. Aufrecht steht Maria vor dem Betrachter. Sie steht vor dem Kreuz. Sie übernimmt förmlich die „Rolle“ des senkrechten Balkens. Ihr Gesicht ist ernst, todernst. Die Augen hat sie geschlossen. Es ist ein Sehen nach innen: „Und sie bewahrte alles in ihrem Herzen“, heißt es beim Evangelisten Lukas (Lk. 2,19). Auf ihrem rechten Arm sitzt ihr Sohn mit dem Gesicht eines Erwachsenen. Seine Handflächen sind nach vorne geöffnet in einem Gestus der Hingabe, des Gebetes. Die Mutter vor dem Kreuz ist die mit-leidende Mutter, wie sie von Tiefert auch in anderen Werken dargestellt wurde.

Schlicht und einfach ist eine weitere Darstellung, ein Halbrelief. Auch jetzt ist es wieder die Mutter mit dem Kind. Maria hat ihr Kind auf dem Schoß. Ihr Armgestus drückt Schutz und Sorge aus, während das Kind seine Handflächen ähnlich wie auf dem vorher beschriebenen Denkmal - geöffnet hat - geöffnet für den Betrachter.

Stark im Ausdruck ist die Kreuzigungsgruppe auf einem anderen Grabstein. Dieses Werk aus Basalt-Lava der Eifel erinnert an eine mittelalterliche Kreuzesdarstellung an einem Feldweg. Der Körper des gekreuzigten Jesus ist von den Proportionen her stark verkürzt, was wiederum die Länge der Arme betont. Der Querbalken mit den ausgestreckten Armen überspannt die Szene wie ein Dach. Unter dem Kreuz stehen Maria, die Mutter, und Johannes, der Jünger. Maria: fast „verschlossen“ durch die Gewandung und den in sich gekehrten Blick. Den Schmerz über den toten Sohn hat sie in sich hineingenommen. Johannes: ebenfalls von

Trauer und Schmerz gezeichnet, blickt nach vorne, so als sage er: es bleibt nicht bei dieser Gegenwart. Auch hier ist es der Blick des Sehers, vergleichbar dem Bild vom „Evangelisten Johannes“ (vgl. Bild 5)

Der Christuskopf vor der ziegelroten Kirchenmauer ist zweifellos ein „Höhepunkt“ in den Darstellungen von Marienthal überhaupt. Johannes Tiefert hat dieses Werk aus Sandstein in den 30er Jahren geschaffen. Auf einer rohbehauenen Steinplatte steht der Christuskopf mit Dornenkrone - mit weit aufgerissenen Augen, denen sich der Betrachter nicht entziehen kann. Es ist ein Ausdruck von Schmerz, Bitterkeit und Verlassenheit, eine Vision auf die kommende Zeit des Zweiten Weltkrieges mit den vielen Schmerzen und den unendlich vielen Toten. Biblisch gesehen ist der mit Dornen Gekrönte das Bild des zum Tode verurteilten Jesus, der im Hof des Hohen Priesters Petrus ansieht. Beim Evangelisten Lukas heißt es dazu: „Etwa eine Stunde später behauptete wieder einer:

Wahrhaftig, der war auch mit ihm zusammen; er ist doch ein Galiläer. Petrus erwiderte: Mensch, ich weiß nicht, wovon du sprichst. Im gleichen Augenblick, noch während er redete, krächte der Hahn. Da wandte sich der Herr um und blickte Petrus an. Und Petrus erinnerte sich an das, was der Herr ihm gesagt hatte: Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Und er ging hinaus und weinte bitterlich“ (Lk 22,59-62). In diesem zutiefst religiösen Sinn ist dieses Bild Christi ein Aufruf und eine Bitte zur Umkehr, seinen Blick auszuhalten.

Marienthal hat vor einigen Jahren eine weitere Mariendarstellung von Johannes Tefert bekommen, die lange im Garten des Künstlers stand: Eine thronende Maria. Auf ihrem Schoß steht ihr Sohn. Sie hält ihn fest, er hat seine Arme „zur Welt hin geöffnet“. Die Gesichtszüge der Frau wirken streng, fast unnahbar oder unerreichbar. Das Kind ist von seinem Ausdruck her mehr ein Erwachsener als ein junger Mensch bzw. Kind. Die ganze Figurengruppe ist für Tefert kennzeichnend - ohne

Schnörkel, auf das Wesentliche beschränkt: nämlich auf die Gesichtszüge und vor allem auf die Armhaltung und die Hände. Diese Plastik ist heute das Denkmal für das Gräberfeld der Karmeliter.

Der Einfluß Marienthals auf die Bildwerke Teferts ist unübersehbar, wenn man beobachtend durch die Kirche und über den Friedhof geht. An einem Beispiel will ich es deutlich machen. Sein Christuskopf (Bild 8) hat sein Vorbild im Christus aus der Kreuzigungsgruppe des 15. Jahrhunderts, eines der wenigen Kunstwerke, das die Zeiten in der Marienthaler Kirche überstanden hat. Teferts Christuskopf läßt sich aber auch vergleichen mit dem Kreuzifixus von van Aackeren an der äußeren Chorwand, ebenso mit den wandgroßen Kreuzwegbildern von Josef Strater im Innern der Kirche.

### III. Künstlerwerkstatt in Ratingen

In Marienthal lernt Johannes Tefert seine spätere Ehefrau Gertrud, geborene Kules, aus Ratingen kennen. Die „Jugendbewe-

gung“ hat auch ihren Weg in das Kloster am Niederrhein geführt. Nach der Hochzeit ziehen beide nach Ratingen. Johannes Tefert hat zunächst seine Werkstatt an der Bechemer Straße, wo seine Frau groß geworden ist. Dann bauen sie am Nachtigallenweg gemeinsam ihr Haus. Über 34 Jahre lang hat er hier in seiner Werkstatt und im Garten hinter dem Haus gearbeitet.

Heute ist die Werkstatt zum Wohnzimmer geworden. Viele Zeugnisse seines Schaffens finden sich aber noch durch das ganze Haus verteilt. Zum Teil sind sie nicht fertig geworden. Der Künstler hatte am Ende nicht mehr die Zeit dazu. Vielleicht hat er aber auch das eine oder andere Bildwerk bewußt im unfertigen Zustand gehalten, um die Idee, die er im Holz, im Stein oder Metall sah, ausreifen zu lassen. Einige wenige Beispiele seiner Arbeiten lassen sich auch im Garten finden, versteckt zwischen Blumen und Büschen. Immer wieder der Versuch, im Holz, im Stein mehr zu sehen als nur den Stein oder nur das Stück Holz.



Marienthal: Christuskopf



Marienthal: Madonna mit Kind

Ich gehe durchs Haus und sehe viele Beispiele seines Schaffens. Zunächst fällt mir eine Madonnenfigur auf dem Fensterbrett auf. „Nehmen Sie sie ruhig in die Hand“, sagt Frau Tefert und ist gespannt auf meine Reaktion. Ich erwarte eine „gewichtige“ Figur und halte ein „Federgewicht“ in den Händen. „Die hat mein Mann aus einem Ilexstamm aus dem Junkersbusch geschnitzt - kurz nach dem Krieg.“ Somit erklärt sich die „Leichtigkeit“ der Madonna. Auf dem gleichen Fensterbrett steht ein fast „schwarzer“ Christopherus, der das Christuskind auf der Schulter trägt. Eisenhart fühlt er sich an und entsprechend schwer ist sein Gewicht. Ganz das Gegenteil von der Madonna aus Ilex. „Mein Mann war Bergmann, und so hat er am liebsten die härtesten Materialien aus Holz und Stein bearbeitet“, erklärt mir Frau Tefert. Das Bild vom Bergmann, der in den Stollen hineingeht, die Grubenlampe in der Hand, findet sich dann auch als Holzrelief an einer Wand der ehemaligen Werkstatt.



Johannes aus einer Kreuzigungsgruppe

Ich sehe die Ganzfiguren von Maria und Johannes, für eine Kreuzigungsgruppe gedacht. Sie sind streng in ihrer Körperhaltung, fast „schön“ und jugendlich in ihren Gesichtszügen.

Das Relief eines Erzengels Michael finde ich; eine Pieta aus Ton, die mich an die ausdrucksstarke Pieta aus Ton von Kurt Schwip-

pert in einer Nische der Kirche von Marienthal erinnert.

Von der Idee her eindrucksvoll und theologisch tief-sinnig ist das Relief „Geburt und Kreuzabnahme“. Auf der einen Seite zeigt dieses Bild Josef, der sich schützend über Maria beugt, die ihrerseits das Kind in der Krippe hält. Eine Arbeit, die vor allem durch die Armbewegung von oben nach unten bestimmt ist. Dreht man die Holztafel um, sieht man die Mutter mit dem toten Jesus auf dem Schoß. Diesmal ist nicht die Schutzbewegung von oben nach unten, vom Großen-Starken zum Kleinen-Schwachen, sondern die umgreifende Kreisbewegung kennzeichnend, wodurch die Mutter ihren Sohn hält.

Ich finde weiterhin eine Holzplastik „Mutter mit Kind“. Das Kind hält Ähren und Weintrauben in den Händen: ein möglicher Hinweis auf die Eucharistie.

Mir fällt die Figurengruppe „Zucht und Maß“ auf. Frau Tefert betont mehrfach diesen Titel. Zwei (junge) Menschen - dicht hintereinanderstehend - verweisen in ihrer strengen, aufrechten Haltung auf die vierte Kardinaltugend. Klugheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit sind die ersten drei Tugenden. Die lateinische Sprache nennt die vierte Tugend, die Johannes Tefert gestaltet hat, „temperantia“, ein Begriff, den man im Deutschen oft durch das Begriffspaar „Zucht und Maß“ übersetzt hat. Die beiden sind in Wirklichkeit eins. Erinnert sei mit Blick auf die Plastik von Johannes Tefert an den Münsteraner Philosophen Josef Pieper (\* 1904), der mit seinen Schriften „Glück und Kontemplation“, „Traktat über die Klugheit“, „Über die Gerechtigkeit“,



Zucht und Maß

„Vom Sinn der Tapferkeit“, „Zucht und Maß“, „Über die Hoffnung“ u.a. stark auf die Jugendbewegung eingewirkt hat. Tefert hat in Kenntnis dieser Schriften seine Skulptur „Zucht und Maß“ geschaffen: „Es ist zwar ein alltäglicher, aber darum nicht weniger geheimnisvoller Sachverhalt, daß die innere Ordnung des Menschen nicht - wie die von Kristall, Blume und Tier - eine einfachhin gegebene und selbstverständliche Wirklichkeit ist, sondern daß vielmehr die gleichen Kräfte, aus denen das menschliche Dasein sich erhält, jene innere Ordnung bis zur Zerstörung der geistig-sittlichen Person verkehren können. Schwer begreiflich ist vor allem, daß wirklich das innerste menschliche Selbst es ist, das sich selber bis zur Selbstzerstörung in Unordnung zu bringen vermag. Der Mensch ist ja nicht ein Kampfplatz widerstreitender Kräfte und Antriebe, die einander besiegen; und es ist ja doch nur eine bildliche und ungenaue Redeweise: die Sinnlichkeit 'in uns' siegt über die Vernunft. Sondern: immer sind einzig wir selber die Täter von Zucht und Unzucht, von Selbstbewahrung und Selbstzerstörung. Immer ist es die Ent-

scheidungsmitte der ganzen und unteilbaren Person, von der aus die innere Ordnung gewahrt oder verkehrt wird. 'Ich tue, was ich nicht will, das Böse' (Röm. 7,19) <sup>8)</sup>

Wer dieses Zitat und andere Schriften von Josef Pieper liest, der erkennt, warum Johannes Tefert seine Plastik „Zucht und Maß“, überhaupt in Angriff nahm und sie so gestaltete. Die Antwort liegt möglicherweise in einem einzigen Wort: „Christus: Der Christ soll ein 'anderer Christus' sein; er soll vollkommen sein wie der Vater Jesu Christi.“<sup>9)</sup>

Wenn Johannes Tefert sich mit der „temperantia“, mit „Zucht und Maß“, künstlerisch auseinandersetzt, dann setzt er einen Begriff ins Bild, der heute weitgehend verpönt ist: den der Tugend. Tugend erklärt sich aber als nichts anderes, als die „feste, beständige Neigung, das Gute zu tun.“ Ein Ziel - heute so aktuell wie eh und je, dem Johannes Tefert mit seinem „Bild“ von „Zucht und Maß“ sichtbaren Ausdruck verleihen wollte .

Es gibt weitere zahlreiche Beispiele für das künstlerische Schaffen Teferts: Zeichnungen, Holzschnitte, ein kleines Bild in Öl (für eine Ausstellung im Kreis Mettmann vorgesehen, aber nicht angenommen), Kupferarbeiten. Es gibt Beispiele für seine Auseinandersetzung mit abstrakten Formen.

Im Garten finde ich noch einige wenige Spuren: Auffällig ist ein



Kopf

Steinbild mit mehreren Gesichtern. Es erinnert mich an indianische Kunst Mittelamerikas. Dann ein fast schneeweißer Kopf, nur die eine Hälfte des Gesichts ist ausgeführt: Unvollendet und doch schon da.

Frau Tefert zeigt mir zahlreiche Mappen mit Zeichnungen, mit Skizzen und Entwürfen. Ein Schatz an Ideen. Besonders angetan bin ich von den Entwurfszeichnungen zum Kreuzweg in St. Peter und Paul. Der Schritt vom ersten Gedanken bis zur Ausführung in Stein wird mir so vor Augen geführt.

Für das Tun Teferts insgesamt mag das Zitat von Karl Schollmeyer - Professor und Leiter der Goldschmiedeklasse an der Werkkunstschule in Düsseldorf - Gültigkeit besitzen, das er im Hinblick auf ein von ihm in Kupfer getriebenes Relief auf dem Friedhof in Marienthal formuliert hat: „Man muß das symbolisch sehen. Durch Hammerschlag neben Hammerschlag entsteht Spannung und Wölbung. Und aus Tausenden von Hammerschlägen wird von innen nach außen ein Bild, das der Künstler nach seinem Herzen, in seinem Glauben, aus seiner inneren Haltung heraus vollenden kann.“ <sup>10)</sup> Im Hinblick auf das Tun des Künstlers muß man auch die Aussage von Augustinus Winkelmann über die Bildung verstehen: „Gott hat den Menschen nach seinem Bild erschaffen. Selbst der größte Wissenschaftler kann ungebildet sein, wenn er nicht von innen her mit festem Glauben, mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele dieses Ebenbild Gottes in sich trägt. Die wahre Bildung kommt nicht von außen. Das wäre Einbildung, sondern von innen. So kann der einfachste Mensch gebildet und der größte Wissenschaftler verbildet oder ungebildet sein.“<sup>11)</sup>

Johannes Tefert hat in diesem Sinne Bilder von innen nach außen geholt. Offensichtlich hat er seinem Werk „das christliche Menschenbild“ zugrunde gelegt, das letztlich von „der Hoffnung auf das Wirklichkeitsübermaß des Lebens, auf das Ewige Leben, auf einen Neuen Himmel und eine Neue Erde“ bestimmt ist.<sup>12)</sup>

## IV. Direkte Begegnung mit dem Künstler

Um dem Künstler heute zu begegnen, muß ich in die Städte unseres Landes fahren, vor allem auf Friedhöfe, zu Gedenkstätten und in Kirchen. Johannes Tefert hier auszumachen, ist nicht ganz einfach, das sei zugegeben. Wir treffen ihn in Marienthal, dem Ausgangspunkt seines Schaffens, wir treffen ihn aber auch z.B. in Köln und in Oberhausen. Wir treffen ihn vor allem bei uns in der Nähe, hier in Ratingen. Der Taufstein in der Herz-Jesu-Kirche wurde von ihm geschaffen. In St. Peter und Paul finden wir die 14 Stationen des Kreuzwegs. Mehrere Denkmäler auf den Friedhöfen in Ratingen halten die Erinnerung an ihn wach.

Das umfangreichste Werk ist der *Kreuzweg in der Pfarrkirche St. Peter und Paul*. Johannes Tefert hat ihn in den 50er Jahren gestaltet. Die alten neugotischen



St. Peter und Paul, Ratingen  
Kreuzwegstation

8. Josef Pieper: Kleines Lesebuch. Von den Tugenden des menschlichen Herzens, München 1947, S. 31
9. Josef Pieper: Über das christliche Menschenbild, München 1955 (6. Aufl.) S.11
10. Karl Schollmeyer zitiert nach Johannes Dücker ebd. S. 49
11. Augustinus Winkelmann, zitiert nach Johannes Dücker ebd. S. 49
12. Josef Pieper: Über das christliche Menschenbild ebd. S. 66

Kreuzwegstationen waren durch die Kriegseinwirkungen zum Teil demoliert. Außerdem entsprach er im Ausdruck nicht mehr dem „Geschmack der Zeit“. Man fand in diesen historisierenden Bildern nicht mehr den Zugang zum eigentlichen Geschehen.

Darstellungen des Weges Christi nach seiner Verurteilung durch die Straßen Jerusalems bis zum Berg Golgatha, dem Berg der Hinrichtung, gab es seit dem Mittelalter, um das Leiden und Sterben des Herrn zu veranschaulichen. Nicht jedem war es möglich, nach Jerusalem zu pilgern, um diesen Weg „hautnah“ zu erleben, um ihn betend und meditierend vor Ort nachzugehen. So wurden der Weg und seine einzelnen Stationen im Bild dargestellt.



St. Peter und Paul, Ratingen  
Kreuzwegstation

Die Zahl der Stationen war nicht immer festgelegt. Es waren sieben, vierzehn und heute oftmals fünfzehn Stationen. Die 15. Station thematisiert dann die Auferstehung, eine Aussage darüber, daß mit der Grablegung nicht alles zu Ende ist.

Der Ratinger Kreuzweg von Johannes Tiefert orientiert sich an der Zahl vierzehn und an der entsprechenden Zuordnung: Jesus wird zum Tode verurteilt (Station 1), Jesus nimmt das Kreuz auf seine Schultern (2), Jesus fällt zum ersten Mal unter dem Kreuz (3), Jesus begegnet seiner Mutter (4), Simon von Cyrene hilft Jesus

das Kreuz zu tragen (5), Veronika reicht Jesus das Schweiß Tuch (6), Jesus fällt zum zweiten Mal unter dem Kreuz (7), Jesus begegnet den weinenden Frauen (8), Jesus fällt zum dritten Mal unter dem Kreuz (9), Jesus wird seiner Kleider beraubt (10), Jesus wird ans Kreuz genagelt (11), Jesus stirbt am Kreuz (12), Jesus wird vom Kreuz abgenommen und in den Schoß seiner Mutter gelegt (13), der Leichnam Jesu wird ins Grab gelegt (14).

Tiefert reduziert das Geschehen auf den einzelnen Steintafeln auf „wenige Striche“. Das schmückende Beiwerk fällt weg. Sicherlich eine „Forderung der Zeit, die Tod und Leid auf vielfache Weise erlebt hat. Es ist keine Zeit zu „beschönigen“, Sachverhalte „auszuschmücken“. Es geht um die „nackten Tatsachen“. Deswegen die Betonung der Körperhaltung, vor allem auch hier - wie auf fast allen Bildwerken Teferts - die Überbetonung der Bewegung der Arme und der Hände. Die Gesichter sind eher „versteinert“, maskenhaft. Hinter diesen Gesichtern, dem Richter Pontius Pilatus, den Soldaten, Knechten, Frauen, Kindern, seinen Jüngern, seiner Mutter, die keine oder kaum individuelle Züge tragen, „verbergen“ sich die Menschen aller Zeiten, die so oder so an Marter und Tod beteiligt waren oder beteiligt sind. Es ist ein meditatives Element, das sich nicht aufdrängt. Die Botschaft des jeweiligen Bildes ist zunächst das Ereignis selbst, was in dem „Augenblick“ mit Jesus passiert bzw. was Menschen mit ihm tun. Es sind Momente an diesem Karfreitag, von denen wir im Neuen Testament lesen, oder die die Tradition als Ausdruck des volkstümlichen Glaubens überliefert, wie z.B. die sechste Station, in der Veronika Jesus das Schweiß Tuch reicht.

Der nächste Schritt ist, in der Bewegung, in der Handhaltung, in den Gesichtern mehr zu sehen als nur die historische Begebenheit. Aufgrund der sparsamen Ausdrucksmittel überläßt der Künstler dem Betrachter die ganz persönliche Antwort. Letztendlich ist es die Frage, inwieweit der Betrachter, der Beter, der Meditierende bereit ist, in das Bild mit „hineinzugehen“. Der Künstler gibt nur



Katholischer Friedhof, Ratingen  
Pietà

den „leisen“ Anstoß. Daß diese zurückhaltende Art der Darstellung auch ein „Zeichen der Zeit“ ist, in der der Kreuzweg entstand, kann man vielleicht daran erkennen, daß genau in dieser Zeit die „alten Bilder und Muster“ der neugotischen Phase in St. Peter und Paul (und auch an vielen anderen Orten) übermalt wurden. Die Pfarrkirche wurde damals fast ganz „weiß“. Das vordergründig Dekorative war nicht (mehr) gefragt. Die Literatur aus diesen Jahren geht oftmals einen ähnlichen Weg: Der knappe Satz, oftmals verkürzt, ist kennzeichnend und nicht mehr das gedankenschwere Satzgefüge. Oftmals



Katholischer Friedhof, Ratingen  
„Johannes der Seher“ auf dem Grab  
Johannes Teferts

wird dem Leser der Texte (vor allem bei Kurzgeschichten) oder dem Zuschauer im Theater die Lösung des angesprochenen Problems zugewiesen. Einen ähnlichen Weg findet Johannes Tiefert auf seine Art und mit seinen gestalterischen Mitteln. Er findet so einen zeitgebundenen Weg, aber in jedem Fall eine „ehrliche Antwort“.

Weiterhin kann man Arbeiten Tiefert auf dem *katholischen Friedhof in Ratingen* finden. Besonders markant ist eine fast lebensgroße Pietà. Maria ist in sit-

Schließlich kommen wir noch zu Johannes Tiefert's eigenem Grab. Sein Denkmal thematisiert noch einmal - wie so oft - den hl. Johannes, den Evangelisten, seinen Namenspatron. Hier schließt sich wieder einmal ein Kreis in seinem Leben. Die künstlerische Arbeit begann mit dem „Johannes“ in Marienthal. Dort ist es ein mehr jugendlicher Mann. Hier in Ratingen ist Johannes durch einen langen Bart als alter Mann gekennzeichnet. Ein Hinweis auf das hohe Alter des Evangelisten, als er seine Visionen auf Patmos

Bei der Totenmesse für Johannes Tiefert am 31. 8. 1988 bezog der Prediger dieses Denkmal in seine Ansprache mit ein: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott. Alles ist durch das Wort geworden (Johannesprolog 1,1-3a), so beginnt der alte Johannes, - uns in Darstellungen oft nur als der junge Lieblingsjünger Jesu präsent -, versteinert eins geworden mit der dynamischen Kraft des Adlers, sein Evangelium. Er schreibt nach unseren Sehgewohnheiten, also nicht an einer Schriftrolle, sondern am Buch der Bücher.

Seine rechte Hand ruht auf dem noch ungeschriebenen, wohl aber schon geoffenbarten einenden Sinn des ganzen Buches. Und während er schaut - mir fällt auf, wir erwarten, daß einer das sieht, was er gerade schreibt, nicht aber so Johannes: der Alte blickt mit großen Augen in die apokalyptische Weite - fixiert der Stift das Geschaute wie von selber, bringt es auf den entscheidenden Punkt. Der Zeigefinger wird zur dynamischen Mitte der Gestalt des Johannes, als ob sich seine ganze Person diesem Hinweischarakter unterwerfen würde. Johannes ist ganz ausführendes Organ des Wortes. Der Granitgriffel sieht aus wie der Meißel, mit dem der Künstler das Denkmal geschaffen hat, ist scharfkantig wie ein Schwert.“



Katholischer Friedhof, Ratingen  
Grabstätte Johannes Tiefert

zender Haltung dargestellt. In beiden Händen hält sie den toten Sohn, der vor ihr - in knieender Haltung - dem Betrachter zugewandt ist. Das Gesicht der Mutter zeigt einen nach innen gekehrten Schmerz. Das Gesicht des Sohnes zeigt nichts mehr von dem Schmerz und Leid der vorausgegangenen Stunden, sondern der Tod zeigt sich in diesen Gesichtszügen friedvoll wie bei einem Schlafenden. Auffällig sind auch bei dieser Steinplastik die großen Hände der Mutter und die langen herunterhängenden Arme des Toten.

Ein weiteres Mal ist auf dem Friedhof die Pietà dargestellt, diesmal als Relief in Holz geschnitzt.

erhielt. Die ganze Gestalt wächst förmlich aus dem Stein. Schwerpunkt ist die Hand mit dem Griffel, die das visionär Geschaute in das Buch schreibt. Die Handhaltung korrespondiert mit den Augen, die etwas sehen, was sonst noch keiner gesehen hat. Der Adler sitzt unterhalb des Buches wie eine Stütze, wie ein Lesepult (Ambo) im liturgischen Raum. Die Plastik hat viele Jahre in der Wohnung der Tiefert's gestanden. Sein Wunsch und der Wunsch der Familie war es, daß dieses Werk sein Grab kennzeichnet, erkennbar macht an diesem Johannes. Sonst wird Tiefert's Name nicht genannt. Damit begibt er sich in die Reihe der vielen „namenlosen“ Bildhauer, Baumeister und Künstler des Mittelalters.



Der Sämänn

Am Ende seines Lebens steht noch ein anderes christliches Motiv, das ihn lange Jahrzehnte begleitet hat: *Der Sämänn*. Erin-



„Apokalyptischer Reiter“ (Holzschnitt)

nert sei an eines der ersten Denkmäler auf dem neugestalteten Marienthaler Friedhof, an den Sämann von Hein Minkenber. Tefert hat auch dieses Thema mehrfach aufgegriffen. Skizzen zeugen von der Auseinandersetzung mit diesem biblischen Stoff. Als ich dieses letzte Werk von Johannes Tefert sah, das heute in Köln vor der Pfarrkirche Thomas Morus in Köln-Lindenthal steht und von dem früheren Ratinger Kaplan Gustav van de Loo bestellt wurde, kam mir spontan

ein Gedanke: Johannes Tefert hat in diesen Stein ein Stück von sich selbst hineingegeben. Er selbst „ist“ der Sämann. Der Vergleich mit der Fotografie von ihm legt diesen Gedanken nahe.

Johannes Tefert hat mit seinen Bildwerken aus Holz und Stein, mit seinen Bildern, Kupfertreibarbeiten und Holzstichen immer wieder „gepredigt“, Worte und Bilder der Bibel, Wesenszüge des Menschen, den Menschen selbst gemacht. Gerade das Visionäre

der Bibel hat ihn fasziniert. In dieser Konsequenz trägt sein Totenbrief einen Holzschnitt von ihm mit dem apokalyptischen Reiter. „...die christliche Hoffnung ist zuerst und vor allem existentielle Richtung des Menschen auf die seinshafte Vollendung, auf die Wesenserfüllung, also auf die letzte Verwirklichung, auf die Fülle des Seins .... Wenn also zuzeiten alle natürlichen Hoffnungen sinnlos werden, dann bedeutet das, daß zuzeiten die übernatürliche Hoffnung für den Menschen die schlechthin einzige Möglichkeit bleibt, sich auf das Sein auszurichten.“<sup>13)</sup>

Hans Müskens

13. Josef Pieper: Über das christliche Menschenbild ebd. S. 65

#### Weitere Literaturhinweise:

Friedrich Rohde: Klosterkirche Marienthal (Niederrhein), Regensburg 1994 (Schnell, Kunstführer N. 1017)

650 Jahre Klosterkirche St. Mariä Himmelfahrt Marienthal (1345-1995)

(Festschrift zum 650jährigen Bestehen der Klosterkirche), hrsg. von der Pfarrgemeinde St. Mariä Himmelfahrt Marienthal

Peter Schröder O.Carm. (Hg.): Einblicke. Unterwegs in Marienthal, Moers 1995

## Jeder auf seine Weise

Vorerst bleibt alles beim alten –  
eine Mechanik des Erinnerns.  
Die Kindheit roch nach Kathreiners Malzkaffee.  
Jeder läuft auf seine Weise  
der Realität davon.  
Mein Rechenheft damals  
war voll gezeichneter Schwalben.

Man sagt, daß im Uhrwerk  
der Tod sitze.  
Ich wollte mir nicht  
die Augen waschen.  
Ich wollte behalten,  
was ich gesehen hatte.

Karl Krolow



DRUCKEREI PREUSS GMBH

Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen

Telefon 02102/9267-0 · Fax 02102/926720

# Archäologischer Beitrag zur Siedlungsgeschichte Lintorfs

Die Ortschaft Ratingen-Lintorf liegt auf einer riesigen Halbinsel aus Flug- und Schwemmsanden, die sich vom Ratinger Norden bis tief in den Duisburger Süden hinein erstreckt. Diese Sandmassen wurden vor mehreren 10.000 Jahren am Ostrand des Rheintales abgelagert, als gewaltige Stürme im Vorfeld der zurückweichenden Gletschermassen des Eiszeitalters Staub (Löß) und Sand aus der Niederrheinischen Bucht und dem Ruhrland aufwirbelten und abfließendes Wasser Sande aus den höher gelegenen Landschaftsteilen, ehemaligen kiesigen Flußablagerungen des Urheins, auswusch.

In dieser Landschaft lebten die Menschen der Altsteinzeit, wie etwa der Neandertaler, der im Ratinger und Angermunder Raum zahlreiche Werkzeuge und Reste der Werkzeugproduktion hinterließ.

Zur Werkzeugherstellung nutzte dieser Menschentyp im Rheinland überwiegend die reichlich vorkommenden Quarzite, die im Erdzeitalter des Tertiärs vor etwa 20 Millionen Jahren entstanden. In anderen Gegenden, wie etwa in Frankreich, war es in der Regel der spröde und in seiner Härte dem Stahl angenäherte Flint, aus dem Faustkeile, Spitzen, Kratzer, Klingen und beilartige Großgeräte (sog. „Cleaver“) zurechtgeschlagen wurden.

Auf einem gewaltigen Dünenzug in Ratingen-Lintorf, der heute fast bis zur Unkenntlichkeit abgetragen und erodiert ist, fand sich der bislang älteste Hinweis auf die Anwesenheit von Menschen. Dort lagerte eine Jäger- und Sammlersippe vom Menschentyp des „homo sapiens sapiens“, also der Menschenrasse, der heute alle ethnischen Menschengruppen, unabhängig von ihrer Hautfarbe, zuzuordnen sind.

Deren damalige Lebensweise ist uns heute im wesentlichen fremd.

Die Natur bestimmte den Lebensrhythmus durch das Nahrungsangebot, die Witterung und viele andere Faktoren, denen sich die Menschen anpassen mußten, wollten sie überleben.

Sicher gab es eine komplexe Kommunikation, die sich nicht nur auf lebenspraktische Dinge und das soziale Miteinander bezog, sondern auch religiös mythische Fragen nach dem Woher und Wohin des Menschen, seiner Bestimmung und Stellung in der Natur usw. mit einschloß. Die Fähigkeiten dieser frühen Menschen waren den unsrigen gleich, sie hatten nur einen anderen Schwerpunkt.

Die mobile Lebensweise einer Sammler- und Jägerkultur bedingt eine rationale Organisation der materiellen Kultur. Die Behausungen mußten an jedem Ort leicht aufzubauen sein und die Witterung in ausreichendem Maße abhalten können. Das Werkzeuginventar und die Ausrüstung mußten leicht und zweckmäßig und auch über längere Strecken zu Fuß transportabel sein. Stets wichtig war auch die Verfügbarkeit von Wasser und die Lage des Siedlungsplatzes auf trockenem und hochwasserfreiem Land.

Mit der Lintorfer Düne hatten sich die frühen Menschen einen geradezu idealen Siedlungsplatz ausgesucht. Der Rhein, damals noch ein ungebändigter großer Fluß mit zahllosen Nebenläufen und Altarmen, überflutete die Auwälder an seinem Ufersaum, die bis in die Lintorfer Gegend reichten.

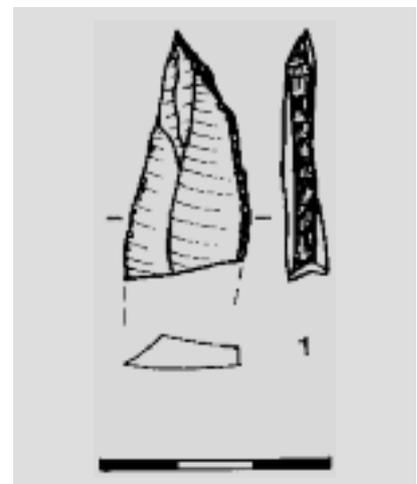
Die Düne bot einen höhergelegenen, trockenen Rastplatz mit einer guten Übersicht über die fruchtbare und wilde Umgegend, in der sich Riesenhirsche, Wildschweine, Urpferde, Wölfe, Bären, Ure, Wisente, Wasservögel und viele andere Tierarten tummelten.

Nicht zuletzt boten die zahlreichen Fischarten im Fluß und in

den Bächen eine reichhaltige Ergänzung des Speiseplanes. Über die Dauer des Aufenthaltes der spätaltsteinzeitlichen Jäger- und Sammlersippe in Lintorf können keine Aussagen gemacht werden. Ob sie nur wenige Wochen blieb oder ein saisonales Jagdlager unterhielt, ist noch nicht zu klären.

Sicher ist nur, daß sie an verschiedenen Stellen Reste ihrer Werkzeugproduktion und unbrauchbar gewordene Werkzeuge hinterließ.

Entscheidend für die genaue Datierung in die Zeit zwischen 11.800 und 10.700 v. Chr. war der Fund einer hervorragend gearbeiteten Pfeilspitze aus nordischem Feuerstein vom Typ der „Federmesser“.



Ratingen-Lintorf. Pfeilspitze der späten Altsteinzeit. 11.800 bis 10.700 v. Chr.

Weitere Fundstücke waren vor allem Abschläge von Flintbrocken und die „Kernsteine“, die übrig blieben, nachdem auch der letzte mögliche Abschlag von einer Flintknolle abgetrennt worden war.

Funde aus dieser Zeit sind im Rheinland bereits häufiger gemacht worden.

Die besondere Bedeutung der Lintorfer Siedlungsstelle liegt in der Entdeckung von Überresten

dreier graviertes Schieferstücke. Während einer breiten Öffentlichkeit die phantastischen, oft ja geradezu „modern“ erscheinenden Höhlenmalereien aus Frankreich und Spanien bekannt sind und jede neuentdeckte Höhle mit Begeisterung und Interesse aufgenommen wird, ist die „Kunst“ der ausgehenden Altsteinzeit weitaus seltener, unscheinbarer und selbst in Fachkreisen nur wenig bekannt.

Erst in den letzten Jahren ist das Interesse an der „Kunst“ des „Azilién“, benannt nach einem Fundort in Frankreich, die die Zeit vom 12. Jahrtausend v.Chr bis in das 10. Jahrtausend v.Chr. umfaßt, gestiegen, nachdem an neuen Fundorten der Zeit weitere seltsame Ritzungen und Zeichnungen dokumentiert wurden.

Es waren nicht mehr die Wände von „Kult“-höhlen, die mit Tier- und wenigen Menschenbildern oder abstrakten Symbolen verziert wurden, sondern Knochen, Kieselsteine und Schieferstücke, auf die merkwürdige Symbole gemalt, oder in die Zeichnungen geritzt (graviert) wurden. Dabei ist oft nicht einmal ein regelhafter Aufbau der „Strichbilder“ zu erkennen. Vielfach scheinen die Kratzer und Linien ganz sporadisch ausgeführt zu sein.

Erst in der Übersicht des Gesamtkomplexes der in Westeuropa entdeckten gravierten Gesteine und Knochenreste wird eine einheitliche Symbolik und „künstlerische Ausdrucksweise“ erkennbar. Besonders häufig sind dabei parallel zueinander gravierte Linien.

das auf beiden Seiten mit einer Folge von mehreren gleich ausgerichteten parallelen Geraden verziert war.

Erst nach langem Zögern wurde dieses Schieferfragment mit dem Rest einer weiteren größeren gravierten Schiefertafel aus dem Umfeld der Fundstelle dem Institut zur Erforschung des Eiszeitalters am Römisch-Germanischen Museum in Mainz vorgelegt. Prof. Bosinski zeigte sich wider Erwarten beeindruckt und übergab die weitere Bearbeitung an Dr. Baales. Dem kleineren Fundstück aus Lintorf konnte umgehend ein Vergleichsfund aus einer Grabung auf einem Federmessersfundplatz bei Neuwied an die Seite gestellt werden, der ebenfalls eine graubraune Verwitterungsoberfläche aufwies. An dieser Stelle muß festgehalten werden, daß der geringere „Verwitterungsgrad“ eines Schieferstückes nicht als Beweis für eine jüngere Zeitstellung verstanden werden kann. Die Verwitterungsspuren sind, vergleichbar der Patina an Flintstücken, immer von den Einlagerungsbedingungen im Boden abhängig und dem Zeitpunkt der Einlagerung und Freilegung. Gelangt ein Stück schnell in den Boden, ist es den äußeren Witterungseinflüssen frühzeitig entzogen und wird es vergleichsweise spät ausgepflügt oder auserodiert, kann es besser erhalten sein als das Stück, das erst später in den Boden gelangte und frühzeitiger freigelegt wurde.

Bereits wenige Wochen nach ihrer Entdeckung wurden die Lin-

Erst nach ihrer Rückkehr im Februar 1996 war eine genauere Untersuchung der technischen Merkmale möglich. Es wurden nämlich Fragen laut, ob es sich nicht um den Überrest einer Schultafel handeln könne. Die nähere Betrachtung schloß diese Möglichkeit aus mehreren Gründen kategorisch aus.

Im Gegenteil konnte der Beweis für die steinzeitliche Bearbeitungstechnik zweifelsfrei erbracht werden.

Während auf einer Seite die gravierten Linien alle ohne besondere Auffälligkeiten waren, fiel an zwei Linien der Rückseite eine Besonderheit auf: Während sonst alle Linien unter der Lupe als einzeilige Bahnen erkennbar waren, tauchten bei der vorletzten Linie nach ca. 1 cm der Linienführung plötzlich zwei kräftige Begleitlinien links der Hauptführung auf. Die nächstfolgende Gerade hatte dann eine dünnere Seitenlinie auf der rechten Seite.

Der Überprüfung des Lintorfer Fundstückes lag die Grundlagenarbeit von F. D'Érico zur Gravierungstechnik des Azilién zugrunde, die u.a. in experimenteller Arbeit und im Vergleich mit allen 1992 bekannten europäischen Originalen zu der Feststellung führte, daß die auch am Lintorfer Fragment erkennbare Struktur mit unvermittelt auftretenden Begleitlinien nur auf das Splittieren des steinernen „Stichels“ zurückzuführen sein kann.

Die Stichelspitze brach unvermittelt aus und der Stichel senkte sich unter dem regelmäßigen und gleichbleibenden Druck des Graveurs mit der aufgesplitterten Spitze auf die Schieferplatte. Dadurch wurden die zwei Begleitbahnen eingetieft.

Bei der nächsten Linie versuchte der Graveur diese unerwünschte Begleiterscheinung auszugleichen, was ihm bis auf eine deutlich feinere Begleitlinie gelang.

Aus dieser Beobachtung ergibt sich auch, daß der Graveur erst die eine Linie von rechts nach links zog, den Stichel in der gleichen Position in der Hand behielt und dann das Schieferstück drehte, um die folgende Linie von links nach rechts zu ziehen.



Ratingen-Lintorf: Fragment einer Schiefergravierung aus der späten Altsteinzeit. 11.800-10.700 v.Chr.

In Lintorf kam der Rest eines Schiefertäfelchens mit gestumpftem (retuschiertem) Rand und überschliffenen Seiten zutage,

torfer Schiefergravuren in Ausstellungen zur eiszeitlichen Kunst in Ratingen und Mannheim gezeigt.

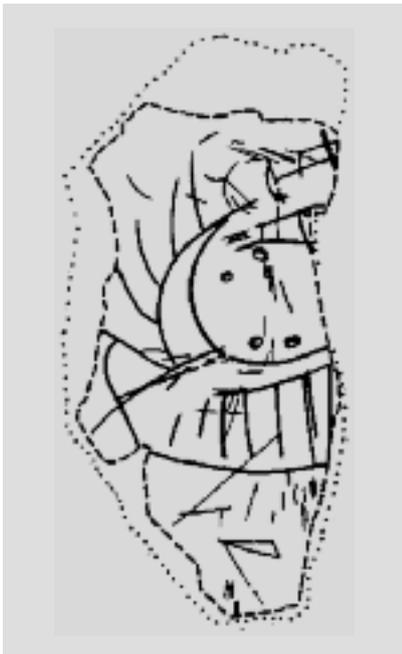


Ratingen-Lintorf. Graviertes Schieferfragment der späten Altsteinzeit.  
Detail der Linienführung

Am Beispiel dieses Ausnahmefundes - es gibt nur zwei zeitgleiche Gravierungen (beide aus Niederbieber/Stadt Neuwied) in Deutschland - läßt sich deutlich zeigen, wie wichtig in der archäologischen Beobachtung das Registrieren auch des kleinsten Befundes und des scheinbar unbedeutendsten Details auf einem Objekt sein kann.

Die beiden weiteren Gravierungsfunde sind noch in der Bearbeitung, aber auch hier ist die Datierung in das ausgehende Eiszeitalter wahrscheinlich. Sollte sich diese Annahme abschließend bestätigen, dann liegt mit dem Motiv des größeren der drei gravierten Schieferstücke das ungewöhnlichste Motiv dieser unerklärlichen, rein symbolisch-reduzierten „Kunst“ in Europa vor.

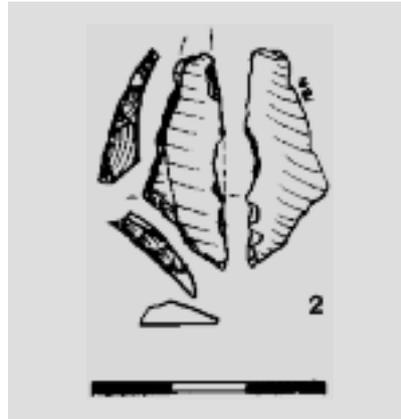
Auf demselben Dünenzug fanden sich auch Hinweise auf eine mit-



Ratingen-Lintorf: Umzeichnung der größeren Schiefergravur

telsteinzeitliche Kulturgruppe in Form von typischen kleinformatigen Steinsegmenten, sog.

„Mikrolithen“ (kleinen Steinen aus dem 8.-7. Jahrtausend v.Chr.).



Ratingen-Lintorf: Mikrolithische Pfeilspitze. 8.-7. Jahrtausend v.Chr.

Mit dem 6. Jahrtausend setzt sich auch im Rheinland die „neolithische Revolution“ durch. Über Osteuropa erreichte eine neue Lebensweise und Kultur die Gebiete am Rhein: die der seßhaften Ackerbauern und Viehzüchter.

Statt schnell errichteter Zelte oder Hütten wurden nun Lichtungen in die Wälder gerodet, die gefällten Baumstämme gespalten und zu Spaltbohlenwänden für massive Hausbauten weiterverarbeitet. Auf den gelichteten Flächen wurden Äcker angelegt und Weiden für das Vieh geschaffen. Erst aus einer späteren Phase der jungsteinzeitlichen Bauernkulturen liegen aus Lintorf Funde vor.

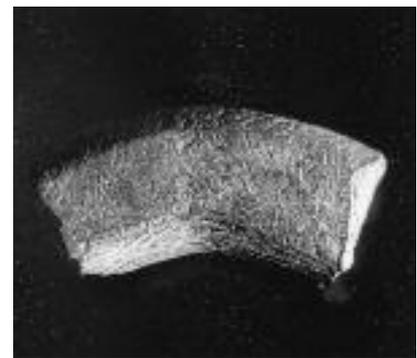
Reich verzierte Keramikreste eines Gefäßes, zusammen gefunden mit einem Klingenkratzer aus Flint, aus einer Baugrube in der Ina-Seidel-Straße im „Soestfeld“, sind die ältesten Keramikreste, die bislang überhaupt in Ratingen gefunden wurden. Sie datieren in das 4. Jahrtausend v.Chr.

Von besonderem Rang ist das Bruchstück eines außerordentlich aufwendig und sorgfältig gearbeiteten Schieferarmringes mit eingeschliffener Facette aus derselben Zeit. Das Schmuckstück wur-

de vermutlich in Belgien oder Frankreich hergestellt und gelangte als seltenes Handelsgut nach Lintorf.

In der Zeit des 4. Jahrtausends v.Chr. wurde von Belgien und den Niederlanden aus ein umfangreicher Handel mit Flintrohstoffen, Halbfabrikaten oder fertigen Werkzeugen wie Steinbeilen betrieben, wobei der Rhein als „Schiffahrtsstraße“ (sicher bekannt und in Gebrauch war der Einbaum) eine wichtige Rolle gespielt haben muß.

Das Lintorfer Exemplar, das möglicherweise aus einer zerstörten Bestattung stammt, ist allerdings erst der zweite Fund eines solchen Schmuckstückes im Rheinland und der erste seiner Art rechts des Rheinlaufs.



Ratingen-Lintorf: Schieferarmringfragment. 4. Jahrtausend v.Chr.

Aus einer Siedlungsstelle des 3. Jahrtausends v.Chr. im Bereich der Ina-Seidel-Straße stammt das bislang schönste jungsteinzeitliche Fundstück aus Lintorf: ein unbeschädigtes, querschnittiges, spitznackiges Felsgesteinbeil aus dunkelgrünem Diabas. Der Griff und die Schäftung aus Holz oder Geweih waren im Boden vollständig vergangen.

Vollständige Fundstücke aus der Jungsteinzeit sind die ganz große Ausnahme, wie überall im Rheinland. Das Lintorfer Fundstück wurde aus einem Geröll gearbeitet, von dem noch drei natürliche Marken zu erkennen sind, dann durch das „Picken“ mit einem spitzen Gegenstand vorgeformt - die „Narbenfelder“ sind noch stellenweise unter dem Schliff zu erkennen - und zuletzt vollständig überschliffen.



Felsgesteinbeil aus Diabas.  
3. Jahrtausend v.Chr.

Das in der Kombination von Material und Ausformung einmalige Hiebgerät zeigt eine ungewöhnlich hohe Qualität in der Verarbeitung und die immense technische Erfahrung des Herstellers in Bezug auf die Abstimmung von Form und Funktion.

Mit solch einem kleinen Beil aus, im Vergleich zum Flint, „weichem“ Gestein, war kein Baum zu fällen.

Möglicherweise handelt es sich um ein Spezialgerät, worauf die quer zum Griff ausgerichtete Schneide hinweist, oder um ein repräsentatives „Allzweckgerät“, das Werkzeug und Waffe zugleich war. Warum dieses aufwendig hergestellte Objekt verloren ging, war nicht zu klären.

Von zwei Steinbeilen aus Flint ist nur je ein Splitter mit deutlich erkennbaren Schleifriefen überliefert. Aufgrund der Färbung ist für eines der Stücke die Herkunft vom Lousberg bei Aachen nachgewiesen.

Aus demselben jungsteinzeitlichen Flintbergwerk, das über Jahrhunderte im Tagebau betrie-

ben wurde und noch weit über Lintorf hinaus Flintrohstoffe, Halb- und Fertigfabrikate lieferte, stammt auch ein „Bohrer“ vom linken Bachufer.

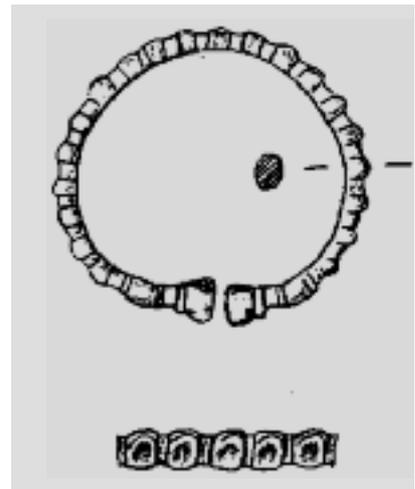
Weitere Flintstücke wurden aus Valkenburg und Rijkholt bei Maastricht nach Lintorf gebracht.

Bereits aus der Zeit der frühen Metallverarbeitung (Stein-Kupferzeit 2.300-1.800 v.Chr.) stammen die Überreste von einer Streitaxt und einem Dolch, wohl aus einem zerstörten Grab der „Becherkulturen“. Die Streitaxt, von der der Nacken mit der Durchbohrung erhalten geblieben ist, ahmt vermutlich bereits Vorbilder aus Kupfer nach, die aus dem Mittelmeerraum und Italien stammten, aber für die hiesige Bevölkerung nicht erschwinglich waren. Dasselbe gilt für den Dolch, der wohl zu den typischen Spandolchen gehörte und die Grabausstattung mit der Streitaxt und einem nicht mehr überlieferten Tonbecher vervollständigte. Einen Steindolch in einem Futteral aus Grasfasern trug auch der Tote aus den Ötztaler Alpen bei sich. Bei ihm fand sich aber eine Beilklinge aus Kupfer. (Siehe „Quecke“ Nr. 63 vom Dezember 1993, S. 128-129)

Über die Geschichte der Bronzezeit von 1.800 v.Chr. an bis ca. 750 v.Chr. in Lintorf ist noch nichts bekannt. Die Keramik dieser Zeit ist aufgrund der leichten Brennweise besonders vergänglich und Metallobjekte finden sich am gesamten Niederrhein nur selten.

Zu Beginn des 7. Jhs.v.Chr. nahm die Bevölkerungsdichte am Niederrhein fast schlagartig durch einwandernde fremde Bevölkerungsgruppen zu. Möglicherweise führte die Überbevölkerung in anderen Gebieten zu dieser Einwanderungswelle. Besonders der Raum im Mündungsgebiet der Ruhr in den Rhein bei Duisburg bildete ein Zentrum dieser massiven Neusiedlerwelle, die bis nach Lintorf ausstrahlte. Allein in der nahegelegenen Wedau lagen um die 2.000 Grabhügel aus dieser Zeit. Auch die Funddichte in Lintorf ist verhältnismäßig hoch. Ein besonderes Fundstück ist der Überrest eines reich verzierten „Knotenarmringes“ aus Bronze.

Dieser erste und z. Zt. einzige urgeschichtliche Bronzefund aus Ratingen ist zugleich der am weitesten nördlich gelegene rechtsrheinische Nachweis eines solchen Schmuckstückes, das in der Technik der „verlorenen Form“ von einem keltischen Handwerker im Mittelrheingebiet (Kreis der Hunsrück-Eifel-Kultur) hergestellt worden war.



Ratingen-Lintorf, eisenzeitlicher Knotenarmring des 4. Jhs.v.Chr.  
a) Originalfragment  
b) Rekonstruktion

Aus dem „Soestfeld“ stammt das Fragment eines kleinen Topfes, der im 4.-3. Jh.v.Chr. im Stil der „Kalenderbergware“ durch reiche Ornamentbänder aus Fingertupfen verziert worden war. An derselben Fundstelle wurden auch zusammenpassende Bruchstücke einer besonders aufwendig polierten schwarzen Schale mit einer Verzierung aus Fingertupfen, Strichen und einem Kammstrichmuster auf dem Unterbauch geborgen. Derart fein gearbeitete Gefäße sind am Niederrhein selten und finden sich eher in den Gräberfeldern des Mittelrheingebietes.

Der Überrest eines massiven Webgewichtes belegt die Textilerstellung an einem „stehenden Webstuhl“ und indirekt die Zucht von Ziegen oder Schafen als Wolllieferanten oder den Anbau von Flachs.

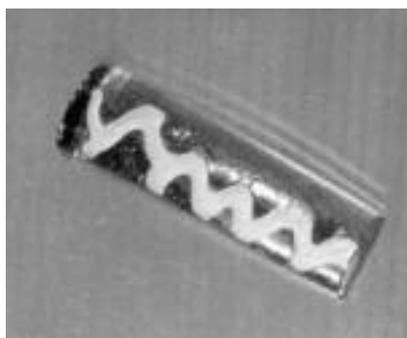
Als im 1. Jh.v.Chr. die römischen Legionen Caesars das linksrheinische Rheinland besetzten, gingen sie mit äußerster Gewalt vor und vernichteten u.a. den Stamm der Eburonen, der sich ihnen in den Weg gestellt hatte. Die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage wird sich auch am rechten Niederrhein schnell verbreitet haben.

Der Rhein war keine trennende Grenze, sondern verband die Völkerschaften und Stämme, die zu beiden Seiten lebten. So wurden die in Lintorf siedelnden Germanen bald mit den neuen Herren im Lande konfrontiert.

Aus dieser Zeit stammen die Überreste von drei Glasarmringen.

Zwei der Stücke sind blau gefärbt und zeigen einmal drei und einmal zumindest fünf horizontale Rippen.

Ein weiterer Überrest gehört zwar der schwerpunktmäßig am Niederrhein verbreiteten Grundform mit D-förmigem Profil und einem gelb-opaken, aufgelegten Glasfaden an; in der transparent-braunen Färbung gehört dieser Glasarmringbeleg jedoch zu den großen Seltenheiten und ist europaweit nicht mehr als dreißigmal dokumentiert. (Ein vergleichbares Bruchstück stammt aus Angermund).



Ratingen-Lintorf: Glasarmringfragment des 1. Jhs.v.Chr.

Die Bodenfunde, vor allem vom Beeker Hof, legen nahe, daß sich die im Lintorfer Raum siedelnden Germanen schnell mit der neuen Situation arrangierten. Aus dem 1. Jh. v. Chr. (!) stammt eine späthellenistisch/ägyptische „Mosaikglasperle im Schachbrettmuster“ (Farben: Grün, Rot, Gelb, Schwarz, Weiß), ein kompliziertes Glasobjekt, zusammengesetzt aus verschiedenen dünnen Glasfäden, das die hochspezialisierten römischen Glaswerkstätten im Rheinland nicht herstellen konnten.

Ein römischer Legionär oder ein Händler muß sie aus Italien mitgebracht haben.

Sie fand sich zusammen mit Resten reich verzierter germanischer und „importierter“ römischer Gefäßkeramik, darunter auch ein schwarz gefirniftes Trinkgefäß von den Töpfereien am Hahnentor in Köln (Bestimmung: Dr. Riedel/Römisch-Germanisches Museum Köln).

Die Stelle des Beeker Hofes wäre somit als bemerkenswert reiche germanische Siedlungsstelle ausgewiesen. Möglicherweise handelt es sich aber auch um einen Laufhorizont im Bereich eines germanischen „Handelsplatzes“, in dem sich Objekte befinden, die Händlern und Käufern verloren gingen. Weitere Beifunde waren noch nicht zugeordnete Tierzähne und ein stark korrodierter Eisenrest.

Eine zweite germanische Siedlungsstelle der römischen Kaiserzeit zeigte ein ganz anderes Bild: Römische Gefäßreste fehlten völlig. Dafür waren hier großteilige Fragmente zahlreicher Gefäße aus einheimischer Produktion eingelagert, die möglicherweise vollständig zu rekonstruieren sind. Daneben lagen Knochenreste und Holzkohlepartikel. Ein besonders schönes Objekt war ein vollständiger und reich verzierter Spinnwirtel.

Objekte aus diesem Fundkomplex sollen nach der Restaurierung im Ratinger Stadtmuseum gezeigt werden.



Ratingen-Lintorf: kugeliges Gefäß aus dem Bereich einer germanischen Siedlung am Dickelsbach (2.-3.Jh.n.Chr.)

Ein anrührender und ungewöhnlicher Fund war ein gerade finger-nagelgroßes weißes Glasstück. Es fand sich in einer für vor- und frühgeschichtliche Gräber typischen topographischen Lage, zusammen mit zwei Gefäßbruchstücken, westlich einer großen Keramikstreuung, die auf eine Siedlungsstelle hinwies.

Auf dem in großer Hitze geschmolzenen Glasbrocken anhaftend, sind noch vier sehr kleine, leicht angeschmolzene Perlen erhalten. Negativmarken lassen Stellen erkennen, aus denen nur leicht angebackene Perlen herausgefallen waren.

Dieser unscheinbare Glasbrocken war einmal eine schöne Kette aus seltenen weißen Glasperlen, die vermutlich einem toten Kind von seinen Eltern liebevoll um den Hals oder das Handgelenk gelegt worden war, bevor es nach der Sitte der Zeit auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Die verbliebenen Überreste, Knochen und Beigaben, wurden abschließend in einer Urne gesammelt und beigesezt.

Die Lintorfer Siedlungen der römischen Kaiserzeit bestanden bis in das 4. Jh.n.Chr. hinein, wie Gefäßreste und Fundmünzen belegen, und sind damit eine große Ausnahme, denn in der Regel beginnen germanische Siedlungen so nahe an der römischen Reichsgrenze erst im 2. Jh.n.Chr. und wurden im 3. Jh.n.Chr. wieder aufgegeben.



Ratingen-Lintorf: römische Münze des Konstantinus I. (Follis = mit Silber überzogene Buntmetalllegierung). Geprägt in Trier 310 n.Chr.

Die stabile Situation im Lintorfer Raum könnte sich durch den Einfluß des linksrheinischen Kastells „Gelduba“ (Krefeld-Gellep) erklären, das nur wenige Kilometer Luftlinie von Lintorf entfernt auf dem linkem Rheinufer lag.

Unter dessen Einfluß blühte der Handel mit römischen Importwaren wie Keramik, Glas, Schmuck, Luxusgütern usw. im Austausch gegen Holz, Vieh, Sklaven, Eisen, Kalk, Arbeitsleistung, Heeres-

dienst usw. Funde römischer Importwaren fanden sich zahlreich bei Huckingen, Serm, Groß-Winkelhausen, Großenbaum, Lintorf und Ratingen.

Vom späten 4. Jh.n.Chr. an und mit Beginn des 5. Jhs. endgültig stellten rein germanisch-fränkische Einheiten die Besatzung des Kastells und verteidigten zunächst die Interessen des römischen Imperiums als „Foederanten“. Es bestand durch die einhei-

mische Volkszugehörigkeit wahrscheinlich eine enge Verbindung zwischen der rechtsrheinischen Zivilbevölkerung und den linksrheinisch stationierten germanisch-fränkischen Krieger in römischen Diensten.

Aus dem Dienstsold eines Lintorfer Germanen könnte eine Goldmünze des Kaisers Valens aus der zweiten Hälfte des 4. Jhs. n. Chr. stammen.

Die Fundlage im Umfeld einer germanischen Siedlungsstelle könnte diese heute leider verschollene Münze als „Charonspfennig“, als „Fährgeld ins Totenreich“, bestimmen, die einem verstorbenen Krieger mit auf die Reise ins Jenseits gegeben wurde.

Aus der Fachliteratur des 19.Jhs. ist eine genaue Beschreibung der Münze überliefert. Demnach zeigte die Rückseite ein Abbild des stehenden Kaisers mit einer kleinen „Victoria“ (Siegesgöttin) in der rechten und dem „Labarum“ (Standarte mit christlichem Symbol) in der linken Hand. Das Münzbild ist der älteste bekannte

**Über  
160  
Jahre**



*Bäckerei*  
**Steingen**

*...backet Natur pur*

**Tradition  
verpflichtet**

**Lintorf · Speestraße 24 u. Ulenbroich 5 · ☎ 3 12 90**

Lintorfer Fund mit einem christlichen Symbol.

Aus dem Lintorfer Ortsgebiet sind mittlerweile fünf Fundstellen (darunter der Rest eines tiefstichverzierten Gefäßes vom Konrad-Adenauer-Platz, gefunden und bezeugt durch Schulrat i.R. Friedrich Wagner, bestimmt durch Prof. Stampfuß, heute verschollen) der römischen Kaiserzeit sicher bekannt. Bei zwei aktuellen Fundstellen ist eine genaue Datierung noch offen.

Dieser heute bekannte Teilausschnitt aus der tatsächlichen Fundverteilung zeigt schon jetzt das Bild einer weilerartigen Ansiedlung, die sich noch zur Struktur eines locker besiedelten Dorfes mit vielköpfiger Bevölkerung verdichten kann.

Die Fundstelle am Beeker Hof, mit ihrem auffallenden Reichtum an römischen Gefäßen und der wertvollen „Mosaikglasperle“, deutet im Vergleich mit einer zweiten Fundstelle links des Bachlaufes, die kaum römisches Material erbrachte, ein gewisses soziales Gefälle an. Es scheint eine oder mehrere reiche Siedlungsstellen mit privilegierten Bewohnern gegeben zu haben, die sich auch im Alltag „römische Standards“ leisten konnten.

Allen Verrenkungen der Heimatliteratur zum Trotz ist tatsächlich eine in Teilen definitive Aussage zur Entwicklung und Bedeutung des Ortsnamens „lindthorpe“ (urkundliche Erwähnungen: „lindthorpe“ bei Osnabrück: 970 n.Chr.: Schenkung des Kölner Erzbischofs Gero an die Abtei Dammersfeld / „lindthorpe“ bei Düsseldorf: 1. Jh. n. Chr.: Übertragungsurkunde der Edelleute Franko und Werinhild an die Abtei Werden an der Ruhr) möglich.

Der Siedlungsbegriff der „thorpe“ findet bereits im 4. Jh.n.Chr. seine erste urkundlich gesicherte Erwähnung in germanischer Sprache, in der Bibelübersetzung des gotischen Theologen Ulfilas.

In der Erzählung des „Nehemias“ heißt es, daß dieser vom Erwerb einer „thurpa“ absehen mußte, weil seine ganze Dienerschaft beim Bau der Stadtmauer Jerusalems eingesetzt war.

Es handelt sich um ein Wort rein germanischer Herkunft, um ein „germanisches Eigenwort“, das in lateinischen Texten nicht durch lateinische Entsprechungen ersetzt wurde.

Demnach war diese Siedlungsform für die germanische Kultur so kennzeichnend, daß es in der römischen Siedlungstradition keine Entsprechung gab.

Weitere schriftliche Nachweise finden sich in fränkischen Gesetzestexten (z.B. „thorpefalheldero“ = Überfall auf eine „thorpe“), der epischen Dichtung der nordischen Edda und in fast allen nordischen Sprachen.

Der „Wortsinn“ läßt sich trotz der guten schriftlichen Forschungsgrundlagen kaum fassen, weil der Siedlungsbegriff im Laufe der Zeit anscheinend immer wieder eine Abwandlung der Begriffsinhalte erfahren hat.

Grundlage ist jedoch immer „das Umgrenzte“ im baulichen wie auch im rechtlichen Sinne (Errichtung von Palisaden und Einfriedungen / „Siedlung auf Königsland“ = zugewiesenes Land). Dabei spielte es anscheinend keine Rolle, ob es sich um einzelne Gehöfte oder eine größere Ansammlung von Siedlungsstellen handelte. Entscheidend ist die Feststellung des außerordentlich hohen Alters und der lange währenden Tradition dieser Siedlungsform. Den Heimatforschern wären viele zweifelhafte Spekulationen erspart geblieben, hätten sie sich nur einmal die ältesten Urkunden der Abtei Werden an der Ruhr aus der Zeit vor dem Jahr 1.000 n.Chr. angeschaut. Hierin wimmelt es geradezu von „thorpe“-Siedlungen.

Zumeist sind die „thorpe“-Namen mit genitiven (personenbezogenen) Attributen (nähere Bestimmungen) verbunden, die den Gründer, Besitzer oder Verwalter der „thorpen“ nennen: Renoldasthorpe, Gietincthorpe, Folcobaldesthorpe, Wanesthorpe usw.

Die ältesten Erwähnungen dieser „thorpen“ datieren in das 8. Jh., was aber nur auf die glückliche Überlieferung dieser uralten

Schriftstücke zurückzuführen ist. Die Siedlungen selber dürften dann immer noch wesentlich älter sein.

Bis zum Jahr 1.000 scheinen sehr viele der alten „thorpen“ in der Region aufgegeben oder durch kriegerische Einfälle der Sachsen und Ungarn vernichtet worden zu sein, denn sie tauchen in den Urkunden von Ausnahmen wie „lindthorpe“ (Lintorf), „helithorpe“ (Heltorf) und „spelthorpe“ (Speldorf) einmal abgesehen, nie wieder auf.

Die alte Herkunft der drei zuletzt erwähnten „thorpen“ belegen auch die großen aneinandergrenzenden „Gemarken“ („lindthorpe-reo marco“, 11. Jh.), die den „thorpen“ als Wirtschafts- und Nutzungsräume zugeordnet waren und an denen die „vicini“ („Nachbarn“/Anwohner der „thorpen“ oder deren Rechtsnachfolger) ihre Ansprüche hatten. Unter diesen Gemarken war die der „lindthorpe“ durch ihre Größe besonders hervorgehoben. Als Parzelle lag sie im bereits vor dem Jahr 1.000 n.Chr. erwähnten „Wenaswald“, der das Gebiet zwischen den Flüssen Rhein, Ruhr und Düssel bedeckte.

Die Entwicklung der „helithorpe“ (Schloß Heltorf bei Angermund) zu einem Adelssitz belegt zudem, daß sich „thorpen“ nicht zwangsläufig zu „Dörfern“ entwickeln mußten.

Bereits im 11. Jh. beginnt im Rahmen der allgemeinen Sprachentwicklung die Umformung in der Schreibweise von der Weglassung des Buchstaben „d“ („lindthorpe“), bis hin zu den späteren Schreibformen „lintorp“, „Lyntorff“ und „Lintorf“.

Der Versuch, das „Attribut“ (näheres Bestimmungswort) „lind“ zu bestimmen, das auch im Zusammenhang mit anderen „Grundworten“ wie „wilere“ vorkommen kann („lindwilere“ / 13. Jh., Lindweiler bei Köln), blieb erfolglos.

Die Entwicklung der Region seit dem 4. Jh.n.Chr., der Zeit der ersten schriftlichen Erwähnung des „thorpe“-Begriffes, ist bis heute nur in Ansätzen bekannt.

Im 5. Jh. brach die römische Herrschaft am Rhein völlig zusammen, und fränkische Große (die „Franken“ waren ein Zusammenschluß verschiedener germanischer Stämme) übernahmen die Herrschaft in kleineren Königreichen auf dem gegenüberliegenden linken Rheinufer. Fränkische Bestattungen und Siedlungsfunde dieser Zeit wurden bei Krefeld-Gellep und in Duisburg, einem frühen Zentrum fränkischer Macht und territorialer Verwaltung, entdeckt. Zahlreiche alte Siedlungen am rechten Rheinlauf wurden aufgegeben, weil die dort siedelnden Menschen ihren Herren in die durch römische Verwaltung, Infrastruktur und Technik erschlossenen linksrheinischen Landschaften folgten.

Für den Lintorfer Raum ist noch keine Aussage über das Verhalten der Bevölkerung in dieser Zeit möglich.

Bald nahm im Rheinland das „Königreich von Köln“ unter König Sigibert eine führende Stellung ein. Auf diese Zeit sind die auffällig zahlreichen „thorpe“-Siedlungen, die sich um Köln als dem Zentrum fränkischer Herrschaft konzentrieren, zurückzuführen. Große fränkische Gräberfelder sind u.a. aus Müngersdorf und Junkersdorf bekannt geworden und das Grab einer jungen Frau und eines Knaben aus dem direkten Umfeld der Königsfamilie unter dem Kölner Dom. Durch Verrat und Mord an König Sigibert und seinem Sohn konnte König Chlodwig das „Königreich von Köln“ seiner Macht unterwerfen und in sein fränkisches Großreich eingliedern.

Im 6. und 7. Jh. wurden einige fränkische Herren in Krefeld-Gellep, mit großem Prunk und reichen Beigaben versehen, bestattet. Das Grab eines dieser „Fürsten“, auf dessen Kriegshelm der Name „Apuar“ eingeritzt war, hatte die Zeiten unberaubt überstanden, während andere Grabkammern mit noch größeren Abmessungen fast vollkommen geplündert waren.

Gellep und Duisburg waren bereits zur Zeit der Merowingerherrscher fränkische Machtzentren, und auch die frühen Karolinger, die bereits als „Hausmeier“ (höchste Hofbeamte des Königs) die eigentlichen Machthaber im Lande waren, hatten hier umfangreichen Grundbesitz.

Vor allem die Familie der Plektrudis, der Ehefrau des Hausmeiers Pippin, hatte Güter bei Lank-Latum und Gellep. Plektrudis Schwestern übertrugen im 7. Jh. zahlreiche Ländereien den von ihnen gegründeten oder geförderten geistlichen Stiftungen.

Um das Jahr 700 überließen Pippin und Plektrudis dem bei der Mission der Sachsen gescheiterten Angelsachsen Suitbertus einen Haupthof („curtis dominicale“) auf der Insel „rinhusen“, dem späteren Kaiserswerth.

Die Originalurkunde ist heute leider verschollen.

Sie diente aber wohl noch im Jahr 1193 als Vorlage zur Bestätigung der alten Rechte durch Kaiser Heinrich IV.

In diesem erhaltenen Text heißt es u.a., daß dem Hof zu „rinhusen“

und damit dem Stift Kaiserswerth auch Ansprüche und Rechte in „forestis lintorp“ (Lintorfer Wald) seit den Zeiten Pippins (der Mittlere, gest. 714) zustanden.

Zu den in dieser Urkunde im einzelnen ausgeführten Rechten Kaiserswerths in Lintorf gehörte das Holzschlagen, die Schweinetrift (Eintrieb der Schweine zur Eichel- und Bucheckernmast) und die Rechtsprechung (Vorsitz des Hofgerichtes zu Lintorf, abgehalten auf dem Beeker Hof). Aus dieser Textpassage ergibt sich nicht nur zwingend, daß die Siedlung „lindthorpe“ bereits im 7. Jh. n. Chr. als Einzelgehöft oder größere Ansiedlung bestanden haben muß, sondern, daß sie auch bereits vor dieser Zeit Teil des fränkischen Reichsgutes oder des Privateigentums der fränkischen Hausmeier gewesen sein muß und möglicherweise auf Grundbesitz der Familie der Plektrudis zurückging.

Sönke Lorenz, Ordinarius für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Tübingen, konnte in seinem 1993 erschienenen Buch „Kaiserswerth im Mittelalter“ auf Grundlage der erhaltenen früh- und hochmittelalterlichen Urkunden die Existenz einer „Duisburg-Kaiserswerther Grafenschaft“ und ihr Herkommen aus fränkischer Zeit nachdrücklich belegen. Die „lindthorpe“ gehörte also zu den frühen und vermutlich auch ursprünglichen Siedlungen in der „francia antiqua“, den fränkischen Stammländern, die in der Zeit der Karolinger zum umkämpften Grenzland des Reiches gegenüber den Sachsen wurden.

**Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet  
der VLH einen Vortagsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.**

**Beginn: 19.30 Uhr**

**Der Eintritt ist frei.**

**Gäste sind willkommen.**

Dabei ist sogar ein spekulatives Überdauern der Siedlungen auf Lintorfer Boden über die Zeit der Spätantike hinaus bis in die fränkische Epoche möglich (Archäologisch ist der Siedlungsbestand für Lintorf bis in das 4. Jh.n.Chr. gesichert).

Der Siedlungsbeginn der heutigen Ortschaft läßt sich allerdings unzweifelhaft auf fränkische Siedlungstraditionen zurückführen.

Die fränkische Siedlungstradition am Niederrhein bemühte sich, ein Siedlungsschema einzuhalten, das eine besondere lokale Topographie erforderte:

Der Hof befand sich häufig an einem Bachlauf im auslaufenden Hang einer natürlichen Erhöhung, in deren oberem Hangsaum das zugehörige Gräberfeld angelegt wurde. Beispiele für diese Siedlungsweise sind u.a. Rill, Bergheim und Oestrum bei Rheinhausen, Donsbrüggen, Hülm, Stratum und Eick sowie Rheinhausen-Hochemmerich (K. Böhner in: Führer zu Vor- und Frühgeschichtlichen Denkmälern, Bd. 14, S.75 ff.).

Zwar ist es bis heute noch nicht gelungen, bauliche Reste fränkischer Hofesstellen in Lintorf freizulegen, wobei zu bemerken ist, daß die unscheinbaren Verrottungsspuren der fränkischen Fach- und Flechtbauten sicher kaum bei regulären Bauarbeiten bemerkt und als solche erkannt würden. Dennoch gelang es 1995 erstmals, den Standort einer der fränkischen Hofesstellen, vermutlich die des Haupthofes, in etwa festzustellen.

Bei Bauarbeiten im Nahbereich des „Beeker Hofes“ war ein Kulturhorizont entdeckt worden, der neben zahlreichen germanischen Keramikfragmenten auch Reste eindeutig fränkischer Gefäße enthielt.

Es handelte sich u.a. um drei klar zuzuordnende Randstücke von sogenannten „Wölbwandtöpfen“ des späten 8.-9. Jhs. n.Chr.

In der archäologischen Forschung gelten drei Randstücke (mit etwa 29 Wandungsfragmenten) aus dieser so selten doku-

mentierten Epoche als „üppiger“ Fund und eindeutiger Hinweis auf eine Siedlungsstelle.

Die Vermutung, daß es sich um den Standort des Haupthofes

romanischen Vorgängerbau.

Weder bei der Niederlegung der alten Kirche noch bei Umbauten in der heutigen Kirche wurde auf



Ratingen-Lintorf: fränkische Keramik vom Beeker Hof. Randstücke von Wölbwandtöpfen des 8.-9. Jhs.n.Chr.

oder seines unmittelbaren Nahbereiches handelt, begründet sich auch in der Topographie der Fundstelle.

Sie liegt an einem Bachlauf (Dickelsbach) im auslaufenden Hang einer natürlichen Erhebung, in deren oberem Hangsaum sich der Bestattungsplatz befindet (der heutige Standort der Kirche) und spiegelt so geradezu „idealtypisch“ die fränkische Siedlungstradition.

Der „Beeker Hof“, heute in seiner frühneuzeitlichen und neuzeitlichen Bausubstanz zu sehen, „ist“ der fränkische Haupthof, aus dem sich die Ortschaft Lintorf entwickelte. Auf ihn dürften sich noch einige weitere kleinere Hofesstellen und Siedlungen abhängiger Personen bezogen haben.

Für die hervorragende Stellung im Siedlungsgefüge spricht weiter noch das auf diesem Hof abgehaltene Hofesgericht, dem das Stift in Kaiserswerth wohl aufgrund der im Jahre 700 durch die fränkischen Hausmeier verliehenen Rechte vorstand.

Der archäologische Nachweis von Siedlungstätigkeit im 8./9. Jh.n.Chr. setzt gleichzeitig die Existenz eines Gräberfeldes der Hofherren voraus, das mit Sicherheit im oberen Hangsaum der Erhebung zu suchen ist, auf der sich heute die neoromanische Kirche „St. Anna“ befindet. Diese Kirche ersetzte im 19. Jh. einen

Spuren der Vorgängerbauten geachtet.

Allerdings geben die im Mittelalter und in der Neuzeit angelegten Adelsgrüfte Lintorfer Hofherren im Kirchenboden nur geringen Anlaß zur Hoffnung, daß in irgendeiner Ecke noch frühere Kulturschichten ungestört überdauert haben. Weiter hat die radikale Umstrukturierung des alten Ortskerns in den 60er und 70er Jahren unseres Jahrhunderts zu einer für die Ortsgeschichte katastrophalen Einbuße von Bodenkunden geführt, die niemals zu ersetzen sein werden.

Für die Kirchengeschichte Lintorfs ist nun auch eine wesentlich längere Tradition vorauszusetzen, die spätestens im 8. Jh.n.Chr. unter dem Einfluß der Klöster Kaiserswerth und Werden begann, denn den Franken war bei allem Zuspruch zum christlichen Glauben die „Ahnenerverehrung“ eines der wesentlichen Anliegen ihrer Kultur. (Eine Kirche des 8. Jhs. konnte im Boden der Ratinger Kirche St. Peter und Paul archäologisch erfaßt werden.) Zwar gaben die Franken unter dem Einfluß des Christentums in der Mitte des 8. Jhs. die Beigabensitte allmählich ganz auf, aber sie übernahmen kleine Kirchenbauten als „Kultstätten“ zur Ahnenerverehrung und errichteten diese über den Gräbern ihrer Vorfahren, die in ihrer Vorstellung mit ihnen „lebten“, deren Nähe und Fürsprache sie ständig suchten. In Lintorf stehen Haupthof (Beeker Hof) und Kir-

chenplatz in eindeutigem fränkisch-traditionellem Bezug zueinander und dokumentieren noch bis heute die uralte Verbindung zwischen Ahnenverehrung und Siedlungskontinuität.

Auch die vermutete frühmittelalterliche Kirche in Lintorf, die wohl ursprünglich als „Eigenkirche“ auf Anregung der Kaiserswerther Geistlichkeit von den ortsansässigen Hofherren errichtet worden war, unterstand ursprünglich dem Kaiserswerther Kloster. Erst im 12./13. Jh., als sich die niederrheinischen Großen mit ihren territorialen Bestrebungen durchsetzten, gelang es den Grafen von Berg, die maßgebliche Positionen in der „Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft“ besetzt hielten, wesentliche Teile der Grafschaft in ihre „terra“ einzugliedern (Sönke Lorenz, Kaiserswerth im Mittelalter, S. 124).

In ihrer Amtszeit als Vögte von St. Suitbert (Kloster Kaiserswerth) im 12./13. Jh.n.Chr. müssen sie das Patronatsrecht der Lintorfer Kirche aus dem Verbund des Kaiserswerther Stiftsbesitzes herausgebrochen und sich damit die Verfügungsgewalt über deren Einkünfte gesichert haben.

Unter diesen Umständen wird das Gewicht des Einflusses Kaiserswerths auf die Entwicklung der frühen Lintorfer Ortsgeschichte deutlicher und der vergleichsweise schwache Einfluß der Abtei Werden an der Ruhr verständlich.

Sie kam mit ihrer Gründung gegen 800 n.Chr. um gut 100 Jahre zu spät.

Gleichzeitig findet auch der Einfluß der Grafen von Berg seine geschichtliche Erklärung.

Im Lintorfer Westen setzen drei deutlich voneinander getrennte Konzentrationen von Keramikresten in der Art der „Badorfer“ und „Pingsdorfer“ Töpferware (10.-12. Jh.n.Chr.) aus dem Kölner Vorgebirgsraum, die Hinweise auf eine Siedlungskontinuität seit dem 8.-9.Jh.n.Chr. fort.

In die bereits vom Feudalismus geprägte Epoche des hohen Mittelalters (10.-13.Jh.) gehörte das Ensemble „alder moilen“ (die

Mühle, erwähnt im 15. Jh.), des Gutes „Thermühlen“ (als Wirtschaftsgut) und des Kornsgutes (Getreidespeicher der Mühle mit gotischem Treppengiebel, niedergelegt im 20. Jh.) süd-östlich der kath. Kirche St. Anna. Diese Gebäudegruppe bezog sich noch auf den eigentlichen und ursprünglichen mittelalterlichen Ortskern mit Haupthof und Kirche.

Wassermühlen waren bereits in fränkischer Zeit bekannt und wurden über Jahrhunderte unterhalten und bei Baufälligkeit immer wieder neu errichtet. Am Lintorfer Dickelsbach entstanden noch bis in die frühe Neuzeit neue, zusätzliche Mühlen.

Bis heute blieben die Oberste Mühle und die Helfensteinmühle (heute noch funktionsfähig) erhalten. In einem verlandeten Schwemmkegel des Dickelsbaches auf Höhe der Comenius-Schule fanden sich Keramikreste „Pingsdorfer und Badorfer Art“ sowie Gefäßscherben aus den Breitscheider Töpferbetrieben aus der Zeit des 11.-13. Jhs. Das Bruchstück eines mächtigen Vorratsgefäßes mit einer Rollstempelbahn aus mehrzeiligen kleinen Rechtecken ist derart stark im Brand verzogen, daß sich eine eigenständige Lintorfer Töpferwerkstatt vermuten läßt, aus deren Töpferabfall das vorliegende Fragment stammen könnte.

Diese Vermutung bestärkt auch die Beobachtung von Friedrich Wagner, daß beim Bau von Häusern am Konrad-Adenauer-Platz

eine umfangreiche Töpferabfallhalde undokumentiert überbaut wurde.

Der besondere Wert der Entdeckung der bereits in einer früheren Ausgabe der „Quecke“ ausführlich vorgestellten mittelalterlichen Breitscheider Töpferfabrikation liegt in der Überlieferung des alltäglichen Haushaltgeschirrs, das zumindest in der Zeit des 11.-14. Jhs in der weiteren Region des nördlichen bergischen Landes seine Verbreitung fand. (Siehe „Quecke“ Nr. 64 vom Dezember 1994, S. 100-115). Es gehörte ebenso selbstverständlich zum Gebrauchsgeschirr der Lintorfer Knechte, Mägde und Hofherren des Mittelalters wie der Ritter und Adligen auf den Schlössern der Umgebung und der Amtsverwalter auf der Angermunder Burg (der „Kellnerei“).

In das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit (15.-16. Jh.n.Chr.) datieren Bruchstücke besonders geschmack- und qualitätvoll glasierter Steinzeuggefäße aus den bekannten Töpfereizentren in Siegburg, Raeren, Köln und Frechen.

Besonders aufschlußreich sind Reliefauflagen mit Szenen aus dem alten und neuen Testament (u.a. Opferung Isaaks) und mit weltlichen Motiven (u.a. Kaisermedaillons).

Besonders hervorgehoben werden kann ein Fragment der sogenannten „Bathsebaschnelle“ aus der Hand des Peter Knüttgen (Die Familie Knüttgen war die künstlerisch aktivste und engagierteste „Töpferdynastie“ Siegburgs), aus-

<b>JEANSCRAFT</b>  <b>BY MARCO O'POLO</b>	<b>JEANSCRAFT</b>  <b>BY MARCO O'POLO</b>
<b>Individuelle JEANS +</b>	<b>Jeanswear TRENDS</b>
<i>Gabriele Müller-Rohde</i>	
<b>Lintorf · Speestraße 26 · Ecke Kohlendey · Telefon 39 94 53</b>	

geführt mit einem von F. Trac signierten Modell. Eine Bleikugel und zahlreiche Flintensteine weisen auf Jagdgesellschaften, die mit Steinschloßwaffen dem Privileg der hohen Jagd nachgingen oder gar auf Gefechte in der Zeit des 30jährigen Krieges, als Lintorf und seine Kirche mehrmals geplündert wurden.

Der nach der Wiederentdeckung Amerikas durch Columbus eingeführte Tabak wurde seit dem 17. Jh. auch in Lintorf geraucht. Besonders in den Anfängen waren die Pfeifenköpfe aus weißem Steinzeug auffallend klein (sie bildeten die Vorlage der heute noch bekannten „Martinspfeifen“ auf den Weckmännern oder Stutenkerlen) und mit Symbolen (Lilien/Wappen), figürlichen Verzierungen oder „Markenzeichen“ der Fabrikanten verziert. Ein besonders schöner Pfeifenkopf des 18. Jhs. zeigt einen fein frisierten Frauenkopf.



Ratingen-Lintorf: Pfeifenkopf des 18. Jhs.

Die wenigen Fundmünzen zeigen das Kleingeld, das seit dem 18. Jh. in Lintorf in Umlauf war.

Die hier angesprochenen Funde sind nur ein kleiner Ausschnitt aus der Gesamtfundverteilung im Lintorfer Raum.

Sie stehen entweder exemplarisch für das Gesamtbild einer Kulturepoche oder sind besondere Einzelfunde, die auch über den engeren lokalen Raum Bedeutung haben.

Alle Fundstücke, auch die unscheinbarsten verwitterten Gefäßscherben, wurden kartiert, beschrieben, datiert und von der

Außenstelle für Bodendenkmalpflege in Overath mit einer laufenden Fundnummer versehen. In einer Ortsakte werden die erfaßten Daten gesammelt und bei Bauanträgen der Gemeinde abgeglichen.

Der überwiegende Teil der Funde ging in den Besitz des Landschaftsverbandes über. Hervorragende Einzelstücke, wie die altsteinzeitlichen und mittelsteinzeitlichen Funde, der jungsteinzeitliche Schieferarmring, der eisenzeitliche Bronzearmring, wurden u.a. in Publikationen des Landschaftsverbandes in größeren Aufsätzen vorgestellt.

Größere Fundkomplexe wie die germanischen Gefäßreste aus dem Soestfeld und die germanisch-römischen Funde vom Becker Hof werden restauriert und weiter wissenschaftlich ausgewertet und vielleicht einmal später im Ratinger Stadtmuseum zu sehen sein.

Die in Lintorf auf engstem Raum gemachten Beobachtungen weisen zugleich auf die enormen Lücken hin, die die Bauwut unserer Tage, aber auch die Niederlegung alter Höfe und nicht zuletzt der romanischen Kirche in den ursprünglichen Bestand von „Bodenurkunden“ gerissen haben müssen.

Lintorf ist der besterforschte Siedlungsraum im Ratinger Stadtgebiet, der Anlaß zu der Forderung gibt, nun auch in anderen Ortsteilen genauer „hinzusehen“ und mit mehr Fürsorge auf das „Kulturerbe unter unseren Füßen“ einzugehen.

Jeder Interessierte kann sich mit eigenen Beobachtungen oder Funden an den Autor dieses Artikels (Kontakt über den Lintorfer Heimatverein) oder die Außenstelle der Bodendenkmalpflege im Rheinland in Overath wenden. Eigentumsrechte bleiben dabei unberührt.

Die historischen Funde werden in den folgenden Texten aufgeführt:

1. S. Bolin: *Fynden Av Romerska Mynti Det Fria Germania*, Lund 1926. (Beschreibung des Aureus des Kaisers Valens aus Ratingen-Lintorf).

2. A. Fahne: *Die Landwehren von Velbert bis Schloß Landsberg und von Barmen nach Hückeswagen*, in: *Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins*, Band 14, Bonn 1878, S. 191

„In Lintorf sind nach Professor J. Schneider (Gym. Jahrsb. S. 9) vor mehreren Jahren an der Straße Gräber und, nach seiner Anmerkung 34, Urnen beim Bau der



Ratingen-Lintorf: Münzen des 18.-20. Jhs.

evangelischen Kirche entdeckt...“ worden.

„Eine 1878 bei Lintorf gefundene Goldmünze: AV. D. N. VALENS P. F. AVG Kopf nach links Rev.: RESTITVTOR REI PVBLICAE. Der Kaiser stehend, auf seiner Rechten eine ihn krönende Victoria, in der Linken das Labarum, hat C. Guntrum.“

3. M. Jahn, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 9. Jahrgang, Leipzig 1933, S. 138.

„Brandgräber der niederrheinischen Hallstattkultur wurden u.a. festgestellt bei LINTORF (Landkr. Düsseldorf)“.

4. Marschall, Narr, v. Uslar: Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Bergischen Landes, Neustadt a.d. Aisch 1954, S. 54 „1. Südhang des Stinkenberges, etwa 100 m ostnordöstl. H. 69,7 (Mbl. 4607 Kettwig): Bronzemedaille des Marcus Aurelius, Dm. 3,4 cm. A.(ufbewahrungsort) O.(rt): Heimatmuseum Ratingen.

a) Kleines kugeliges Henkelgefäß; schlanke tonnenförmige Urne mit

gerauhtem Unterteil, H. 29 cm; Schneideteil eines kleinen, geschliffenen Feuersteinbeils mit rechteckigem Querschnitt, L. noch 10,3 cm. A.O. Bonn, Landesmuseum. Inv. 31 325, 34 125 - Düsseldorf, Geschichtl. Samml. Lit. Zeitschr. Berg. Geschichtsver. Bd. 14, 1878, S. 191

b) Bei Lintorf: Einzelner Aureus des Valens. u.a. Bonn. Jahrb. 104, 1889, S. 134 Anm. 11. Bei erwähnten 99 Solidi des Valens handelt es sich um Funde aus Lintorf in Niedersachsen.

A.O.: ehemals Düsseldorf, Samml. Guntrum.

Lit: Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsver. Bd. 14, 1878, S. 191 - Bolin, Rom. Mynt, Beil. I S. (44) Nr. 13.

5. J. Schneider: Lokalforschung über die alten Denkmäler des Kreises Düsseldorf, Jahresbericht über das königliche Gymnasium zu Düsseldorf, Düsseldorf 1874.

6. Stadtmuseum Düsseldorf. Historische Karteikartensammlung des alten Bestandes (mit

Zeichnung). Text: Kulturgruppe: Jungsteinzeit; Gegenstand: Steinbeil; Werkstoff: Stein; Fundart: Zufall; Nächstes Gewässer, nächste Erhebung: Angerbach; Finder: ?; Art des Erwerbs: Geschenk; Vorbesitzer: Mühlenbesitzer Stockfisch/Lintorf; Glasbild Nr. F 51/42; Schrifttum: Düsseldorfer Jahrbuch Bd. III, S. 2 u. S. 10.

Literatur zu neuen archäologischen Funden aus Ratingen-Lintorf:

1. Baales, M., van Lohuizen, Th. „Ein verziertes Schieferstück der späten Altsteinzeit aus Lintorf“

in: Archäologie im Rheinland 1994, Rheinland-Verlag GmbH, 1995, Köln, S. 19ff.

2. van Lohuizen, Th. „Zwei urgeschichtliche Armingefunde aus Ratingen-Lintorf“ in: Rheinische Heimatpflege, Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, 32. Jahrgang, 3/95, Köln, S. 196ff, 1995.

Thomas van Lohuizen

**HELM** seit 60 Jahren

**NATUR-PRODUKTE**

**demeter** – sämtliche Erzeugnisse  
Obst Gemüse Brot Milchprodukte, Getreide Konserven Salze Kindererziehung, Fleisch- und Wurstwaren

**Gärtnern ohne Gift!** – mit F-O-Cohrs  
Sämtliche natürlichen Düng- und Pflegemittel der Firma E. C. Cohrs auf Lager vorrätig

**LIVOS** – Pflanzenfarben für eine gesunde Umwelt  
Große Auswahl in Getreidemühlen und Fachliteratur

**NATURGARTEN**  
Alles für den naturbelassenen Garten

AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11  
40885 RATINGEN-LINTORF, TELEFON (0 21 02) 1 71 25

Verkaufszeiten:  
Dienstag - Freitag 10.00 - 13.00 Uhr und 15.00 - 18.00 Uhr  
Samstag 8.00 - 13.00 Uhr, montags geschlossen



**Gasthaus**  
**Zur Grenze**

**Am Krumpfenweg 28 - Ratingen**  
**Telefon 0 21 02 / 1 71 93**

**Vollwert-Spezialitäten**  
**nicht nur für Vegetarier**

Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr  
So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

Zeittafel zur Vorzeit und Geschichte des Rheinlandes			Funde aus Ratingen-Lintorf und Breitscheid
70 - 2 Mio. Jahre	Tertiär	Entstehung von Braunkohle und Erdöl	<p>Haifischzähne, Schildkröten- und Seekuhknochen in den Sanden des Lintorfer „Waldsees“.</p> <p>11.800 - 10.700 Rastplatz/Jagdstation bei Lintorf: Pfeilspitze, Werkzeuge, Reste der Steinbearbeitung, gravierte Schieferstücke.</p> <p>8.000 - 7.000 Rastplatz/Jagdstation bei Lintorf: Mikrolithen (gr. „Kleine Steine“) und Reste der Steinbearbeitung.</p> <p>Erste ortsfeste Siedlungen: Keramik und Schieferarmringfragment der Rössener Kultur an zwei unabhängigen Fundstellen. Fortgesetzte Siedlungstätigkeit: Diabasbeil, Feuersteinbeilfragmente, Werkzeuge an verschiedenen Fundstellen. Feuerstein aus Aachen und dem Maasgebiet.</p> <p>2.000 - 1.800 Zerstörte Grablege (?) Durchbohrtes Streitaxtfragment, Feuersteindolchbeleg</p> <p>Urnenfelderzeitliche Keramik (?)</p> <p>Gewaltige Bevölkerungszunahme im Großraum Duisburg, einschließlich Lintorfs. Grabhügel und zahlreiche Siedlungsfunde: u.a. Webgewichte und Spinnwirteln. Verzierter Bronzearmring in keltischer Machart („Knotenarmring“) Grabbeigabe?</p> <p>Eisenschlacken, Basalt (Mahlstein für Getreide, Import aus Mayen/Eifel), Webgewichte, Rohglas-/Glasbarrenfragment in dunkelstem Purpur.</p> <p>Glasarmringfragmente, Drehscheibenware vom Mittelrhein (?)</p> <p>Importierte römische Grob- und Feinkeramik (Firnissware, Sigillata), späthellenistische (?) Mosaikglasperle im Schachbrettmuster, verschmolzene Glasperlen aus einer Brandbestattung, zahlreiche gut erhaltene einheimische Gefäßreste, Zahn- und Knochenfragmente, römische Gold- und Buntmetallmünzen aus der Zeit des 1. - 4. Jhs. n. Chr. Wohlhabende Siedlungsstelle am Beeker Hof.</p> <p>Merowingischer Topf (5. - 6. Jh.) bei Breitscheid (Stadtmuseum Ratingen) Keramikfragmente des späten 8. bis 9. Jhs (karolingische Keramik) nahe des Beeker Hofes in Lintorf.</p> <p>Spätestens seit dem 12. Jh. arbeiten in Breitscheid und Lintorf Töpfer für den regionalen Markt. Keramikfragmente Badorfer, Pingsdorfer (10. - 13. Jh.) und Breitscheider Machart (12. - 14. Jh.), sowie Belege des Spätmittelalters aus Siegburg, Frechen, Köln und Raeren, darunter eindrucksvolle Bildauflagen.</p> <p>Keramik, Bleikugeln und „Flintensteine“ der frühen Neuzeit.</p> <p>Münzen des 18. - 20. Jhs., verzierte Pfeifenköpfe, Keramik.</p>
12 Mio. Jahre		Wal von Kervenheim	
2 Mio. Jahre	Quartär	Torfentstehung	
130000	Altsteinzeit	Altpaläolithikum	
100000		Mittelpaläolithikum Grabfund des Neandertalers bei Düsseldorf	
35000		Jungpaläolithikum Doppelgrab der Cromagnonmenschen bei Bonn	
8000	Mittelsteinzeit	Frühmesolithikum Spätmesolithikum	
5000	Jungsteinzeit	Altneolithikum Bandkeramik, Beginn bäuerlicher Siedlungen	
4000		Mittelnolithikum Großgartach Rössen, bäuerliche Großsiedlungen	
3500		Jungneolithikum Michelsberg, Bauern und Viehzüchter Anlage von Befestigungen, Einführung des Rades Feuersteinbergwerk auf dem Lousberg, Aachen	
2500		Endneolithikum Beginn der indogermanischen Sprachengruppe Rhein. Becherzivilisation	
1800	Kupferzeit	Schnurkeramik-Glockenbecher, Metallguß	
1500	Bronzezeit	Ältere Bronzezeit	
1200		Urnenfelderzeit	
750	Hallstattzeit	Frühe Hallstattzeit Späte Hallstattzeit, erste Glasschmelze	
500	Latènezeit	Frühatènezeit, Einführung der Töpferscheibe	
400		Mittellatènezeit, Einführung des Münzgeldes	
100 v. Chr.		Spätlatènezeit	
12. v. Chr.	Röm. Kaiserzeit	Frühe Kaiserzeit, Beginn der Stadtkultur 9 n. Chr. Schlacht im Teutoburger Wald 50 n. Chr. Köln erhält römisches Stadtrecht 68/70 Bataveraufstand	
100 n. Chr.		Mittlere Kaiserzeit ab 258/260 erste Zerstörung des Limes	
280	Spätantike	Späte Kaiserzeit ab 353 zweite Zerstörung des Limes	
350			
400	Frühmittelalter	Merowingerzeit, ab ca. 450 Rheinland fränkisch 498 Schlacht bei Zülpich zw. Franken u. Alemannen	
687		Karolingerzeit	
900	Hochmittelalter	Romanik, 1254 rhein. Städtebund 1288 Schlacht bei Worringen	
1300	Spätmittelalter	Gotik	
1492	frühe Neuzeit	Renaissance, 1582 - 1588 Truchseßscher Krieg 1609 - 1614 Jülich-Clevescher Erbfolgekrieg	
		Barock	
1789	Neuzeit	Klassizismus 1792/94 franz. Besetzung des Rheinlandes Moderne, 1815 Rheinland wird preußisch	

# Ein Jahr im ewigen Eis

Elisabeth Schlosser wurde am 21. Mai 1962 in Lintorf geboren. Von 1968 bis 1972 besuchte sie die Grundschule in Lintorf, anschließend das Kopernikus-Gymnasium, wo sie im Juni 1981 die Allgemeine Hochschulreife erlangte.

Von 1981 bis 1983 studierte sie Meteorologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Zum Wintersemester 1983/84 wechselte sie an die Universität Innsbruck. Von Juni bis September 1986 nahm sie zum erstenmal an einer wissenschaftlichen Antarktis-Expedition teil.

Am 12. März 1988 schloß sie ihr Studium mit dem Magister-Diplom der Naturwissenschaften ab und begann mit dem Doktoratsstudium.

Vom 14. September 1988 bis 11. Dezember 1988 war Elisabeth Schlosser an einem amerikanischen Polarforschungsinstitut (CRREL = Cold Regions Research and Engineering Laboratory) in Hanover, New Hampshire, tätig.

Vom 1. August 1989 bis 31. Juli 1991 war sie beim Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven angestellt. Ihre Aufgabe war die Betreuung des Meteorologischen Observatoriums der deutschen Antarktis-Station Georg von Neumayer, wo sie sich mit acht weiteren Wissenschaftlerinnen von Dezember 1989 bis März 1991 aufhielt. Für diesen Aufenthalt wurde sie von der Universität beurlaubt. Anschließend setzte sie ihr Doktoratsstudium fort. Von Januar 1992 bis März 1992 nahm sie an einer weiteren Antarktis-Expedition teil. Seit dem 4. November 1992 ist Elisabeth Schlosser Assistentin am Institut für Meteorologie und Geophysik der Universität Innsbruck. Im März 1996 promovierte sie dort zum Dr. rer. nat. Sie lebt in Birgitz bei Innsbruck.



Der Forschungseisbrecher „Polarstern“

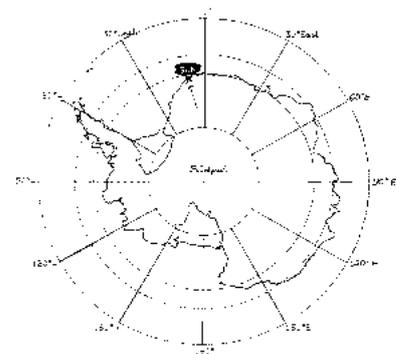
Weihnachten 1989. Weiße Weihnacht. Für mich ist es seit langem die erste weiße Weihnacht, denn in Ratingen ist dies ja in den letzten Jahren ein seltenes Glück geworden. Aber nicht tiefverschneite Wälder und im Schnee versunkene Häuser umgeben mich. Soweit das Auge reicht, sehe ich nichts als dichtes Packeis, hin und wieder von ein paar Robben oder vereinzelt Pinguinen bevölkert. Ich befinde mich an Bord des Forschungseisbrechers „POLARSTERN“. Vor zehn Tagen sind wir in Ushuaia in Südamerika in See gestochen und liegen nun knapp vor der Küste des antarktischen Kontinents. Noch heute werden wir das

Schiff verlassen und mit dem Hubschrauber zur deutschen Forschungsstation „Georg von Neumayer“ fliegen, die für die nächsten 15 Monate unser Zuhause sein soll.

Seit März 1981 betreibt die Bundesrepublik Deutschland eine ganzjährig besetzte Forschungsstation in der Antarktis. Die Georg von Neumayer-Station (GvN) liegt am Rande des Ekström-Schelfeises auf 70 Grad südlicher Breite. Sie ist ein Observatorium für Geophysik, Meteorologie und Luftchemie. Mit den hier durchgeführten Langzeitmeßreihen sollen unter anderem Beiträge zur Klima- und Erdbebenforschung

geleistet werden. Viele der heute aktuellen wissenschaftlichen Probleme wie z. B. Ozonloch und Treibhauseffekt sind ohne die Antarktis nicht zu verstehen.

Die Station ist normalerweise mit neun Personen „bemannt“, Arzt, Funker, Koch, zwei Ingenieure, zwei Geophysiker und zwei Meteorologen. Diesmal soll erstmals ein reines Frauenteam überwintern. In der fast dreimonatigen Übergabezeit, in der wir mit den Männern der vorherigen Überwinterung zusammenarbeiten, werden wir gründlich eingewiesen, so daß wir für den kommenden Winter gewappnet sind. Polarsommer, das heißt, die Sonne geht nicht unter, es ist 24 Stunden am Tag hell. So haben wir neben dem umfangreichen Arbeitsprogramm trotzdem noch gelegentlich Zeit



Skizze der Antarktis mit der deutschen Forschungsstation „Georg von Neumayer“ (GvN)



Die Schelfeiskante in der Atka-Bucht (Höhe: ca. 30 m)

für einen Ausflug an die Küste. Die Station liegt 7 km landeinwärts und ist mittlerweile unter einer 10 m dicken Schneedecke begraben. Es ist eine Röhrenkonstruktion: zwei 50 m lange Stahlröhren, die durch eine Querröhre verbunden sind, enthalten in Container-Bauweise alles Notwendige: Zwei Dieselgeneratoren, die uns mit Energie versorgen, Küche, Messe (Wohnzimmer), Funkbude, Waschraum, Meteorologie- und Geophysiklabor und für jede(n) ein eigenes Zimmer, wohin man sich, wenn nötig, zurückziehen kann. Allzu groß ist die Privatsphäre allerdings nicht, denn die trennenden Holzwände sind so dünn, daß man hören kann, wenn im Nachbarzimmer eine Buchseite umgeblättert wird.

1. März 1990. Wie im Flug ist der Sommer vergangen, die „Polarstern“ legt von der Schelfeiskante ab, zurück bleiben wir neun Frauen. Es ist ein wundervoller Abend, die Sonne ist bereits untergegangen, und die Eisberge in der Bucht liegen in einem rosigen Licht. Mit gemischten Gefühlen sehen wir dem Schiff nach. Abschied von Freunden, Zweifel, ob wir den Anforderungen der Überwinterung auch wirklich gewachsen sein werden, aber auch die Vorfreude auf alles, was uns erwartet. In den nächsten neun Monaten werden wir völlig auf uns gestellt sein. In dieser Zeit kommt kein Schiff durch das dicke Packeis, auch nicht im Notfall. Nur durch Telefon, Fax und Kurzwellenfunk sind wir noch mit der Welt verbunden.

Während des Sommers ist das Wetter für antarktische Verhältnisse ungewöhnlich schön gewesen, aber kaum ist das Schiff weg, holt uns die antarktische Wirklichkeit ein. Der erste schwere Schneesturm dauert fast zehn Tage und macht uns sehr zu schaffen. Als eine der beiden Meteorologinnen beginnt für mich der Tag mit einem Ballonaufstieg. Eine sogenannte Radiosonde wird mit Hilfe eines mit Helium gefüllten Ballons in die Atmosphäre geschickt. Die Radiosonde mißt Temperatur, Luftfeuchte und Luftdruck und sendet die Daten direkt zur Station. Die Position der Sonde wird verfolgt und liefert so Informationen über Windrichtung



Elisabeth Schlosser mit einer entnommenen Probe Meereseis vor einem Container der Station

und -geschwindigkeit. Der Balloncontainer, in dem die Sonde startbereit gemacht wird, ist nur 150 m von der Station entfernt, aber bei Sturm kann dieser kurze Gang zum Abenteuer werden. Die Sichtweite beträgt nur ein, zwei Meter, die Böen sind so heftig, daß man Mühe hat, sich auf den Beinen zu halten. Da die Gefahr, sich zu verirren (und dann zu erfrieren) sehr groß ist, sind alle wichtigen Verbindungswege im Stationsbereich mit Bambusstangen, die durch eine Handleine verbunden sind, markiert. Windgeschwindigkeiten von 100 km/h sind keine Seltenheit, und einige Male erreichen die Stürme Orkanstärke (132 km/h). Neben diesen Ballonaufstiegen werden natürlich auch am Boden Temperatur, Wind, Luftdruck etc. gemessen. Alle drei Stunden gehen diese aktuellen Wettermeldungen über Satellit direkt nach Deutschland, wo sie ins Weltwetterdatennetz eingespeist werden. Eine weitere Aufgabe der Meteorologen ist die Betreuung der sogenannten Spurenstoffschachtel, eines kleinen Labors in 1,5 km Entfernung, in dem luftchemische Messungen durchgeführt werden. Auch der tägliche Gang dorthin ist unerlässlich und bei Schneesturm oft recht beschwerlich. Trotzdem sind wir Meteorologinnen froh, daß wir gezwungen sind, bei jedem Wetter die Station zu verlassen, denn es hebt nicht gerade die Stimmung, wenn man sich bei den meist tagelang anhaltenden Schneestürmen nur in der „unterirdischen“ Röhre aufhält, ohne Tageslicht und frische Luft. Die Bauweise der Station unter der Schneeoberfläche hat ansonsten viele Vorteile. Es ist viel leichter, sie zu heizen, da der Schnee hervorragend isoliert. Eine Station, die an der Schneeoberfläche liegt, wird ständig von den Stürmen mit Schnee zugeweht und muß immer wieder erhöht werden, da es gar nicht möglich ist, diese Schneemassen wegzuschaukeln, auch nicht mit Maschinen. Also nehmen wir das Höhlendasein in Kauf und versuchen, so viel wie möglich draußen zu sein.

21. Mai 1990. An diesem Tag soll die Sonne für zwei Monate zum letzten Mal zu sehen sein. Neben-

bei ist es mein Geburtstag. Wir wollen den Tag feierlich begehen, aber das Wetter macht uns einen Strich durch die Rechnung, es ist den ganzen Tag bedeckt, und die Sonne läßt sich nicht blicken. Na, dann eben nicht. Die Tage werden jetzt immer dunkler, aber auch am Mittwintertag, dem 21. Juni, ist es um die Mittagszeit noch dämmrig, und der Himmel im Norden erstrahlt im prachtvollsten Purpurlicht. Und noch etwas entschädigt für die fehlende Sonne: Nachts tanzen die Polarlichter über den Himmel. Dieses faszinierende Schauspiel haben schon viele versucht zu beschreiben, ich versuche es erst gar nicht, man muß es gesehen haben. Die Eskimos und Indianer im hohen Norden glaubten, es handele sich um die Geister der Verstorbenen. Die Geophysiker auf GvN sehen das etwas nüchterner. Sie messen die Schwankungen des Erdmagnetfeldes. Das Magnetfeld der Erde schirmt diese gegen den sogenannten Sonnenwind ab, einen von der Sonne ausgesandten Strom von elektrisch geladenen Teilchen. Bei magnetischen Stürmen, starken Schwankungen des Magnetfeldes, können diese Teilchen in die Atmosphäre eindringen und verursachen dort beim Zusammenstoß mit bestimmten Luftmolekülen und -atomen die Polarlichter.

Neben diesen Magnetfeldmessungen untersuchen die Geophysiker auch das Schwerfeld der Erde und messen mit ihren Seismometern Erdbeben. Die Antarktis selbst ist weitgehend frei von Erdbeben, aber mit den empfindlichen Instrumenten können Beben aus allen Teilen der Erde registriert werden.

Doch zurück zum Mittwintertag, er ist in der Antarktis der höchste Feiertag. Die Überwinterung ist zwar noch nicht halb vorbei, aber von nun an werden die Tage wieder länger, und das muß gefeiert werden. Von allen Seiten flattern Glückwunschfaxe und -funksprüche herein, und natürlich senden auch wir unseren „Nachbarn“ Glückwünsche. Die nächste benachbarte Station ist die südafrikanische Station SANAE, 200 km östlich von uns, im Südwesten befinden sich unsere britischen



Ein Skidoo, ein kleiner Motorschlitten, mit dem die Bewohner der Station auf das Meereis hinausfahren

Nachbarn auf Halley, ca. 800 km entfernt. Also nichts, um mal eben am Sonntagnachmittag zum Kaffee vorbeizuschauen. Zwischen den Stationen liegt nichts als Schnee und Eis, z. T. mit gefährlichen Spaltenzonen. Ohne Hubschrauber ist da nichts zu machen. Trotzdem haben wir über Funk regen Kontakt mit unseren Nachbarn. SANAE und HALLEY liegen, genau wie Neumayer, unter der Schneeoberfläche, und unsere Kollegen dort haben ähnliche Probleme und Erlebnisse wie wir. Obwohl wir die Männer nie gesehen haben, ist es gut, manchmal einen Gesprächspartner zu haben, der versteht, worum es geht. Auch mit Zuhause wird fleißig telefoniert, aber manchmal versucht man verzweifelt, etwas zu erklären, und weiß doch genau, der- oder diejenige am anderen Ende der Leitung, 13.000 km entfernt, wird es nicht verstehen. Auch mit der damaligen DDR-Station, Georg Forster-Station, haben wir regelmäßig Kontakt. Die Wiedervereinigung berührt die dortigen Kollegen weit mehr als uns, für uns scheint das alles zu einer anderen Welt zu gehören, aber sie machen sich viele Gedanken über ihre Zukunft, in der alles verändert sein wird. (Am 3. Oktober 1990 haben wir einen gemeinsamen Funktermin mit Forster, der russischen Station Novolazarevskaya und der indischen Station Maitri).

Einen Monat nach der Mittwinterfeier soll eines der beeindruckendsten Ereignisse der Überwinterung stattfinden: Die

Rückkehr der Sonne. Doch wieder spielt das Wetter nicht mit, und wir müssen noch fünf weitere Tage warten. Aber dann ist es endlich soweit, an einem klaren, kalten Tag im Juli schiebt sich die Sonne über den Horizont. Auf einmal gibt es wieder Licht und Schatten, die ganze Welt scheint verändert. Und noch etwas: Wir nutzen das wiedergewonnene Tageslicht, um endlich das Meereis zu erkunden. Schon im April hat sich eine feste Eisdecke auf dem Meer gebildet, aber bevor nicht der Wind in vielen Stürmen aus Schnee eine Rampe angeweht hat, gibt es keine Möglichkeit, von der 10 m hohen Schelfeiskante auf das Meereis hinunter zu gelangen. Das Schelfeis besteht aus gefrorenem Süßwasser und ist sozusagen das Ende eines Gletschers, der vom antarktischen Kontinent ins Meer fließt und dabei noch eine Weile auf dem Wasser schwimmt. Diesen schwimmenden Teil des Gletschers nennt man Schelfeis, es ist bei GvN ungefähr 200 m dick und fließt mit einer Geschwindigkeit von etwa 150 m im Jahr Richtung Küste.

Wir fahren mit unseren Skidoos, kleinen Motorschlitten, auf das Meereis. In der Bucht liegen viele gestrandete und festgefrorene Eisberge, deren phantastische Formen uns begeistern. Doch uns steht der Sinn noch nach etwas anderem. Wir wissen, daß sich jedes Jahr eine Kolonie von Kaiserpinguinen in der Bucht versammelt um zu brüten. Diese größte Pinguinart brütet in der

Polarnacht, die Küken schlüpfen noch im Winter, bei eisigen Stürmen und Temperaturen um -40 Grad, damit sie im kurzen Sommer Zeit genug haben, zu wachsen und sich zu mausern, um den nächsten Winter überleben zu können. Als erstes **hören** wir die Vögel. Ein lautes Trompeten und Schnattern, das erst später vom hellen Gepiepse der Jungvögel durchmischt sein wird. Vorsichtig fahren wir auf die Kolonie zu und halten in gehörigem Abstand, um die Tiere nicht zu erschrecken. Zu Fuß gehen wir dann ziemlich nahe heran. Tausende dieser herrlichen Vögel stehen hier dicht gedrängt zusammen. Die meisten haben Eier in ihrer Brutfalte und watscheln nur sehr vorsichtig und langsam umher. Es ist überwältigend, in dieser unwirtlichen, eisigen Umgebung auf einmal so viel Leben zu sehen. Von nun an fahren wir, wann immer wir Zeit haben und das Wetter es zuläßt (leider nicht allzu oft), auf das Meereis. Im August schlüpfen die ersten Küken, und im Oktober kommt eine neue Attraktion hinzu: Weddell-Robben, die ebenfalls auf das Eis kommen, um ihre Jungen zur Welt zu bringen. Sowohl die jungen Kaiser als auch die Robbenbabies wachsen dann mit einer affenartigen Geschwindigkeit. Das müssen sie aber auch, denn der Sommer ist kurz.

Auf einen wunderschönen September, der uns den Winter fast vergessen lassen hat, folgen wieder stürmische Wochen. Nach jedem Schneesturm ist draußen alles zugeweht und muß mühsam wieder ausgeschaufelt werden.



Kaiserpinguine  
auf dem Meereis-Plateau

Es gibt Tage, an denen man sozusagen mit der Schaufel aus dem Bett steigt. Die Schaufel ist für alle das wichtigste Werkzeug, egal ob Wissenschaftler, Koch oder Ärztin. Vor allem, solange es noch kalt ist, bei etwa -30 Grad, ist das Schaufeln harte Knochenarbeit. Ich habe selten so geschwitzt wie in der Antarktis, denn man kann sich nicht beliebig luftig anziehen, ohne sich eine böse Muskelverköhlung zu holen.

Langsam müssen wir auch an die Vorbereitungen für den Sommer denken. Wir müssen die Hütten für die Sommergäste zur Station holen, aufstellen und mit Strom versorgen, die Trasse zum Schiffsanleger neu markieren und vieles andere, alles Arbeiten, für die wir gutes Wetter benötigen. Aber es stürmt fast die ganze Zeit. Im November bekommen wir in einem Monat so viel Neuschnee wie sonst in einem halben Jahr. Alles, was im Oktober schon ausgeschaufelt worden ist, liegt nun wieder unter einer dicken, hartgepreßten Schneedecke. Mitte Dezember soll das Schiff kommen. Wir freuen uns auf seine Ankunft, auf die Post, auf frisches Obst und auf neue Leute, aber uns läuft die Zeit für die Vorbereitungen davon. Schließlich wollen wir die Station in tadellosem Zustand übergeben. So werden die letzten zwei Wochen vor Ankunft des Schiffes sehr anstrengend. Endlich ist das Wetter gut, wir arbeiten oft bis nachts um eins und fallen dann wie tot in die Betten. Doch als über Funk der erste Hubschrauber angekündigt wird, ist alles erledigt, bis hin zu einem Strauß Plastikblumen auf dem Tisch in den Hütten für die Sommergäste. (Letztere sind übrigens keine Touristen, sondern Wissenschaftler und Techniker, die während des Sommers in der Station arbeiten.)

Plötzlich kommt dann alles auf einmal. Die „Polarstern“ ist mit zwei Hubschraubern da, das südafrikanische Schiff „AGULHAS“ bringt einen Teil der neuen Mannschaft mit dem großen Puma-Hubschrauber. Die Messe quillt über von Leuten. Wir sind sehr aufgeregt und freuen uns, aber irgendwann hat jede nur noch den Wunsch, sich irgendwohin zurückzuziehen. So viele Men-



Die „Polarstern“  
lädt neues Material aus

schen sind wir einfach nicht mehr gewöhnt. Aber das ist nur am ersten Tag, sehr schnell gewöhnen wir uns wieder an den Sommeralltag. Diesmal müssen wir unsere Nachfolger einarbeiten, und manchmal muß ich lächeln, wenn ich daran denke, wie schwierig und umfangreich mir das alles vor einem Jahr vorgekommen ist.

Schneller als gedacht stehen wir dann auf dem abfahrenden Schiff, während die neue Mannschaft der Überwinterung entgegenseht. Langsam entschwindet die Schelfeiskante; die Spurenstoffschachtel und der Antennenwald der Station werden immer kleiner. Es wird noch ein Weilchen dauern, bis die Vorfreude auf daheim die Trauer über den Abschied von der Station, die uns 15 Monate lang Heimat war, überwiegt. Es war ein einzigartiges Jahr, und die Sehnsucht nach diesem kalten, unwirtlichen, aber doch faszinierenden Kontinent wird mich wohl nie mehr verlassen.

Für alle, die nun neugierig geworden sind und mehr über die Antarktis und das Leben dort wissen möchten, hier noch ein Tip: ein Buch, von uns Überwinterinnen geschrieben:

M. Sobiesak, S. Korhammer (Hrsg.): Neun Forscherinnen im ewigen Eis - Die erste Antarktisüberwinterung eines Frauenteams (167 S.)

Birkhäuser Verlag, Basel, Boston, Berlin

Elisabeth Schlosser

# 1936-1996

## 60 Jahre Obst- und Gartenbauverein Lintorf

Am 13. Dezember 1935 schrieb die „Ratinger Zeitung“: „Auch in Lintorf ergeht der Appell an alle Gartenbesitzer zur Teilnahme an einer Versammlung, die am Sonntag, dem 15. Dezember 1935, nachmittags 5 Uhr im Lokal Steinigen stattfindet. Die Versammlung, deren Besuch dringend empfohlen wird, wird einberufen vom Obst- und Gartenbauverein Eckamp und Umgegend. Dipl.-Obst- und Gartenbauinspektor Beyer von der Gemüsebauschule Düsseldorf spricht über Obst- und Gartenbauliche Fragen. Bei diesem anerkannten Fachmann sollten sich recht viele wertvolle Aufklärung holen. Der Besuch der Versammlung ist natürlich kostenlos.“

Aber das Interesse an einem Gartenbauverein mußte in Lintorf wohl erst noch wachsen und reifen.

Erst am 13. Dezember 1936 kam es zur Gründung des „Lintorfer Gartenbauvereins“ auf Anregung des damaligen Amtsbürgermeisters Hinsin. Der erste Vorstand setzte sich wie folgt zusammen:

- |                 |                   |
|-----------------|-------------------|
| 1. Vorsitzender | Fritz Sattler     |
| 2. Vorsitzender | Heinrich Erdmann  |
| Kassierer       | H.v.d. Lippen     |
| Gerätewart      | August Steingen   |
| Schriftführer   | Josefine Hoffmann |

In den Jahren des Zweiten Weltkrieges und der frühen Nachkriegszeit wurde der Verein von Herrn Gartenbauinspektor Schürmann betreut. Der Name des Vereins wurde in einer außerordentlichen Generalversammlung am 23. 4. 1950 umgeändert in „Obst- und Gartenbauverein Lintorf“.

In den folgenden Jahrzehnten erfolgten einige Vorstandsänderungen, die ich nicht alle aufzählen möchte. Doch wie kam ich zum Vorstand des Obst- und Gartenbauvereines? Unser leider verstorbener Nachbar, Herr Sebastian Peters, war seinerzeit Kassie-

rer und stand uns mit Rat und Tat bei Gartenproblemen zur Seite. Aus Dankbarkeit entschloß sich mein Mann, dem Verein im Jahre 1980 beizutreten. Der damalige Vorstand bestand aus:

- |                 |                                    |
|-----------------|------------------------------------|
| 1. Vorsitzender | Heinrich Wiesenhöfer               |
| 2. Vorsitzende  | Helga Wagner                       |
| Kassierer       | Sebastian Peters (1988 verstorben) |
| Schriftführerin | Elisabeth Wiesenhöfer              |
| Beisitzer       | Josef Lamerz                       |
| Später:         |                                    |
| 2. Kassiererin  | Marianne Krampe                    |

Seit dem Jahre 1985 hat der Verein in der Altentagesstätte (Seniorentreff) der Evangelischen Kirchengemeinde im alten Lintorfer Rathaus eine Heimat gefunden. Dort finden auch die Veranstaltungen statt. Hierfür sind wir dankbar. Der Leiter, Herr Ehrhrit, steht uns hilfreich zur Seite. Im Jahre 1989 trat der alte Vorstand zurück und ein neuer wurde gewählt:

- |                 |                            |
|-----------------|----------------------------|
| 1. Vorsitzender | Heinrich Fleermann         |
| 2. Vorsitzende  | Christa Höhne              |
| Kassiererin     | Marianne Krampe            |
| Schriftführerin | Hannelore Stahl            |
| Beisitzer       | Josef Lamerz, Inge Lindner |

Im Jahre 1994 haben wir wieder einen Wechsel vorgenommen. Der amtierende Vorstand:

- |                 |                              |
|-----------------|------------------------------|
| 1. Vorsitzende  | Christa Höhne                |
| 2. Vorsitzender | Heinrich Fleermann           |
| Kassierer       | Franz Wassenberg (seit 1991) |
| Schriftführerin | Hannelore Stahl              |
| Beisitzer       | Inge Lindner, Otto Stahl     |

Die Herren Lamerz und Wachendorf halten bei unseren Versammlungen interessante Dia-Vorträge.

Frau Helga Johann ist unsere Hobby-Floristin, gibt Anleitungen beim Blumenstecken und sorgt für eine wunderschöne Tischdekoration, besonders zu unseren Erntedankfesten.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß unser Verein dem „Verband der Gartenbauvereine des Kreises Mettmann e.V., Sitz Langenfeld“ angeschlossen ist. Hier bin ich zusätzlich als Kreiskassiererin aktiv.

Der Verein besteht nun seit 60 Jahren. Dieses Jubiläum haben wir bereits im August mit einer herrlichen Busfahrt nach Witten und zum Kemnader See gefeiert. Bei der Feier des Erntedankfestes im Oktober wurden anlässlich unseres Jubiläums einige Mitglieder für ihre langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde und Ehrennadel des Verbandes Rheinischer Gartenbauvereine e.V., Bonn (Landesverband), geehrt.

Christa Höhne



Der Obst- und Gartenbauverein Lintorf auf seiner Jubiläumsfahrt zu Besuch im „Haus Kemnade“ am 10. August 1996

# Buhnetiet

*Als Gemüs sind Buhne wichtig,  
drage dann de Staake döchtig,  
loten sech ut Buhne make,  
reit völl leckere Hausmannssaake.*

*Wölle-Buhne, nett jeschnibbelt,  
fein jefitzt, Köpp afjeknibbelt,  
met ner Speckzaus drahn, o Mage,  
wevöll kanns du wohl verdrage?*

*Och de Buhne dorchgebroke,  
en son Stökskes, kann mer koke,  
on sie loten sech schon etc,  
jo mer könnt se manchmol fret.*

*De Prenzesskes, jong on lecker,  
sind wat för de aule Schlecker.  
Knöselszopp met Erpel dronger,  
eet mer sujar ohne Honger.*

*Küt dor Wenkter ahnjeschlieke,  
hölpe uns de Buhne rieke,  
denn et Enjemakte ut dem Keller,  
lit reit lecker op dem Teller.*

*Gläser, enjekokt voll Buhne,  
dort die völle Arbet luhne,  
äwer jarnit te verjete,  
Buhne ut de Tonn te etc.*

*Dann sind die jedruchte Buhne,  
kenesfalls om Dösch te schune,  
denn och die sind besongesch wichtig,  
jad för manche Molltiet richtig.*

*Buhneschlot, ech meut dem hüre,  
de sech nit drahn könnt traktiere.  
Kottöm, so Gemüs te fenge,  
soll su rasch wahl nitt jelinge.*

*Jean Frohnhoff (aus dem Nachlaß)*

## De Hippebock!

Minn Oma in Hüssel hatt e ne Hippebock. An dr Huswank heng e Schild:

**Landwirtschaftskammer Rheinland – Angehörter Ziegenbock.**

Jedes Jahr bekom minn Oma ne neue Hippebock, damet et bee de Hippe kenn Inzucht gov. Minn Oma nannte alle Hippeböck Hennes. Die Hippeböck woren statze Diere, bloß se rooke e biske streng. Jedes Jahr im Hervst koume de Lütt mit de Hippe tom Bock. De Lütt koume ut Hüssel, Eggischt on Lengtörp. De Hippe waggelte mem Stetzke, un de Hennes rook de Hippe schun von widdem. De Hennes freute sech över de Besök un dot sen Pflucht.

An enem Dag im Summer, in de grute Ferien, looch ich met minnem Fründ op dr Wies. En dr Nöh wor de Hennes am Tüdderpol fastjemat. Minne Fründ sachte, bee us tuhus is dr neue Johannisbeerwing fast utgegere, ich hol jet

davon, de Wing is lecker süt. Mer twee hant wat von dem Wing getrunke, dann kume mer op de Gedanke: Mer geve dem Hennes och jet von demm Wing. Ech hann e Stöck Brout gehollt. Dat hammer en kleene Stökskes gebrooke, en de Wing gezoppt un dann demm Hennes gegeve. Demm hatt dat jeschmeckt. Blus: met eenem Schlach wot de Hennes doll. He machte grute Spröng, rannt em Krees heröm, bis dat de Tüdderpol ut de Ed kum. Met demm Tüdderpol un dr lange Kett rannt de Hippebock in dr Jade töschen de Stakebuhne. Bis mir twee de Hippebock gefange hadde un wedder am Tüdderpol op de Wies, verging en Tied. De Jade soh donoh doll ut. Mer hant de Buhnestake sojut et

ging jradgestellt, un dann semmer tom Middagete jejange. Wie ech met minn Mooder beem Ete sot, koum minn Oma rinn. Se wor janz oppgereecht un sät: „Ech wees nitt, wat do wor, de Hennes lecht ob de Wies un schlöpt, dat det de sös nie öm die Tied, un en de Stakebuhne wor e Dier, de ganze Buhnestake stont schiep un et es alles voll Spore.“

Nach vielen Jahren habe ich meiner Oma den damaligen Streich gebeichtet. Ihr Kommentar war: „Dat hat ech doch gedaacht, dat Du Saujong da wat met tudonn hats.“

Aus der Erinnerung von  
Edi Tinschus

# Geschichte der Müllerei

Die Geschichte der Müllerei läßt sich viele Jahrtausende zurückverfolgen. Die Urmenschen hatten keine Mahlwerkzeuge notwendig, weil sie mit ihren starken Zähnen die Getreidekörner zerkauten. Später wurden die Körner auf ebener Erde zerrieben und dann mit Wasser zu einem Brei angerührt.

Die ersten Handmühlen bestanden aus einer rohen Platte, auf welche das Getreide handweise gestreut wurde. Mit einem Reibstein wurden die Körner durch Drücken zermahlen. Alle alten Kulturvölker um 4000 v. Chr. benutzten diese Reibplatte zur Vermahlung.

Die nächste Stufe war eine ausgehöhlte Platte (Reibpfanne), worin die Körner kamen, um sie zu zerstoßen (Mörser). Später wurde in die Reibpfanne ein passender Reibstein gelegt, der mittels eines Handgriffes gedreht wurde (Handmühle).

Große Fortschritte machte die Vermahlung bei den Römern. Zunächst wurde die Menschenkraft durch Tierkraft abgelöst. Dann folgte die Wasserkraft. Sie wurde ursprünglich benutzt in Schiffsmühlen, bei denen die Strömung des Flusses der Antrieb war. Bei den Römern wurde auch zuerst das selbständige Müllergewerbe ausgebaut. Durch die Römer wurden die Wassermühlen

von Rhein und Mosel nach allen deutschen Gebieten verbreitet. Die Leistungen der Mühlen mit Wasserantrieb betragen 1 - 5 t je nach Gefälle. Es wurden unterschlächtige oder overschlächtige Wasserräder verwendet.

Nach der Wasserkraft wurde die Windkraft ausgenutzt. Die Windmühle soll eine deutsche Erfindung sein.

Die Bockwindmühle ist eine Mühle, bei der das ganze Gebäude dem Wind zugedreht werden kann. Die Turmwindmühle hat einen drehbaren Kopf. Eine solche Mühle ist heute noch in Donsbrüggen bei Kleve - betriebsfähig - im Mühlenmuseum zu besichtigen.



# *fleer*mann

Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 11-15 · Tel. 932 10 · Fax 9321 14

***Technik für Park & Garten***  
***Reinigungstechnik***  
***Gartenbedarf · Gartenmöbel***

gegründet am 2. 11. 1910

Im 18. Jahrhundert wurde in England die Dampfkraft erfunden und im 19. Jahrhundert die Elektrizitätskraft. Das Müllerhandwerk konnte mit diesen Erfindungen große Fortschritte machen. Es entstanden Großmühlen, man darf sagen Mehlfabriken. Diese Großmühlen wurden gebaut an Rhein und Ruhr. Bis zum Zweiten Weltkrieg mußten noch 50% Brot- und Futtergetreide importiert werden. Heute können wir durch gute Getreidezüchtung, Düngung und Verarbeitung den dreifachen Ernteertrag erzielen.

Vor 2000 Jahren hat man schon in Ägypten die Weizensorte „DINKEL“ angebaut. Diese Weizensorte kannte man bis vor einigen Jahren hier nicht. Auf gutem Boden gedeiht der Dinkelweizen auch bei uns, er läßt sich gut mit dem Mähdrescher ernten. Das Korn ist sehr hart durch den harten Spelz, der es umgibt. Dieser Spelz muß durch eine Schälmaschine entfernt werden. Dinkelweizen hat einen hohen Eiweißgehalt.

Um die Jahrhundertwende mußten die Menschen noch hart arbeiten, bis zu 12 Stunden am Tag. Zu dieser Zeit wurden pro Kopf im Jahr 250 kg Brot verzehrt, heute verzehrt man nur noch 81 kg. Unser Volksnahrungsmittel BROT wird aber auch in nächster Zeit noch bestehen.

Unsere Dickelsbachmühle in Lintorf wurde bereits im 12. Jahrhundert erwähnt, und hier wurde bis 1975 fleißig gemahlen.

In der kulturhistorischen Betrachtung des Müllerberufes und der Mühlen hat ein Bibelspruch große Bedeutung, mit dem ich meine Geschichte der Müllerei beenden möchte:

„Du sollst nicht zu Pfande nehmen den untersten und den obersten Mühlstein, denn damit hättest du das Leben zu Pfand genommen.“

(5. Mose 24.6)

Heinz Fleermann



Unsere Bilder zeigen, wie früher ein Mühlstein von Zeit zu Zeit geschärft werden mußte. Der obere Mühlstein wird am Galgenbaum befestigt.



Mit Hilfe der Mechanik heben Heinz Fleermann und Müller Franz Krause den oberen Mühlstein an und schwenken ihn zur Seite



Müller Franz Krause beim Schärpen des unteren Mühlsteins

# 40 Jahre Reitercorps Lintorf 1956 e.V.

Mit einem Jubiläumsempfang im Evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg beging das Reitercorps Lintorf am Sonntag, dem 14. Januar 1996, den 40. Jahrestag seines Bestehens. Unter den vielen Gästen konnte der Vorsitzende Horst Schloßmacher auch

ren. Einer der Höhepunkte war sicherlich das Abend-Show-Programm am 18. Mai 1996 mit 37 Pferden und 75 Mitwirkenden. Die Festrede beim Jubiläumsempfang im Gemeindezentrum am Bleibergweg hielt der Mitbegründer und Ehrenvorsitzende

entschließen, bis dann Hans Derichs, Sohn des langjährigen RC-Protectors Johann Derichs, einige Reiterbegeisterte, die man für die gemeinsame Idee zu gewinnen hoffte, und meine Wenigkeit ins Hotel „Zur Post“, besser bekannt als Gaststätte Plönes, einluden.

Der Wirt Karl Plönes wußte nicht so recht, wo er die hippologischen Anwärter plazieren sollte, da sein Lokal am besagten 1. Januar 1956 brechend voll war, so schickte er die Männer ganz einfach in seine Küche. An diesem Ort wurde also am Neujahrmorgen 1956 das Reitercorps Lintorf von den Herren Hans Derichs, Hans Joch, Ludwig Harte, Josef Jostkleigrewe, Albert Engels, Werner Raffael, Otto Jansen, Gerhard Schulmeister, Franz-Josef Uphoff, Harald Georgi sen., Fritz Müller und mir ins Leben gerufen. Von der eigentlichen Gründungsversammlung, die dann später nicht mehr in der Küche stattfand, gibt es leider kein Protokoll, weil eben niemand für so etwas zuständig war. Überhaupt war man noch gar nicht so formell, und das junge Corps gab sich mit einem kleinen Vorstand zufrieden.

Ich wurde zum Rittmeister gewählt, Hans Derichs wurde Adjutant, heute würden wir vielleicht 2. Vorsitzender sagen, und Otto Jansen wählten die Reiter zum Schriftführer und Kassierer. Die Ziele, die sich die 12 Akteure gesetzt hatten, waren das kameradschaftliche Für- und Miteinander, das Auftreten im Schützenzug, und zwar möglichst in eigener Uniform, sowie der Erwerb einer eigenen Standarte. Das letztere ging als erstes über die Bühne. Frau Laufs von der Duisburger Straße bestickte eine Standarte, für die die Reiter für damalige Verhältnisse tief in die Tasche hätten greifen müssen. Stolz führte ich als Rittmeister mein Corps im ersten Schützenzug an, stolz waren auch alle Reiter und – wie man hören konnte – begeistert waren alle Lintorfer, die in Fünferreihen den Straßenrand säumten. Das Reitercorps hatte eine Lücke gefüllt, die Schützenzüge waren noch attraktiver geworden.



Das neue, im Mai 1996 fertiggestellte Reitercasino

Bürgermeister Wolfgang Diedrich und Stadtdirektor Reinhard Fischer begrüßen, die den Mitgliedern des Corps nicht nur Glückwünsche, sondern auch eine höchst erfreuliche Nachricht überbrachten: Das städtische Gelände, auf dem das Reitercorps Lintorf seit Jahren großartige und vielbeachtete Turniere veranstaltet, kann auf weitere fünf Jahre gepachtet werden. Dadurch wurde es erst möglich, ein neues, mobiles Reitercasino als Ersatz für das im Frühjahr 1995 abgebrannte alte Casino zu errichten. Pünktlich zum Jubiläumsturnier vom 16. bis 19. Mai 1996 hatten es die vielen ehrenamtlichen Helfer geschafft: Am Sonntag, dem 12. Mai 1996, konnte das neue Domizil der Reiter mit einem Frühschoppen, zu dem viele Gäste erschienen waren, feierlich eingeweiht werden. Beim prächtig gelungenen Jubiläumsturnier konnte man sich wieder einmal wundern, wie eine verhältnismäßig kleine Formation (27 aktive und 11 passive Mitglieder) es Jahr für Jahr fertigbringt, eine solche Großveranstaltung zu organisie-

des Corps, **Werner „Mecki“ Harte**. Er ließ noch einmal 40 Jahre Vereinsgeschichte Revue passieren und gab damit Anlaß zu vielen Erinnerungen und Geschichten von „damals“.

Wir geben seine Rede im Wortlaut wieder:

Rektor Emil Harte rief 1948 die männliche Bevölkerung unserer Gemeinde auf, die traditionsreiche Schützenbruderschaft von 1464 neu ins Leben zu rufen und fortzuführen. Die Bestrebungen waren, da weiterzumachen, wo man Anfang der 30er Jahre hatte aufhören müssen. Natürlich gab es in diesen Nachkriegsjahren nicht die Formationen, die wir heute kennen, weil sich so etwas eben nicht von heute auf morgen organisieren ließ.

So gab es im ersten Schützenzug 1948 zwar eine berittene Truppe, doch dachte noch niemand an ein Reitercorps. Gekleidet in weiße Hemden und schwarze, möglichst lange Hosen, konnte der am Umzug teilnehmen, der eben Freude daran hatte. Bis Ende 1955 konnte sich niemand zu einem festen Zusammenschluß

Wenn das Gründungsjahr nunmehr 40 Jahre hinter uns liegt, so waren die Gründer doch schon damals allesamt gestandene Männer, also keine Halbwüchsigen, die sich mal eben so auf ein Pferd schwingen konnten. Es waren zwar Kavalleristen dabei, es war ein Holzfuhmann dabei, der von morgens bis abends mit Pferden umging, es war ein Bauernsohn dabei. Wer aber außer den Kavalleristen konnte schon reiten? Von Hans Joch kann man erfahren, daß man sich ein oder zwei Pferde lieh und an der Rehhecke, neben der damaligen Mülldeponie, da, wo heute die Maschinenfabrik Zimmer ist, einem Ort also, wo man weit ab der Öffentlichkeit war, das Auf- und Absteigen auf und von einem Pferd übte.

Es soll Mitglieder gegeben haben, die recht schnell begriffen, wie, wo und von welcher Seite man ein solch hohes Tier erklimmt. Wenn heute so manches Reitpferd im Besitz von RC-Mitgliedern ist, so war ein ausgesprochenes Reitpferd zur Gründerzeit eine Rarität. Die Derichs und Jostkleigrewes hatten zwar Arbeitspferde, reiten wollten aber zwölf Männer. Und diese zwölf Männer benötigten auch einen Sattel und eine Trense. Es war also eine Frage der Schnelligkeit, wer von wo seine Reitutensilien erhielt. Wer ganz schnell war, dem konnten die Bauern helfen, wer nicht zügig reagierte, der mußte bei den umliegenden Reitställen nachfragen. Die ersten professionellen Reitställe in unserer Gegend, Jean Holzzapfel in Ratingen, Tankred Rudloff in Angermund und später die Ställe Krümmel und Pläge, waren oftmals Retter in der Not. Es sollen so phantastische Pferde im Kader gewesen sein, die sogar über geschlossene Bahnschranken sprangen, nur um nach Hause zu kommen. Möglicherweise spürte erst jetzt manches Tier, daß es zum Reitpferd geboren war.

Nicht nur Pferde brauchen eine Tränke, auch RCL-Mitglieder. Das Vereinslokal Holtschneider, Inhaberin Maria Becker, war bis 1964 Schauplatz vieler Versammlungen und Sitzungen. Nicht selten kühlte man die heißen Köpfe im nahegelegenen Mühlteich ab. 1964

wechselten die Reiter das Vereinslokal, man hatte sich auf das Haus Anna geeinigt. 1975 wurde der „Bürgershof“ unser Vereinslokal.

1977 beschlossen wir, ein eigenes Clubhaus auf dem uns zur Verfügung gestellten Turniergelände zu errichten. Im Laufe der nächsten Monate wuchs und gedieh unser Clubhaus in mühe- und liebevoller Kleinarbeit.

Im April 1978, nach einem gemeinsamen Ausritt, wurde unser Casino eingeweiht. Im Laufe der Jahre vergrößerten wir das Gebäude ständig. In diesem prächtigen Werk, auf das wir alle stolz waren, fanden bis zum 8. April 1995 interne Versammlungen, Vereinsfeiern, Geburtstage, Hochzeiten sowie Bruderschaftsversammlungen und Empfänge statt. Doch im Frühjahr letzten Jahres wurde unser schönes Casino ein Opfer der Flammen. Gerne würden wir ein neues Vereinsheim erstellen, welches nicht nur für die Durchführung unserer Turniere dringend benötigt wird, doch sind wir in dieser Frage auf unsere Stadtväter angewiesen, die wir an dieser Stelle nochmals herzlich bitten möchten, unserem Anliegen wohlwollend gegenüberzustehen.

Während sich das Reitercorps 1957 noch von der Gründung erholte, wollte man 1958 schon einmal etwas darbieten. In der fast 500jährigen Geschichte der Bruderschaft wurde am 15. August 1958 erstmals ein Ring-

stechen durchgeführt, um den Reiterkönig zu ermitteln. Viele Teilnehmer schienen für die erste Königswürde favorisiert, doch nur Albert Engels errang drei von sechs Ringen und wurde somit der erste Reiterkönig. Zweiter wurde Hans Derichs, der im Jahr darauf Albert Engels als König ablöste. Den ersten Wanderpokal des Protectors Johann Derichs gewann die Mannschaft des Reitercorps der Schützengilde Ratingen.

Das erste Ringstechen mit nachfolgendem Jagdspringen fand auf einem Feld am Thunesweg, dem heutigen Schützenplatz, statt. Der neue Reiterkönig wurde ermittelt, der Pokal unter vier Reitercorps ausgestochen, danach gab es ein Jagdspringen, welches das Reitercorps filmisch festgehalten hat. 20 Teilnehmer am Springen verlangten von Lintorfs Reitern eine ungekannte Organisation, es sollten unsere Lehrjahre werden.

Interessant, daß man jeden, der an den Start ging, ganz einfach kannte, und wenn derjenige dann ohne Pferd über die Hürden ging, dann hatte man im Dorf ein Thekengespräch.

Auch das Richterkollegium der damaligen Turniere bestand aus namhaften Lintorfer Bürgern, wie z.B. Frau Liesel Arnold, Karl Holt-schneider, Hermann Kockerscheidt, Johann Derichs u.a.

Die ersten Herbstjagden, damals nannte man sie Hubertusritte,



Das Reitercorps ist im Hof des Vereinslokals Holtschneider angetreten. Rechts Rittmeister Werner Harte. Die Aufnahme entstand Ende der 50er Jahre

fanden bereits 1958 statt und zwar in den Spee'schen Wäldern rund um den Stinkesberg. Erst in den 60er Jahren wurden die Fuchsjagden in die Duisburger Wälder verlegt, wo die Großzügigkeit des Geländes erst ein regelrechtes Fuchsjagen ermöglichte. Die großen Herbstausritte, an denen stets viele Gäste teilnahmen, fanden seit 1974 statt. Diese Tradition haben wir nach einer längeren Pause in den letzten beiden Jahren wieder aufleben lassen.

Von unserem Turnierplatz am Thunesweg mußten wir auf den alten Sportplatz am Sonnenschein ausweichen. Da sich unsere Turniere aber derartig entwickelten, kamen wir recht bald auf das Gelände der ehemaligen Firma Paas & Co. – ein Idealtourierplatz; aber auch von hier aus mußten wir auf das Hintergelände ausweichen, mit dem wir aber seit Jahren sehr zufrieden sind. Ob wir weiterhin auf die „Flucht“ geschickt werden, das entscheiden unsere Stadtväter in Ratingen.

Die Höhepunkte bleiben jeweils unsere Turniere. Die Teilnehmerzahlen stiegen stetig. Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich mit den Jahren eine renommierte, über die Grenzen Ratingens hinaus anerkannte und beliebte Großveranstaltung mit z.T. über 2.000 Starts an nunmehr schon vier Veranstaltungstagen. Unter uns Mitgliedern wird nicht selten – manchmal auch mit einer kleinen Spur Stolz – von uns als



Das Reitercorps Lintorf am 13. Januar 1989. Knieend (von links): G. Krummel, D. Schornstein, H. Georgi, D. Wesselt. 2. Reihe (von links): A. Bruglemans, L. Harte, R. Krein, König 1988/89 M. Lentzen, Vorsitzender H. Schloßmacher, G. Flocken, G. Dunkelberg. 3. Reihe (von links): F. Nuthmann, F. Schnitzer, H. Derichs, G. Vogel, F. Johannig, Ehrenvorsitzender W. Harte, H. Joch, J. Fleermann, L. Lange, 4. Reihe (von links): J. Schultz, W. Uferkamp, J. Rumpf, O. Brundieck, J. Rost, G. Schulmeister

Interessengemeinschaft Turnierorganisation und Turnierendurchführung gesprochen. Der Reitsport ist jedoch ein Volkssport geworden, was bedeutet, daß das Persönliche, das der Reiter beim kleinen ländlichen Turnier erlebte, dem Massenandrang zum Opfer fallen mußte. Erstaunlich ist für uns, daß trotz dieses Organisationsaufwands unsere Turniere immer noch – wie auch von anderen neidvoll bestätigt – ohne Hektik, ja sogar ein bißchen familiär sind.

Nun aber wieder zu einigen Personalien:

In den 40 Jahren seines Bestehens wurde das Reitercorps von folgenden Vorsitzenden geführt:

Ich selbst war Rittmeister von

1956 – 1981, mein Nachfolger wurde Volker von Schindling-Horney. Diesen löste Willi Uferkamp ab, der den Vorsitz 1984 an Horst Bruno Schloßmacher übergab. Horst Schloßmacher steht seitdem an der Spitze des RCL.

Schützenkönige kamen fünfmal aus unseren Reihen:

1969 Armin Schnitzer

1983 Friedhelm Johannig

Im Jubiläumsjahr 1988

Mario Lentzen

1989 Gerhard Dunkelberg

1990 Horst Bruno Schloßmacher

Außer mir gibt es noch drei aktive Gründungsmitglieder in unserem Verein: Hans Joch, Ludwig Harte und Gerd Schulmeister. Sie wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt.



Wir geben Ihrem Gesicht  
die richtige Ausstrahlung!

Rolf  
Kögler



augenoptik

contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen  
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

# Lengtörper Kall

Wenn de Bädder et Meddachs lüdde hüre, dann hüre se och de Omesglock.

*Wenn die Betten am Mittag noch nicht gemacht sind, dann liegen sie auch am Abend noch offen.*

Wenn Chris is gebore, hand de Rübe on de Muhre doh Geschmack verlore.

*Wenn Weihnachten naht, dann haben Rüben und Möhren den Geschmack verloren.*

Simon on Jütt sett aff Sumerbogse on Strühhüt.

*Ab dem Namensfest von Simon und Judas (28. Oktober) wird keine Sommerkleidung mehr getragen.*

Watt mär spart för dor Monk, fritt de Katz oder der Honk.

*Was nicht aufgegessen wird, bekommt die Katze oder der Hund.*

Dat geht nit suh, als wenn mer ne Honk durch de Beek jeit.

*Es ist so unangenehm, als ob mein Hund durch eine Bachströmung gejagt wird.*

Kömmt mem Päd, on jeht te Fut fott.

Es kommt mit dem Pferd und geht zu Fuß fort, oder es kommt plötzlich und dauert längere Zeit bis zur Beseitigung.

Dat leid sech wie riep Jäsch.  
*Das legt sich wie reife Gerste.*

Och ne tame Honk kann mär su lang tagge, dat he bitt.

*Auch einen zahmen Hund kann man so lange zanken, daß er beißt.*

Halwe Meez spart de Kok de Keez.

*Ab Mitte März ist es bis ca. 18 Uhr hell, dann wird zum Kochen kein Licht mehr benötigt.*

Ab Sankt Anna-Dach fährt der Bur dor Berg e-raff.

*Ab dem Namenstag von Anna (26. Juli) werden die Tage wieder kürzer.*

Weh sieh Geld sehn will stuwe, de leit et ahn an de Ihme on Duwe.

*Wer sein Geld anlegt in Bienen und Tauben, der muß damit rechnen, daß die Tiere ausfliegen und nicht mehr zurückkommen.*

Sting, Küb on Ann, die supen ut ehn Kann.

*Christine (24. Juli), Jakob (25. Juli), und Anna (26. Juli) trinken zusammen auf ihren Namenstag.*

Es Simon on Jütt vorbei, es dor Weg för de Wengter frei.

*Nach Simon und Judas (28. Oktober) ist der Weg für den Winter frei.*

Ne hatte Fronk jöft ne klore Gronk.

*Mit einem gut ausgewrungenen Aufnehmer erhält man einen sauberen Boden.*

Dech steckt de Hawer.

*Du bist übermütig, nicht ausgeglichen.*

Däm mutzte mool de Mau strieke.

Mau = Arm einer Weste oder Jacke.

*Man muß einem über den Arm streichen, um etwas Besonderes zu erreichen.*

Je mie dat mer dor Kuhl blatt, je mie dat eh wäst.

*Je mehr man vom Kohl erntet, um so besser wächst er.*

Raurim on kault wüd nit ault.

*Reif und kalt wird nicht alt.*

Mönkes-mod = mundgerecht

Wellmütig = ausgelassen

dawer-wattig = leicht schwankender Gang, kein Halt.

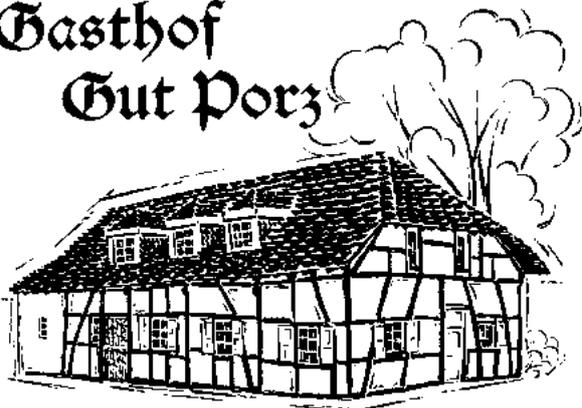
de dawert = der spricht langgezogen

lidd en de Pöss = es liegt in der Art des Hauses oder Familie

Pöss = Türrahmen

Sprinklentes = immer in Bewegung, leichtfüßig

## Gasthof Gut Porz



### Unsere Öffnungszeiten:

Mo.-Sa. 17.00 – 1.00 Uhr

Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen sind wir ab 11.00 Uhr durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10  
Telefon 02102/934080

Zollwer = schlechter, schmutziger, nasser Weg, schlechtes Wetter  
 Schrömpellich = faltiges Gesicht oder schlechtes Obst  
 Heische = Handschuhe  
 Schnufftabak = Schnupftabak  
 Do es dor Schüt dren = Pflanzen sind durchgewachsen  
 Kaschtei = Kastanie  
 et Leder schwade = viel erzählen oder reden  
 jeefschnäppig = gerne etwas geben, großzügig  
 Fiesbüdel = empfindlich, peinlich sauber  
 Plack-salwere = mit Salbe einreiben, leichten Verband anlegen  
 Dörpel = Steinstufen, Hauseingang  
 Seeh = Sieb  
 Brutkröck = Halfter für Brotmesser  
 Schleke-voll = bis zum Rand gefüllt  
 Bloos = Papiertüte  
 Broom = Ginster  
 Löth = tragbare Lampe  
 klarwe = Butterbrote sehr gut bestreichen  
 Lüüschhönner = Wasserhühner  
 Schoot = Schublade

Mang = Korb (Kartoffelkorb)  
 Bratsch = niedriger, ovaler Kartoffelkorb  
 Schlutmang = Schließkorb  
 Uhsel = kleines Kind, kleines Obst  
 Kubbe = braune, flache Milchschüssel aus Ton  
 Bottermiel = hölzerne Schüssel zum Butterkneten  
 gefretelt = fest zusammengedreht  
 Pattühm = Taufpate  
 Schloot = Salat  
 Führspöhn = Streichhölzer  
 Gresstroch = Kohlenkasten  
 Poschführ = Osterfeuer  
 Koschäppel = Stachelbeeren  
 Stellmus schlete = Stielmus entblättern  
 Saffläpkes = Hemdmanschetten, zu lange Hemdärmel  
 in de Hahnhölte hange = so hoch hängen wie die oberste Stange im Hühnerstall, auf der der Hahn sitzt  
 Uhze = Reste  
 op de Plänk sette = auf den Rand eines Schrankes oder einer Ablage setzen  
 dat brug mär nit mieh op te sölle-re = Es lohnt sich nicht mehr, einen Gegenstand auf dem Speicher zu lagern

Küwe = kleine Zinkwanne oder kleine Holzwanne  
 Schöttelplack = Spültuch  
 Zoppemetz = Küchenmesser  
 Hoose = Strümpfe, Socken  
 Kromfrau = eine schwangere Frau, kurz vor der Niederkunft  
 Nüthes = zurückhaltend, wortkarg, stur  
 Knapschook = Knorpel beim Fleisch  
 auld-frängisch = altmodisch  
 dor Löph dropp = ständig unterwegs  
 Luspöngel = Blume mit Blattläusen  
 Hoddele = Lumpen  
 Siepe-naat = tiefend naß  
 Stoogieser = Stoecheisen beim Kohlenofen  
 lüdde = läuten  
 hülle = weinen  
 luude = laut rufen  
 Schök = Hufe von Schafen, Ziegen, Kühen  
 Krutt-hieb = Handsichel zum Grasschneiden  
 kruude = Gemüsereste im Garten ausziehen

Christine Herdt

## Et Zoppemetz

Et Zoppemetz, dat mot mer han,  
 weil mer söß kenn Erpel schälle kann.  
 Mer bruckt et och för Äppel, Jemüs on Muhre,  
 hätt mer et nit, es mer to beduhre.  
 Dann fängt mer an te sü-eke en alle Ecke,  
 aver mer kan dat Deng nit entdecke.  
 Ech wed schon kribbelich, wo es dat Metz jeblieve?  
 Wo kann sech su e kleen Deng erömdrieve?  
 Leht et em Jade be-i de Porrestange?  
 Ech ben jo för en Stond en der Jade jejange.  
 Oder leht et butte never em Blumepott?  
 Et wüht immer doller, et Metz es fott.  
 Watt soll ech mer make? Du lieber Jott,  
 ech mott doch noch Äppel schälle för Appelkompott.  
 Om twelf kömmt minne Mann on well etc,  
 o Jodderjott, wat soll dat wede.  
 Ech han eves e Stöck Kood dorchjeschniede,  
 am Eng es et Zoppemetz liejejeblieve?

Ech wollt vom Speck afschniede de Schwaat,  
 aver do jing et Telefon jrad.  
 Jan ech en der Ihl et Zoppemetz verleiht?  
 Wo es et mähr? Wenn mech dat doch eene seit.  
 Oder hätt et minne Mann? De kohm betiede  
 on wollt för der Meddag ne Kappes affschniede.  
 Oder hätt minne Enkel, de Timm, et Metz stibitzt  
 on sech ne Flitzebohre jeschnitzt?  
 Dann han ech töm hellije Antonius jebett:  
 „Lieve Mann, nu sieht su nett,  
 sorch, dat ech et Zoppemetz widderfeng,  
 et es doch mähr su kleen Deng.“  
 Aver de hellije Mann hätt och nit jeholpe.  
 Da ben ech flott en et Dörp jeloupe  
 on han bem Buddeberch e nöh joholt.  
 Et Zoppemetz es för en Frau wie Jold!  
 Als ech trück ko-em, watt nözt all et Jejämmer,  
 do lo-eg et Metz never de Erpelschale em Afffallsemmer.

Maria Molitor

Zoppemetz = Küchenmesser

Kood = Kordel

Ihl = Eile

seit = sagt

# „Ein Prosit der Gemütlichkeit...“

## Ratinger Gaststätten und Ausflugslokale um 1900

Schlägt man im heutigen Ratinger Branchentelefonbuch unter dem Stichwort „Gaststätten“ nach, so findet man eine lange Liste von über 140 Lokalen, angefangen bei der einfachen Imbißbude bis zum Feinschmeckerlokal, vom italienischen bis zum chinesischen Restaurant, von der Kneipe an der Ecke bis zum Ausflugslokal und

Café. Ratingens Gastronomie ist heute vielfältig und bietet für jeden Geschmack etwas.

Von solch einem reichhaltigen Angebot konnten die Menschen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Ratingen nur träumen. In der damaligen Stadt (noch ohne die Bürgermeisterei

Eckamp und die Gemeinden Lintorf und Breitscheid) gab es um 1860 gerade einmal 26 Betriebe, die alkoholische Getränke ausschenken und verkaufen durften; vierzig Jahre später, 1903, waren es 50 Betriebe. In der Mitte des 19. Jahrhunderts war die überwiegende Mehrheit dieser Gaststätten Schankwirtschaften, d. h. Wirtschaften, die zwar Getränke ausschenken durften, aber keine oder nur eine sehr einfache Speisekarte hatten. Speisegaststätten oder Restaurants, wie wir sie heute kennen, waren äußerst selten und großer Luxus. Um 1900 hatte sich dies bereits geändert: Es gab mittlerweile 21 Gast- und Schankwirtschaften, 14 Gastwirtschaften, 1 reine Schankwirtschaft und 14 Kleinhandlungen und Trinkhallen.<sup>1)</sup> Im Gegensatz zur reinen Schankwirtschaft, in der nur getrunken, aber nicht gegessen wurde, gab es in den Gast- und Schankwirtschaften auch eine Speisekarte, während man eine Gastwirtschaft vielleicht am ehesten mit einem Restaurant vergleichen kann, in das man nur zum guten Essen einkehrte. Kleinhandlungen und Trinkhallen hingegen durften zwar Getränke verkaufen, diese durfte man allerdings nicht im Geschäft zu sich nehmen, sondern sie waren ausschließlich für den Hausgebrauch bestimmt. Wie verteilten sich nun diese Gaststätten in der Stadt? Die meisten befanden sich natürlich in der Stadtmitte bzw. im Umkreis davon. Allein auf die Oberstraße, die auch damals schon Haupteinkaufsstraße gewesen ist, entfielen 13 Lokale (4 Gast- und Schankwirtschaften, 2 Gastwirtschaften, 1 Ausschank von Liqueuren, 5 Kleinhandlungen und 1 Trinkhalle). Rechnet man noch die Hochstraße als Verlängerung der Oberstraße hinzu, so befanden sich allein dort insgesamt 17 Betriebe - das ist ein Drittel aller Gaststätten. Außerhalb des innerstädtischen Bereichs lagen 10 Gaststätten, davon eine

### Wie et frö her wor

*E Klö mke, dat krä ge mir dann on wann,  
doch Pannas hadde mir oft en de Pann,  
on Kuhlmus om Dö sch dorchenander gekockt,  
do hä tt us de Motter jä n met gelockt.*

*Als ech noch lang nitt su jruet wor wie hü tt,  
do schmiete mir nitt suvö ll Brocke op Sitt,  
do hielt ons e Sofa e Lewe lang ut,  
mir klö ppten ons bestemmt noch vö r en Botteram met Krut.*

*Fleysch kannten mir wenig, doch Fett em Gemü es,  
on selvergebackene Weck, de nitt gries,  
do schmeckten de Botteramme och guet ohne Wu-esch,  
klor Water, dat dronke mir vö r der Du-esch.*

*Do wor kenne Chlor drenn, dat kom ut dem Pö tt,  
de stung kott am Hus, en son kumesche Hö tt,  
wor avgeschlote, had ne Schwengel on en Kett,  
dat hü tt te hann, Jong, dat wö r dech doch jett!*

*Met Blotsche, do ginge mir en de Schul,  
mir wore wohl ä rmlech, doch secher nitt fuhl.  
Strö mp on Boxe, die wore gefleckt,  
on Pä dskö ttel hammer op de Strot gesö ckt.*

*Dat wor schü en vö r der Gade on gut,  
do hadde mir Blage noch kenn jruete Schnut,  
on hadde mir namedeis de Schollarbet prat,  
most mer em Gade noch hö lpe, dat wor dech dann wat.*

*Ne Gade hat jieder, on de wor nitt klein,  
do trocke mir all ons Gemü es beieneyn.  
E Fü erke met Erpelsstrü h mackten ons Freud,  
nie hä tt ons dodrü wer ö mmes jett geseit.*

*Henger em Hus, em Stall, do wore Kaning,  
on wekelang em Summer Sonnesching.  
Do jov et ke Fernsehn oder elektrische Lamp,  
met bellige Kohle jov et vö ll Damp.*

*Mir hant ons och manchmol geklö ppt on getackt,  
mir sind guet gewaasse on hant ons jemackt,  
stond hü tt noch em Lewe, on dat pieljradop,  
jonnt emmer met de Ziet on hannt ken Fluse em Kopp.*

Jean Oberbanscheidt

<sup>1)</sup> Die Zahlen entnommen aus: Stadtarchiv Ratingen 1-346

(Gast- und Schankwirtschaft von Franz Oberwinster) im 1903 noch zu Ratingen gehörenden Tiefenbroich.

Die für Ratingen beobachtete Zunahme an Gaststätten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts kann auch für die Gemeinden rings um Ratingen bestätigt werden: Ekkamp hatte um 1860 eine Gaststätte (1903 ebenfalls eine), Homberg zwei (1903 acht), Eggerscheidt ebenfalls zwei (1903 sechs), Hösel drei (1903 acht) und Lintorf vier (1903 zehn). Innerhalb von 40 Jahren hat sich der Bestand an Gaststätten stark erhöht, in einigen Gemeinden sogar verdrei- und vervierfacht.<sup>2)</sup>

Die Gründe für diese starke Zunahme waren von Gemeinde zu Gemeinde sehr unterschiedlich, auch der Charakter der Gaststätten wich von Ort zu Ort voneinander ab. Während man den Anstieg in Ratingen mit der im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in der Stadt einsetzenden Industrialisierung und der damit verbundenen Bevölkerungszunahme erklären kann,<sup>3)</sup> liegen die Verhältnisse in den doch ländlich geprägten Gemeinden Lintorf, Hösel, Eggerscheidt und Homberg etwas anders. Die bescheidene Industrialisierung in diesen Orten konnte kaum der Grund für solch zahlreiche Neugründungen gewesen sein. Jedoch brachte die Industrialisierung und die damit verbundene Verstädterung ein ganz neues Phänomen hervor,

das mit dem Begriff „Freizeit“ gut zu beschreiben ist. Freizeit war die Zeit, in der nicht in der Fabrik, im Büro oder im Geschäft gearbeitet wurde, und die von der Arbeitszeit ganz klar geschieden wurde. Während sich in der vorindustriellen Welt Arbeits- und Nichtarbeitszeit überlappten und durchdrangen und abhängig waren von Tages- und Jahreszeiten, vom Wetter oder Feld- und Erntearbeiten, wird der Zeitablauf in der industriell bestimmten Stadtwelt mehr und mehr von der Uhr bestimmt, d. h. künstlich geregelt. Die dadurch entstehende freie Zeit, die - im Gegensatz zu heute - immer noch sehr knapp bemessen war, nutzten die Menschen dazu, dem eintönigen, langweiligen, schmutzigen, lauten und dunklen Leben in den Fabrikhallen zu entfliehen. In ihnen entstand ein „Bedürfnis nach dem ‘Anderen’ der Arbeits- und Alltagswelt“, ein Bedürfnis nach „Freiheit von den Normalzwängen, (...) nach dem Unmittelbaren, Einfachen und Elementaren, Abenteuerlichen oder Fremden“.<sup>4)</sup> Das Nächstliegende, um dieses Bedürfnis zu erfüllen, waren die Grünanlagen und Wälder außerhalb der Städte. So fuhr man an den Sonntagen mit der Bahn gerne aus der Stadt hinaus und spazierte durchs Grüne. Dem Wunsch nach einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen kamen zahlreiche Ausflugslokale entgegen. Zu solchen Ausflugslokalen gehörten auch die Gaststätten in

Hösel, Lintorf, Eggerscheidt und Homberg, deren weiter oben beschriebener starker zahlenmäßiger Anstieg damit zu erklären ist. Die nach dem Bau der Eisenbahnlinien Düsseldorf-Essen (1872) und Ratingen-West-Wülfrath (Angertal- oder Kalkbahn, 1903) an den Personenverkehr relativ gut angeschlossenen Gemeinden boten ideale Voraussetzungen für die - in der Mehrzahl - Düsseldorfer Bürger, ihren Sonntagsausflug dorthin zu unternehmen. Zahlreiche Postkarten von Ausflugslokalen, auf denen die Entfernungen zu den Bahnhöfen und häufig der Hinweis „Auf schattigen Waldwegen zu erreichen“ angegeben sind, zeugen von der touristischen Bedeutung dieser Orte.

Die so entstandenen Ausflugslokale waren nur teilweise absolute Neugründungen. In anderer Funktion waren sie auch schon vorher da und bewirteten ein ganz unterschiedliches Publikum. Am Krumpfenweg wurde beispielsweise in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts während der Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor (1742-1799) eine Barriestation eingerichtet, die die Kosten für den Ausbau der Straße vom Krumpfenweg nach Mülheim a. d. Ruhr wieder hereinholen sollte. Man kann davon ausgehen, daß bereits zu dieser Zeit eine kleine Wirtschaft für die das Barrieregeld zahlenden Fuhrleute eingerichtet wurde. Die Gastwirtschaft „Zur Eule“ lag früher gegenüber dem großen Kalkofen des Gutes Bruchhausen und diente den Fuhrleuten und Arbeitern als Wirtschaft. Daneben gehörte zur Eule auch ein eigener Kalkofen. Auch im Haus Kronenthal wurde Gastwirtschaft nur als Nebenerwerb betrieben; das Hauptgeschäft bildete die hinter dem Haus gelege-



Das Restaurant von Karl Strucksberg auf der Oberstraße in Ratingen ist sicher noch vielen in Erinnerung. Es wurde bei dem Bombenangriff vom 22. März 1945 total zerstört.

2) Die Zahlen wurden den Adreßbüchern entnommen.

3) Vgl. hierzu den Aufsatz von Anne Momm, Sozialgeschichte der Stadt Ratingen in der Kaiserzeit (1871-1914) in: Ratinger Forum, Heft 4, Ratingen 1995, S. 83-187.

4) Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1990. S. 166 ff



Die „Restauration zur Waldeslust“ stand am Bahnhof in Hösel und diente als Endhaltestelle der Kleinbahn Heiligenhaus - Hösel, die im Volksmund „Feuriger Elias“ oder „Puffer“ genannt wurde und von 1899 bis 1923 betrieben wurde

ne Sandgrube, woraus den Gießereien im Ruhrgebiet Form-, Kern- und Stahlsand geliefert wurde. So gab es im Stadtgebiet von Ratingen noch weitere Ausflugslokale, die ursprünglich aus anderen Gründen und für ein anderes Publikum die Gastwirtschaftskonzession erhalten hatten.

Aber die Wirtschaft bzw. Kneipe hatte - besonders in den Städten - noch andere Funktionen als die touristische. Kneipen waren der Ort, wo die - überwiegend männlichen - Arbeitnehmer ihre freie Zeit verbrachten, sei es beim Trinken und Reden, sei es beim Karten- oder Würfelspiel. Wirtshäuser boten aber auch den im



Das Restaurant von Josef Doerenkamp war sicherlich das bekannteste und auch größte Ausflugslokal in der Umgebung. Es stand ursprünglich auf der anderen Straßenseite (heute BP-Tankstelle), ehe es 1917 niederbrannte und verlegt wurde. Schon vor dem ersten Weltkrieg herrschte dort reger Ausflugsverkehr



Das Ausflugslokal „Eule“ profitierte besonders von dem Bau der Eisenbahn durch das Angertal 1903. Es diente vorher bereits den Fuhrleuten der Bruchhauser Kalksteinbrüche, die sich gegenüber der „Eule“ befanden, als Restauration

vergangenen Jahrhundert zahlreichen Vereinen ihre Räumlichkeiten für Versammlungen und Veranstaltungen an. Die verschiedenen Vereine erfreuten sich seinerzeit eines regen Zulaufs, und das sogenannte Vereinslokal hatte einen hohen Stellenwert. „Der Verein als der freie Zusammenschluß von Menschen zu unterschiedlichen und zumeist spezialisierten Zwecken, das wurde im 19. Jahrhundert das Lebenselement zuerst der bürgerlichen und dann auch der nicht-bürgerlichen, der bäuerlichen und proletarischen Welt.“<sup>5)</sup> Die Aktivitäten der Vereine waren breit gestreut: Unterhaltung, Geselligkeit, Freizeitbeschäftigung, Sport, Kultur, Tätigkeit fürs Gemeinwohl und andere öffentliche, kirchliche und berufliche Angelegenheiten. Für

all diese Vereine waren Gaststätten Ausgangspunkt ihrer Vereinsaktivitäten und daneben für die Wirte auch ein Stammpublikum, auf das sie ihren Betrieb aufbauen konnten.

Viele Wirtshäuser entstanden neben den neu gegründeten Fabriken. Auch in Ratingen ist dieser Typ Kneipe anzutreffen (z. B. Schooldermann in Eckamp für die Arbeiter der Rheinischen Spiegelglasfabrik). Viele Arbeiter verbrachten ihre Pausen und den Feierabend in den Wirtshäusern und vertranken ihren Lohn. In der frühen Industrialisierungsphase

5) Ebd. S. 168

war der Alkoholkonsum gerade der unteren Schichten sehr hoch. Er bedeutete die „Flucht aus der elenden Wirklichkeit“<sup>6)</sup>, doch in den Anfangsjahren der Industrialisierung wurde Alkohol vor allen Dingen als Nahrungsmittel angesehen, das viele Kalorien enthielt. Gerade Bier und Branntwein wurde viel getrunken, da keine anderen Getränke zur Verfügung standen. So lag der Konsum von Alkohol in Deutschland im Jahre 1850 bei 6,4 l reinem Alkohol pro Kopf, 1874 bei 10,5 l und 1913 bei 7 l. Das Problem des Alkoholismus wurde bereits früh erkannt, besonders von der evangelischen Kirche. In Lintorf wurde beispielsweise am 17. März 1851 von Richard Engelbert, Direktor der Duisburger Diakoniestalt, und Eduard Dietrich, Pfarrer der evangelischen Gemeinde Lintorf, das Männerasyl für entlassene Strafgefangene und für Trunksüchtige eröffnet. Andere sog. Trinkerheilanstalten folgten.<sup>7)</sup> Auch der Staat erkannte schnell, welchen großen Schaden der Konsum von Alkohol anrichten konnte, und versuchte durch zahlreiche Verordnungen das Problem in den Griff zu

bekommen. So wurden die für die Erteilung der Schankkonzession zuständigen Kreisausschüsse angewiesen, bei jedem neu gestellten Konzessionsantrag genau prüfen zu lassen, ob für den Betrieb der Gaststätte eine Notwendigkeit gegeben war. Wurde dies von dem Bürgermeister, in dessen Bezirk die Gaststätte ihren Sitz hatte, nicht bejaht, wurde in der Regel von der Konzessionerteilung abgesehen oder nur die Erlaubnis erteilt, alkoholfreie Getränke auszuschenken. Diese Ablehnung betraf nicht nur neu gegründete oder geplante Gaststätten, auch älteren und schon über Jahre und Jahrzehnte bestehenden Lokalen wurde häufig bei Besitzerwechsel die Konzession abgesprochen. Berücksichtigt man, daß im Jahre 1876 in Ratingen bei einer Einwohnerzahl von 5311 auf 106 Einwohner eine Gaststätte bzw. Verkaufsstelle von Alkohol kam, so sind die von der Obrigkeit ergriffenen Maßnahmen sicherlich verständlich. 1893 - also nur 17 Jahre später - hatten die Maßnahmen bereits Erfolg erzielt: Nun kam auf 204 Einwohner eine Gaststätte, obwohl die Einwohnerzahl

Ratingens um über 2000 auf 7367 gestiegen war.

Wenngleich heute das Verhältnis Einwohnerzahl/Anzahl der Gaststätten sich weiter verschlechtert hat (heute kommt auf ca. 625 Einwohner eine Gaststätte/Café-/Restaurant etc.), ist doch die Kneipe immer noch - besonders im Sommer der Biergarten - ein beliebter Ort der Freizeitgestaltung. Sicherlich ist die Bedeutung zurückgegangen, da es heute ein so vielfältiges Angebot für die Freizeitgestaltung gibt, daß eine Gaststätte oder ein Lokal häufig nur noch aufgesucht werden, um gut zu essen. Dies belegen auch die zahlreichen Restaurants, die ausländische Küche anbieten und von der Bevölkerung gut angenommen werden.

Joachim Schulz-Hönerlage

6) Ebd. S. 129

7) Die erste katholische Einrichtung dieser Art in unserer Gegend wurde 1901 in Essen-Heidhausen, das damals zu Werden an der Ruhr gehörte, vom Orden der Kamillianer, der sich der Krankenpflege verschrieben hat, gegründet. Die Fachklinik existiert auch heute noch.

---

# Vor 125 Jahren wurde die „Ratinger Zeitung“ gegründet

## Unerschöpfliche Fundgrube für die Ratinger Heimatforschung

Es war der Aufbruch in eine neue Zeit: Der deutsch-französische Krieg war siegreich beendet, im Spiegelsaal von Versailles war das Deutsche Reich proklamiert worden, und mit den als Kriegsreparationen ins Land fließenden Millionen brach eine vorher nie gekannte wirtschaftliche Blütezeit an. Es war die sich anbahnende „Gründerzeit“, als im Dezember 1871 die erste Probenummer der „Ratinger Zeitung“ erschien und von den Ratingern ganz offensichtlich begierig aufgenommen wurde. Während des Zweiten Weltkrieges, im Jahr 1941, mußte die Ratinger Zeitung ihr Erscheinen einstellen. Nachdem der von

der Militärregierung verhängte Lizenzierungszwang für das Zeitungswesen gefallen war, meldete sie sich 1949 wieder zu Wort, bis sie schließlich 1968 endgültig als eigenes Blatt verstummte. Fast ein Jahrhundert lang gehörte sie zu Ratingen wie die alte Kirche St. Peter und Paul, das Bürgerhaus und der Marktplatz, wie das Schützenfest und die kleinen und großen Ereignisse, Feste und Freuden in Familien und Vereinen. Für fast ein ganzes Jahrhundert Ratinger Geschichte und Zeitgeschehen ist sie heute eine der wichtigsten Quellen und eine nahezu unerschöpfliche Fundgrube.

Gründer der „Ratinger Zeitung“ war der am 27. Oktober 1841 geborene Peter Joseph Brehmen, der sich in Ratingen bald als „Pitter Brehmen“ einen Namen machen und für über 100 Jahre Ratinger Zeitungsgeschichte einer besonderen Spalte ihren Namen geben sollte, dem „Pitter aus dem Oberdorf“. Er entstammte einer alten Düsseldorfer Buchdruckerfamilie. Zu seinen Bekannten und Zeitgenossen gehörte u.a. der Gründer des Düsseldorfer Giradet-Verlages, dessen „Düsseldorfer Nachrichten“ acht Jahre jünger waren als die „Ratinger Zeitung“. „Pitter Brehmen“ selbst hatte sich als

„Jünger der schwarzen Kunst“ zunächst einmal in West- und Süddeutschland und der Schweiz umgesehen, bevor er die „Ratinger Zeitung“ ins Leben rief. Die Wiege der neuen Zeitung stand in dem Haus Bahnstraße 13 auf dem Platz, auf dem sich heute die Aral-Tankstelle befindet. 1887 siedelte die „Ratinger Zeitung“ in das Haus Wetzels an der Ecke Bahn-Oberstraße über, 1894 schließlich erfolgte der Umzug in das Haus Hochstraße 7, in dem mit kurzer Unterbrechung nach der Zerstörung am 22. März 1945 bis zur Einstellung Druckerei und Verlag ihren Sitz hatten.

Die „Ratinger Zeitung“ erschien im Dezember 1871 als erste Probenummer, und zwar im DIN A4-Format und umfaßte für die nächsten Jahre jeweils vier Seiten. Für die Redaktion verantwortlich zeichnete Peter Brehmen, für Druckerei und Verlag die „Gebrüder Brehmen in Ratingen“. Diese Impressumsangabe galt auch für das „Kreisblatt, amtliches Organ für den Landkreis Düsseldorf“, das von der Ratinger Zeitung gedruckt und mitvertrieben wurde. Der Abonnementspreis für beide zusammen betrug zu Beginn „pro Quartal in der Expedition 10 Sgr. (Silbergroschen), für die Stadt Ratingen in's Haus gebracht 11 Sgr., durch die Post und Landboten frei in's Haus 12 1/2 Sgr.“ Die Erscheinungsweise war mittwochs und samstags „zusammen mit dem Amtsblatt“.

Auf der ersten Seite der Zeitung gab es die Informationen „Zur Tagesgeschichte“, die sowohl Meldungen aus Berlin als auch

aus der ganzen Welt beinhalteten, während sich „Vermischte Nachrichten“ auf der zweiten Seite mit dem Geschehen in Ratingen und dem übrigen Kaiserreich befaßten. Die Seiten drei und vier waren den Anzeigen vorbehalten, die nicht nur darüber informierten, daß z. B. „bei Witwe Kemperdick in der Krone zu Homberg das Gütchen am Lindenbaum“ und „im Hause des Wirthes Johann Buschhausen zu Ratingen das in Tiefenbruch bei Ratingen gelegene Gütchen Schillingskothen“ verpachtet werden sollten, sondern auch in heute etwas ungewohnt erscheinender Formulierung die „letzten Angebote“ präsentierten, wie etwa: „Den Empfang der neuen Mode beehrt sich anzuzeigen - Bertha Stinshoff“. Daneben empfahl sich etwa: „H. Meyer, praktischer Zahnkünstler aus Düsseldorf, Benratherstraße Nr. 8a, zum Einsetzen künstlicher Zähne, Plombiren, Reinigen und Geraderichten derselben. Beseitigung jeder Zahnschmerzen, vorzügliches Zahnpulver und Tinktur zur Erhaltung der Zähne“.

Im Amtsblatt gab es auf der ersten Seite die Verordnungen und Bekanntmachungen der Königl. Regierung, des Kaiserlichen General-Postamtes und der Bürgermeister von Ratingen bzw. Eckamp zu lesen. „Volks- und Landwirtschaftliches aus der Rheinprovinz“ bot die zweite Seite zusammen mit dem „Civilstand der Bürgermeistereien“, nämlich den Geburten, Todesfällen und Heiraten. Die Seiten drei und vier fanden ganz sicher das stärkste Interesse der Leserinnen mit Fort-

setzungsgeschichten. Im ersten Erscheinungsjahr war es die Novelle „Das Majorat“ von August König, die sicher manche Träne der Rührung fallen ließ. Aber gerade diese Mischung von Informationen und Lesestoff „für das Herz“ scheint der „Ratinger Zeitung“ fast über ein Jahrhundert gut bekommen zu sein - bis sich der Lesergeschmack offenbar grundlegend änderte.

Redaktioneller Teil und Anzeigen in gleicher Weise geben heute interessante Einblicke in das Leben zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Herbst 1872 wird z.B. davon berichtet, daß die schon 1856 - also 25 Jahre vor der Bismarck'schen Sozialversicherung - gegründete Betriebskrankenkasse der Baumwoll-Spinnerei Johann Gottfried Brügelmann die Zuwendungen erhöhte. Und ein paar Wochen danach ist zu lesen: „Öffentlicher Dank. Hiermit dem Herrn Brügelmann für die uns so bereitwilligst gewährte Lohnerhöhung, die fast überall nur durch Streiks erzwungen wird, sowie dem Herrn R. für seine tätige Beihilfe herzlichst Dank. Die Cromforderarbeiter.“ Und am 1. Januar 1873 wird in einer „Bekanntmachung“ verkündet: „Wegen gestiegener Lebensprodukte sehen wir uns veranlaßt, unsere Taxe zu erhöhen, und zwar kostet vom 1. Januar 1873 an das Rasieren 8 Pfennige, und das Haarschneiden 1 Silbergroschen 6 Pfennige, welches wir unserer verehrten Kundschaft hiermit ergebenst anzeigen. Homberg im Dezember 1872, Die vereinigten Barbieri: Julius Funken, Jakob Plenker, Wilhelm Rückels.“

Was man in Ratingen damals zu der am 30. Mai 1873 veröffentlichten städtischen Bekanntmachung sagte, ist leider nicht überliefert: „Am Donnerstag, 5. Juni, nachmittags 6 Uhr soll auf dem hiesigen Verwaltungsbüro der Abbruch des Lintorfer Tores öffentlich vergantet werden. Die Bedingungen liegen dahier zur Einsicht offen und wird noch besonders bemerkt, daß dem Unternehmen das Recht eingeräumt wird, allen für ihn wertlosen Schutt in dem unmittelbar angrenzenden Graben des Wirtes Jäger unterzubringen und seitens



Der Kopf der Ratinger Zeitung im 1. Jahrgang. Die Zeitung erschien damals im DIN A4-Format und wurde zusammen mit dem „Kreisblatt“ ausgeliefert

der Gemeinde den nötigen Arbeiten ein Mann unentgeltlich zur Aushilfe gestellt wird. Der Bürgermeister: Esser.“ Im Herbst, nämlich am 13. Oktober 1873, erfuhren dann die Ratinger in der Zeitung vom Abbruch des Lintorfer Tores. Allerdings nur aus einer Unfallmeldung: „Bei dem am vergangenen Donnerstag begonnenen Abbruch des Lintorfer Turmes hatte ein Arbeiter das Unglück, durch eine in der Mitte des Turmes gebrochene Oeffnung zu fallen, wobei derselbe eine Rippe zerbrach und einige leichte Verletzungen am Kopf davontrug.“

Deutlich wird aus der Zeitung, daß sich auch in mehr als 100 Jahren in manchen Dingen offenbar nur wenig geändert hat. So wird davon berichtet, daß im Frühjahr 1874 „mit dem Neubau des Stationsgebäudes an der Bergisch-Märkischen Strecke begonnen wird“ mit dem Zusatz: ...„wodurch manchem Übelstand bei dem jetzigen provisorischen Gebäude abgeholfen wird“. Auf die „Abhilfe manchen Übelstandes“ am Ostbahnhof warten die Ratinger heute noch.

Als der „Pitter Brehmen“ das anbrechende 20. Jahrhundert hoffnungsvoll als Bringer einer neuen Zeit begrüßte, war die „Ratinger Zeitung“ immerhin schon fast drei Jahrzehnte alt und damit schon einer ganzen Generation von Ratinger Lesern ans Herz gewachsen. Und das ver-



Der Gründer der „Ratinger Zeitung“, Peter Joseph Brehmen, der Verlag und Schriftleitung von 1871 bis 1921 leitete

stärkte sich in den folgenden Jahren der feierfreudigen Zeit vor dem Ersten Weltkrieg mit Berichten und Anzeigen von vielen freudigen Ereignissen und Festen immer noch mehr. Die Zeitung war mittlerweile auf das „Berliner Format“ umgestiegen und hatte sehr an Umfang zugenommen. Daneben zeigte Peter Joseph Brehmen, daß er auch sonst noch etwas von Werbung verstand und ließ 1904 die ersten vier Litfaßsäulen in Ratingen aufstellen. Allerdings scheint ihn dann die Verwaltung der Stadt doch „über den Tisch gezogen“ zu haben. Nach dem 1904 abgeschlossenen Vertrag sollte „Pitter Brehmen“ 20 Jahre lang die Werbeeinkünfte kassieren, dann aber sollten die Anschlagssäulen kostenlos in den Besitz der Stadt übergehen. Die Stadt übernahm sie vertragsgemäß 1924, verpachtete sie an eine Düsseldorfer Firma mit der Vereinbarung, daß sie ihre eigenen Ankündigungen kostenlos anbringen konnte und kassierte dann noch mehr als drei Jahrzehnte lang die Pacht. Sie betrug 1955 jährlich immer noch 5000 Mark, wie damals der „Pitter aus dem Oberdorf“ in einem Rückblick schrieb.

Einen entscheidenden Einschnitt brachte der Erste Weltkrieg, dessen Ausbruch in der „Ratinger Zeitung“ nicht mit der vielfach herrschenden Begeisterung begrüßt, sondern ziemlich sachlich vermeldet wurde. Es waren vier harte Jahre. Bald fehlte es an den erforderlichen Fachkräften im Verlag, weil immer jüngere Jahrgänge zum Kriegsdienst eingezogen wurden. Das zum Erscheinen nötige Druckpapier war rationiert und konnte nur unter Schwierigkeiten in der nötigen Menge beschafft werden. Aber auch sonst mangelte es an den zum Zeitungsdruck notwendigen Materialien. Dabei hatte die „Ratinger Zeitung“ gerade in der Kriegszeit eine wichtige Aufgabe mit der Unterrichtung der Bevölkerung über die Lebensmittelzuteilungen. Und als dann der Krieg verloren war, der Kaiser seinen Rücktritt erklärt hatte und in das Ausland geflohen war und sich überall im Land Unruhe und Bürgerkrieg bemerkbar machten, sah „Pitter Brehmen“ auch seine Zeit

schwinden. Er war mittlerweile 80 Jahre alt und hatte fast 50 Jahre lang der Zeitung seinen Stempel aufgedrückt, als er Verlag und Zeitung an seine beiden Söhne Joseph und Otto Brehmen übergab, wobei der letztere die Nachfolge als Schriftleiter antrat. Peter Joseph Brehmen starb bald danach, nämlich am 13. August 1921, also wenige Monate bevor die „Ratinger Zeitung“ das 50jährige Bestehen begehen konnte.

Für die beiden neuen Verleger begann eine schwere Zeit. Die Inflation verschlang allen erworbenen Wohlstand und sämtliche Ersparnisse. Die Druckerei Brehmen konnte sich noch einigermaßen über Wasser halten, weil sie in den Wochen der schlimmsten Inflation das Notgeld für die Stadt Ratingen zu drucken hatte. Die Bezahlung erfolgte allerdings in ganzen Waschkörben voll des selbstgedruckten Inflationsgeldes. Bevor sich noch die Verhältnisse besserten, kam die Ruhrbesetzung. Auch nach Ratingen kamen die französischen Besatzungssoldaten, die es immer wieder mit harten Eingriffen in die Pressefreiheit versuchten und bei Zuwiderhandlungen rasch mit Verhaftungen zur Hand waren. Ein paar Jahre danach kam dann schon die Wirtschaftskrise mit dem gewaltigen Anstieg der Arbeitslosigkeit. Nur die wenigsten Ratinger konnten sich in dieser Zeit noch die paar Groschen für die Zeitung leisten, und auch die Inserenten hatten kein Geld mehr für die Anzeigen, weil es kaum noch eine nennenswerte Kaufkraft gab. In diesem schweren Jahrzehnt von 1919 bis 1929 war übrigens der Lehrer Hermann-Josef Schmitz, der auch maßgebend am Aufbau des Ratinger Heimatmuseums beteiligt war, „stenographischer Berichterstatter in den Stadtratssitzungen“ für die „Ratinger Zeitung“.

Offenbar unter dem Druck der schwierigen Umstände schied Otto Brehmen Anfang 1930 aus dem Verlag aus. Danach übernahm der ältere der beiden Brüder, Joseph Brehmen, die Firma und die Schriftleitung für die „Ratinger Zeitung“, die um diese Zeit mit einer ganzen Reihe von in

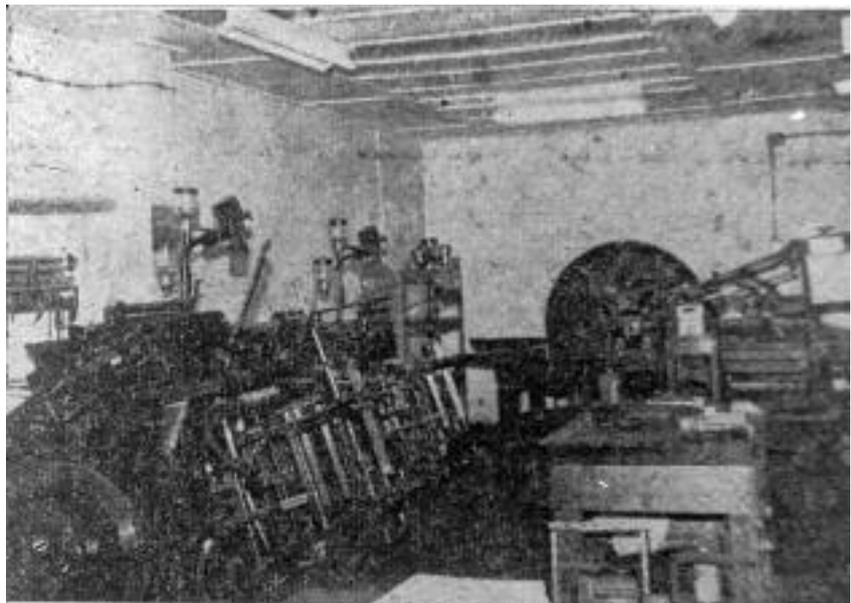
Ratingen erscheinenden Parteiblättern von der äußersten Linken bis zum „Nazi-Sozi“ auf der Rechten um die Gunst der Leser zu kämpfen hatte. Ein geplantes Konkurrenzblatt, nämlich der „Ratinger Beobachter“, konnte 1931 nur ein paar Monate lang bestehen, wie auch die schon einmal 1904 von der Zentrumsparlei gegründete „Ratinger Volkszeitung“ nur knapp neun Monate lang erschien. Als es dann in der ersten Hälfte der 30er Jahre aussah, als ob wieder bessere Zeiten kämen, waren die „guten Zeiten“ für die Zeitung schon wieder vorbei. Die Partei und ihre Funktionsträger drängten sich auch in die Spalten der „Ratinger Zeitung“, obwohl ihre eigene Zeitung mittlerweile aus Düsseldorf kam.

Diesem Druck fühlte sich Joseph Brehmen auf Dauer nicht mehr gewachsen und übergab Verlag und Schriftleitung 1937 an seinen Sohn Max. Er selbst beschäftigte sich dann vorwiegend mit seiner Liebhaberei, der Botanik und



Joseph Brehmen war Verleger und Schriftleiter bis 1937. Daneben galt er in Ratingen als Fachmann für botanische und zoologische Themen

Zoologie, worin sein fachmännisches Urteil etwas galt. Vor allem seien ihm, so wurde in seinem Nachruf gesagt, als er 1955 als 87-jähriger verstorben war, „die kleinen Leute am Herzen gelegen“. Mit der Übergabe an seinen Sohn Max waren Firma und Zeitung nun schon in die Hände der dritten Generation übergegangen. Über den Kriegsbeginn 1939 konnte Max Brehmen das als



Der Drucksaal der von Max Brehmen nach der Zerstörung durch den Zweiten Weltkrieg wiederaufgebauten Verlagsräume an der Hochstraße. Hier wurde die „Ratinger Zeitung“ gedruckt

Tageszeitung erscheinende Blatt noch hinausbringen, aber schon 1941 mußte es mit anderen dem Regime mißliebigen Blättern mit der Begründung der Rohstoff- und Papierknappheit sein Erscheinen einstellen. Aber die schwerste Prüfung sollte erst noch kommen. Wenige Wochen vor Kriegsende, an jenem unglückseligen 22. März 1945, wurde das Haus Hochstraße 7 mit den gesamten umliegenden Gebäuden durch eine schwere Luftmine in Trümmer gelegt und durch die nachfolgenden Brandbomben vollends in Asche verwandelt. Max Brehmen sprach später einmal vom „schwärzesten Tag in der Geschichte des Verlages“, ließ sich aber nicht entmutigen, sondern ging schon wenige Tage danach mit etlichen Getreuen daran, aus dem Schuttberg die Druckmaschinen auszugraben und zu versuchen, wenigstens die einfachsten Geräte vielleicht doch wieder funktionsfähig machen zu können. Einen ersten Unterschlupf fanden die Eheleute Brehmen im Haus Ostertag auf der Düsseldorfer Straße, dem großväterlichen Haus mütterlicherseits. Als dann der Krieg vorbei war und allmählich wieder geordnete Verhältnisse einkehrten, richtete Max Brehmen dort auch wieder seine erste kleine Druckerei ein. Geräte und Maschinen besorgte er sich bei Kollegen, die mit ihren Betrieben weniger hart vom Krieg

getroffen worden waren. So stellte ihm damals die Firma Bagel einen „Heidelberger Druckautomaten“ zur Verfügung. Es war zwar nicht der modernste Betrieb, aber in Ratingen war man heilfroh, daß auf diese Weise wenigstens wieder eine begrenzte Möglichkeit zur Herstellung von Drucksachen geschaffen worden war. An die „Ratinger Zeitung“ war unter diesen Umständen natürlich noch nicht zu denken, denn die erforderlichen Lizenzen für Tageszeitungen wurden von der Britischen Militärregierung allein schon in Hinblick auf die herrschende Papierknappheit nur in wenigen Fällen vergeben.

Aber auch allein schon für die Rückkehr an die Hochstraße ergaben sich immer neue Schwierigkeiten. Erst als die Währungsreform wieder Geldstabilität gebracht hatte und 1948 auch die neue Straßenführung geklärt war, konnte mit dem Wiederaufbau des Hauses Hochstraße 7 begonnen werden. Zunächst beschränkten sich die Eheleute Brehmen darauf, „am alten Platz im Oberdorf“ ausreichende Räume für die Buchdruckerei zu schaffen. Neue Setz- und Druckmaschinen und vor allem auch neue Schriften, wie sie damals noch im Handsatz gebraucht wurden, mußten angeschafft werden. Als dann schließlich auch noch der Lizenzierungszwang für die Zeitungen gefallen war, meldete

sich die „Ratinger Zeitung“ am 29. Oktober 1949 nach achtjähriger Zwangspause wieder zu Wort und wurde - wie es Max Brehmen später einmal ausdrückte - „von der Ratinger Bürgerschaft als das alte Bindeglied mit großer Freude begrüßt“. Die „Ratinger Zeitung“ schrieb damals, daß sie besonderen Kontakt zum Heimatverein halten, aber als Heimatzeitung auch Sprachrohr für die gesamte Bürgerschaft sein wolle. Weiter wurde gesagt: „Was als gut erkannt wird, soll eine gebührende Würdigung erhalten, dagegen soll mit sachlicher Kritik das, was schlecht ist, beleuchtet werden“. Und schließlich war noch zu lesen: „Wie stets wird sie sich in lokalpolitischen Belangen von keiner Parteipolitik beeinflussen lassen. Sie will heute und morgen die Heimatzeitung aller Ratinger sein“.

Es begann - wie fast acht Jahrzehnte vorher - mit einer vierseitigen Ausgabe, zudem noch im Großdruck gesetzt. Im Impressum war Max Brehmen als „verantwortlich für Inhalt und Anzeigen“ angegeben. Aber dann ging es doch bald wieder voran, wuchs der Umfang, konnten der Textteil erweitert und der Anzeigenteil immerhin schon auf zwei bis drei Seiten vergrößert werden, wobei sich vor allem die Kinowerbung niederschlug. Der Textteil brachte auf der ersten Seite Informationen aus der Politik und Nachrichten aus aller Welt. Mit einem Block „Aus der Heimat“ konnte sich auf den folgenden Seiten der Heimatverein umfangreich zur Stadtgeschichte und zum Stadtgeschehen äußern. Aber auch die Heimatvertriebenen, die in großer Zahl in Ratingen eine neue Heimat gefunden hatten, wurden in den Leserkreis einbezogen mit ausführlichen Berichten über die verlorenen Ostgebiete und die dort jetzt herrschenden Verhältnisse. Einen großen Anstoß auch für die Zeitung brachte das im September 1951 geplante Jubiläum zum 625jährigen Bestehen der Stadt Ratingen. Schon Monate vorher wurden in den einzelnen Ausgaben unter der „Wochenparole zum Stadtjubiläum“ besondere Hinweise an die Bürger gegeben, z.B. möglichst viele auswärtige Gäste einzuladen, oder aber auch im Stadtbild auf besondere Sau-

berkeit zu achten. Zum Stadtjubiläum selbst erschien eine Sondernummer mit umfangreichen historischen Rückblicken und einer ganzseitigen Erläuterung zum Festspiel „Entscheidende Jahre 1451 - 1455 - 1469“.

Mit dem 625. Stadtjubiläum feierte die „Ratinger Zeitung“ selbst auch erstmals ein Jubiläum, nämlich zum 80jährigen Bestehen, nachdem vorherige Jubiläen - wie etwa das 50. und 60. durch Nachkriegswirren und Wirtschaftskrise und das 70. und 75. durch die zwangsweise Einstellung - kaum Anlaß zu Freude und Feier gegeben hatten. Der von den Nationalsozialisten 1933 vertriebene Bürgermeister Scheiff schrieb zum Jubiläum u. a.: „In Erfüllung ihrer vaterstädtischen Aufgabe hat die Ratinger Zeitung seit ihrem Bestehen eine getreue Aufzeichnung der Geschehnisse der Stadt und des Landes, von Freud und Leid, von Not und Tod gegeben. Möge die Ratinger Zeitung wie bisher auch weiterhin in diesem Sinne ihre Aufgabe erfüllen“. Für den Heimatverein beglückwünschte Studienrat Heinz Büter die „Ratinger Zeitung“ und sagte: „Der Heimatverein gedenkt an diesem Jubiläum in Dankbarkeit der Hilfe und Förderung seiner Bestrebungen durch die Heimatzeitung und besonders deren Mut, in schwerster Notzeit den Wiederaufbau des Unternehmens gewagt zu haben“. Auch Bürgermeister Albert Tack gedachte in seinem Glückwunsch des Mutes der Gründer und des derzeitigen Verlegers und wünschte, daß die Ratinger Zeitung „nach den schweren Vernichtungsschlägen politischer und wirtschaftlicher Art wieder zum beliebten und unentbehrlichen Heimatblatt aller Ratinger werden möge“. Die IHK zu Düsseldorf verwies darauf, daß die „Ratinger Zeitung“ Kündlerin und zugleich Sprachrohr der neuzeitlichen Industrialisierung Ratingens gewesen sei und wünschte, daß sie auch weiterhin „für die Bevölkerung, für Industrie, Handel, Verkehr und Verwaltung der Stadt eine lebendige Quelle der Information und eine Stätte der öffentlichen Meinungsbildung sein möge.“

Zum Jubiläumsjahr gab es auch

eine bedeutsame Änderung im Blatt: Der an den längst verstorbenen Gründer der Zeitung erinnernde „Pitter“, der vorher mehr oder weniger zwischen den Zeilen zu lesen war, erschien nun mit der festen Überschrift „Pitter aus dem Oberdorf schreibt“. In diesen Spalten wurde im lässigen Plauderton alles zusammengefaßt, was als Anregung, aber auch als Kritik an Stadt und Bürgern gedacht war. Besondere Schandflecke der Stadt wurden genannt, der schlechte Eindruck vieler Trümmergrundstücke zwischen den Häusern angeführt und über den Fortgang des Wiederaufbaues berichtet. Auch die mehr als 4000 mittlerweile in der Stadt aufgenommenen Heimatvertriebenen wurden direkt angesprochen. Mehr und mehr mußte es, so meinte der „Pitter“, dazu kommen, „daß wir nur noch ‚Ratinger‘ kennen und keinen Unterschied mehr zwischen alten und neuen Bürgern machen“.

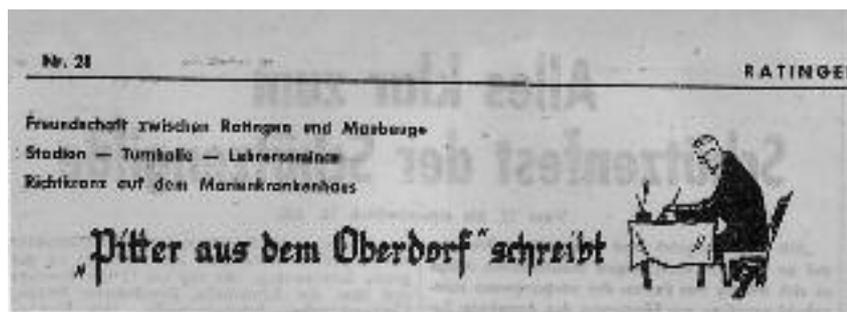
Der Schreiber des „Pitter“ war Karl Peters, der schon seine Lehrjahre als Setzer und Drucker bei der „Ratinger Zeitung“ verbracht und dann in Düsseldorf Druckereien und Verlagen gearbeitet hatte. Er kam in den 30er Jahren wieder zu seiner alten Zeitung zurück und spielte auch im Ratinger Vereinsleben, wie etwa bei der St. Sebastiani-Bruderschaft und beim Heimatverein, eine bedeutende Rolle. Seine Funktion als „Pitter“ jedoch war nur im engsten Freundeskreis bekannt. Man wunderte sich zwar häufig, wie gut der „Pitter“ auch über engste Internas der Kommunalpolitik und Verwaltung informiert war, sah aber keinen Zusammenhang mit der kommunalpolitischen Tätigkeit des Karl Peters, der Ende 1952 sogar Vorsitzender der CDU-Fraktion im Rat der Stadt geworden war. Das Geheimnis um die jeweilige Person, die hinter dem „Pitter“ stand, sollte sich dann noch Jahrzehnte fortsetzen.

Die meisten Leserbriefe wurden direkt an den „Pitter“ gerichtet. Wie sehr er bei den Lesern gefragt war, zeigt ein Brief von Ratinger Kriegerwitwen, die im August 1953 auf Initiative von Pastor Rath von St. Peter und Paul erstmals mit ihren Kindern einen Ferientaufenthalt auf der

Insel Föhr verbringen konnten. Sie schrieben u.a.: „Heute morgen sind wir alle über den ‚Pitter‘ hergefallen“ und fügten dann auch den öffentlichen Dank an den Pastor hinzu. Sogar Robert Sawallich, der damalige Intendant der Naturbühne am Blauen See, nutzte den Bekanntheitsgrad des „Pitter“ und schrieb, wenn er Probleme und Sorgen mit der Stadt hatte oder dringend sonstige Hilfe benötigte, jeweils in der Wochen-

kammer zum Ratinger Etat. Dafür bekam dann aber auch die Verwaltung wiederum eine ganze Seite zur Erwiderung zur Verfügung gestellt. Daneben gab es über lange Spalten „Tips für die Landwirtschaft“ von der richtigen Düngung bis zur rechtzeitigen Einbringung der Wintervorräte. Jeden Samstag wurde in einem „Marktbummel“ über Angebote und Preise auf dem Wochenmarkt berichtet, und dazu wurden auch

Lesestoff. Auf den ersten beiden Seiten konnten die Ratinger zusammengefaßt alle wichtigen politischen Ereignisse in der ganzen Welt lesen; ganz gleich, ob es um den Streit um den EVG-Vertrag, um den Abschluß eines amerikanischen Flugzeugs an der Zonengrenze, um die Stellung des Saarlandes in einem Nachkriegs-Europa und natürlich auch um die täglich wachsenden Flüchtlingszahlen aus der damaligen Sowjetischen Besatzungszone und den Aufstand in Ostberlin ging. Und der Krönung von Königin Elisabeth in London wurde eine ganze Seite gewidmet.



Der Kopf des „Pitter aus dem Oberdorf“, wie er seit Mitte 1955 erschien und später auch noch in den 70er Jahren in der Rheinischen Post verwendet wurde

endausgabe als der „Intendant aus dem Unterdorf“ sich seine Last von der Seele.

Der „Pitter aus dem Oberdorf“ war also eine feste Einrichtung in der Zeitung, aber immer noch gab es das Rätselraten um seine Identität, das neu aufgerollt wurde, als er zur ersten Maiausgabe 1955 einen neuen grafisch gestalteten Kopf bekam mit der Zeichnung eines an seinem Schreibtisch sitzenden Schreibers. Gestaltet wurde er von der Tochter eines Druckers. Der „Pitter“ selbst schrieb dazu: „Ich möchte hiermit noch dem ‚Chef‘ meinen Dank aussprechen, der just zum 1. Mai mein Bild anfertigen und an den Kopf meines Briefes setzen ließ. So habt Ihr, liebe Dumeklemmer, endlich die Gelegenheit, mich kennenzulernen, und die oft gehörten Fragen nach meinen Personalien dürften jetzt verstummen. Ich hoffe, daß mein gutes Verhältnis zu Euch Dumeklemmern noch besser wird.“

Natürlich nahm das jeweils vom „Pitter“ eingeleitete und kommentierte Lokalgeschehen in der Zeitung einen breiten Raum ein. Über das Schützenfest wurde über eine ganze Seite berichtet, ebenso aber auch über die Stellungnahme der Industrie- und Handels-

noch die jeweils passenden Kochrezepte geliefert. Und wenn die Leserinnen dann schon einmal das Blatt in der Hand hatten, konnten sie sich auch noch über die neuesten Mode- oder gar Frisurentips informieren. Und natürlich gab es auch genügend Lesestoff „für das Herz“ mit ganzseitigen Fortsetzungen von Romanen oder Erzählungen und ebenfalls ganzseitigen Reportagen über fremde Länder von Feuerland bis zum Nordpol. Auch Ratinger, die in den fremden Ländern zu tun hatten, kamen zu Wort. So berichtete damals Rudi Hülster über seine Erlebnisse bei den Brunnenbohrarbeiten weit hinten im türkischen Anatolien. Für jedes Alter etwas bot die Seite „Zum Zeitvertreib“ mit Kreuzwort- und anderen Rätseln, mit Suchaufgaben, Witzen und kleinen unterhaltsamen Geschichten. Zum Leserservice gehörte die Veröffentlichung der Rentenzahltag, der Geburtstage und Jubiläen und der VHS-Termine. Auch der lokale Sport war vertreten, und natürlich wurden der damaligen Bedeutung des Kinos entsprechend ausführliche Filmbesprechungen geboten.

Aber auch über das Lokale hinaus bot die „Ratinger Zeitung“ gerade in den 50er Jahren interessanten

Die „Ratinger Zeitung“ lief so gut, daß der Verleger Max Brehmen Ende August 1957 seinen Lesern mitteilte, ab 1. September werde nun nach beiliegendem Ansichtsexemplar zusätzlich auch noch am Donnerstag eine Ausgabe zugestellt mit der Erklärung: „Nach dem Ausbau unserer Druckerei-Einrichtungen ist es uns nun wieder möglich, unseren Zeitungsbetrieb weiter auszubauen und zusätzlichen Lesestoff zu bieten“. Das Abonnement kostete damals monatlich 1,20 Mark und 30 Pfennige Zustellgebühr. Doch die zusätzliche Ausgabe brachte nur noch geringen Lesestoff, und auch die Anzeigen blieben während der Woche weitgehend aus. Zum Jahresende 1957 wurde sie deshalb wieder eingestellt.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die beiden ersten Seiten der „Ratinger Zeitung“ mit den Informationen aus der Politik und der ganzen Welt und die allgemeinen Unterhaltungsseiten von der Reportage bis zum Roman und zu den Witzen von einem sogenannten Materndienst bezogen. Das bedeutete, daß diese Seiten von einem Verlag vom Text über den Satz bis zur gepreßten Mater hergestellt und gegen Bezahlung geliefert wurden. Der Verlag der „Ratinger Zeitung“ hatte nur noch von den Matern die Druckplatten auszugießen, um die Zeitung drucken zu können. Nur die lokalen Seiten vom „Pitter“ bis zu den Filmbesprechungen und natürlich auch den Anzeigen wurden in der Druckerei an der Hochstraße gesetzt, umbrochen und dann mit dem gesamten Produkt gedruckt.

Das Frühjahr 1958 brachte für die „Ratinger Zeitung“ einen schweren Rückschlag. Sie verlor mit Karl Peters, der mittlerweile schon seit Jahren auch Mitarbeiter der Rheinischen Post war, den Mann, der das Blatt gestaltete. Er war auf der Oberstraße vor seinem Haus von einem Radfahrer angefahren worden und wenige Tage später an den Folgen gestorben. Die Stadt flaggte für ihren verdienten Bürger halbmast, und beide Zeitungen brachten ihm ehrende Nachrufe. Für den Verleger Max Brehmen war es schwer, innerhalb kurzer Zeit wieder einen Zeitungsmacher zu finden, der sein Geschäft verstand und zugleich mit der Stadt und ihren Bürgern so eng vertraut war. Er fand ihn in Wolfgang Welling, der als Redakteur bei der Ratinger Lokalredaktion der Rheinischen Post arbeitete und diese Nebenbeschäftigung von seinem Verlag mit der Bemerkung genehmigt bekam, man gehe davon aus, daß er „nebenbei“ nicht ein besseres Blatt mache als bei der eigenen Zeitung. Als Wolfgang Welling ein paar Monate später an die RP-Redaktion in Solingen versetzt wurde, gab er den „Pitter“ an seinen Kollegen Dr. Richard Baumann weiter, und der schrieb ihn mit viel persönlichem Vergnügen immerhin fast sieben Jahre lang, bis er selbst 1965 als Redaktionsleiter an die RP-Redaktion in Duisburg versetzt wurde. Bis dahin aber war es auch nach dem Tod von Karl Peters weiterhin die große Frage, wer denn nun wirklich hinter dem „Pitter“ stecke. Und Verleger Max Brehmen verstand es in der ganzen Zeit, wenn die Frage danach kam, selbst bei seinen engsten Stammtischfreunden mit sibyllinischem Lächeln und geheimnisvollen Andeutungen die ganze Geschichte noch geheimnisvoller zu machen.

Im Dezember 1961 beging die „Ratinger Zeitung“ noch ihr 90jähriges Bestehen. Der damalige Landrat, Dr. Alois Henn, schrieb in seiner Glückwunschkarte u.a.: „Durch neun Jahrzehnte hat sie den Wandel in der Geschichte der heimatlichen Stadt getreulich verzeichnet und erläuternd und deutend begleitet. Möge sie auch in den folgenden

Jahrzehnten aus dieser engen Verbundenheit zur Heimat mithelfen, den alten und neuen Ratinger Bürgern die stolze Tradition der alten ‚Dumeklemmerstadt‘ zu erhalten und das Bewußtsein eines eigenständigen Heimatsinnes zu fördern und zu pflegen“. Bürgermeister Albert Höver hob vor allem die von ihr betriebene Pflege des Heimatgedankens hervor und sagte: „Diese ihre Zielsetzung hat dazu beigetragen, das Bürgerbewußtsein der Ratinger Bevölkerung zu stärken und die

men am 23. Februar 1968 unter der Überschrift „Abschied von einer guten Bekannten“ von den Erfordernissen und Veränderungen der neuen Zeit, die auf vielen Sektoren zu einschneidenden Veränderungen zwingen. Er verwies auf die Ausbreitung der Massenmedien Rundfunk und Fernsehen, was in den letzten Jahren zu einem sich ständig verschärfenden Kampf der Presse gegen die großen Konkurrenten geführt habe. Und dabei hatten - wie er betonte - die kleinen Zei-



Der Kopf der Ratinger Zeitung im letzten vollen Erscheinungsjahr. Die Zeitung hatte schon bald auf das „Berliner Format“ gewechselt

Verbindung mit der Heimatstadt oft noch über die örtliche Trennung hinaus aufrecht zu erhalten“. Ab der Mitte der 60er Jahre wurde es für die „Ratinger Zeitung“ immer schwieriger. Das Fernsehen griff wie eine Seuche um sich und begann das Leben bis in die Vereine und Familien hinein zu erfassen und umzugestalten. Dem Unterhaltungsstil und -wert der Mattscheibe konnte kaum etwas Vergleichbares entgegengesetzt werden, und lokale Themen waren auf einmal nicht mehr gefragt. Das Blatt wurde in diesen Jahren in vielen Familien eigentlich nur noch aus Tradition gehalten. Das alles zusammen, und nicht zuletzt die Tatsache, daß er selbst keinen Nachfolger in der Familie hatte, veranlaßten den Verleger Max Brehmen, die Zeitung 1968 mit dem 97. Jahrgang einzustellen - vielleicht nur ein paar Jahre zu früh. Denn kein Jahrzehnt später hatte die Mattscheibe schon wieder viel von ihrer Faszination verloren, und Heimatgeschichte und lokale Themen begannen auf einmal selbst wieder die Jugend zu interessieren.

In der letzten Nummer der „Ratinger Zeitung“ schrieb Max Breh-

tungen in diesem ungleichen Kampf die schwächste Position mit zurückgehendem Anteil der Inserenten und Abonnenten. Auf diese Weise ergab sich - wie Max Brehmen anführte - „seit längerer Zeit der unhaltbare Zustand, daß die Kosten für Papier, Herstellung und Vertrieb auch unserer Heimatzeitung immer mehr die Einnahmen aus den Inseraten und Abonentengeldern überstiegen und wir uns heute gezwungen sehen, das Erscheinen der seit drei Generationen und annähernd 100 Jahren erschienenen ‚Ratinger Zeitung‘ mit dem 1. März 1968 einzustellen“. Buchdruckerei und Verlag würden „ohne die Belastung durch die Zeitungsherausgabe“ jedoch in vollem Umfange weitergeführt.

Um die Mitte der 70er Jahre stellte Max Brehmen dann auch Verlag und Druckerei ein und wählte sich später die Liffersmühle bei Willich als Alterswohnsitz. Mit Ratingen blieb er aber immer noch eng verbunden, nicht zuletzt durch seine Zugehörigkeit als Gründungsmitglied zum Reitercorps der St. Sebastiani-Bruederschaft. Seine Reiterfreunde waren häufig bei ihm zu Gast, und er selbst versäumte bis zuletzt

kein Schützenfest der St. Sebastiani-Bruderschaft Anno 1433 Ratingen, deren Oberstleutnant er über viele Jahre war. Er starb am 5. August 1982 im Alter von 76 Jahren.

Daß die „Ratinger Zeitung“ aber



Max Brehmen als Oberstleutnant der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen bei der Schützenparade auf dem Marktplatz. Er leitete von 1937 bis 1968 den Verlag und hatte, mit Unterbrechung während des Krieges, auch die Schriftleitung der „Ratinger Zeitung“

nicht völlig sang- und klanglos unterging, dafür sorgte der Verlag der Rheinischen Post, indem er von Max Brehmen den Titel kauf-

te. Und der kam wieder zu Ehren, als 1975 bei der Kommunalen Neuordnung nach dem Wegfall eines Teils des Angerlandes und der Stadt Kettwig aus dem Verbreitungsgebiet der Kopf der Ratinger Lokalausgabe der Rheinischen Post neu zu gestalten war. Der mittlerweile aus Duisburg wieder nach Ratingen zurückgekehrte Dr. Richard Bau-

Stammtischen in den „Drei Königen“ - dem angeblichen „Hauptquartier des Pitter“ - sollen zuweilen jeden Tag zwei neue Namen „aus sicherster Quelle“ offeriert worden sein. Nach einiger Unterbrechung führte ihn Dr. Richard Baumann zunächst unter dem traditionsreichen Kopf von 1955 fort und ließ bei der Umstellung der Rheinischen Post von fünf auf



Der neue, von der RP-Zeichnerin Katja Kröger gestaltete Kopf zierte den „Pitter aus dem Oberdorf“ in der Ratinger Ausgabe der Rheinischen Post vom Herbst 1987 bis Mitte 1990.

mann besorgte in Zusammenarbeit mit dem damaligen Stadtdirektor Dr. Alfred Dahlmann die Übernahme des leicht umgestalteten Kopfes der alten „Ratinger Zeitung“ mit dem Ratinger Stadtwappen für den neuen Lokalteil.

Der „Pitter aus dem Oberdorf“ aber hatte schon vorher Eingang in die Rheinische Post gefunden. Wolfgang Welling, Ende der 60er Jahre nach Ratingen zurückgekehrt, übernahm ihn für die Ratinger Lokalausgabe und sorgte zusammen mit seinem Kollegen Helmut Flörcke dafür, daß er im Stadtgespräch blieb. Das Verwirrspiel um den eigentlichen Autor wurde ohne großen Aufwand, aber mit viel Erfolg in der Öffentlichkeit fortgesetzt. An den

sechs Spalten von der Kaiserswerther Grafikerin Katja Gröger einen neuen Kopf entwerfen, unter dem er dann noch fast fünf Jahre lang in jeder Samstagsausgabe sich auch manche bittere und harte Sache vornahm, die gesagt werden mußte, aber eben nur im Plauderton öffentlich anzubringen war. Der „Pitter aus dem Oberdorf“ war ihm - wie er gestehen muß - in beinahe 40 Journalistenjahren eigentlich immer die anregendste Arbeit. Und der „Pitter“ war ihm dabei so richtig ans Herz gewachsen, daß er nun damit das Geheimnis um ihn lüften und ihm wenigstens ein kleines Denkmal setzen möchte.

Dr. Richard Baumann



# Füsgen

**Kosmetik · Parfümerie**  
**Paßbilder und Fotokopien**  
**Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen**  
**Konrad-Adenauer-Platz 5,**  
**40885 Ratingen-Lintorf**  
**Telefon 0 2102/9 33 94, Telefax 0 21 02 / 9 33 95**



# Dr. Paul Boskamp zum Gedenken

Vor 125 Jahren, am 8. Dezember 1871, wurde er in Oberhausen geboren, in Krefeld ist er aufgewachsen, in Bonn, München und Greifswald hat er Medizin studiert, in Rath, das damals noch zur Bürgermeisterei Eckamp gehörte, hat er sich 1896 als Landarzt niedergelassen, 1897 vermählte er sich mit Elisabeth Rothkopf aus Ratingen, mehr als ein halbes Jahrhundert (von 1896 bis 1953) konnte er in Rath seine ärztliche Praxis ausüben, im Pfarrhaus von St. Georg in Köln, bei seinem Sohn, Prälat Karl Boskamp, verbrachte er seinen Lebensabend, dort starb er am 24. März 1963 im Alter von 92 Jahren, und in Ratingen fand er auf dem katholischen Friedhof seine letzte Ruhestätte: Dr. med. Paul Boskamp.

Boskamp war ein Mann von hoher humanistischer Bildung und – ein Multitalent, für das er als Sänger, Schauspieler, Rezitator, Redner, Erzähler, als Violonist, Bratschist und Pianist, als Jäger und als Schachspieler, nicht zuletzt aber



Dr. Paul Boskamp  
(1871 - 1963)

Boskamp soll hier die Rede sein. Die Zahl seiner Kurzgeschichten, Anekdoten und Gedichte ist Legion. Er veröffentlichte sie in Büchern und Zeitschriften und in den Tageszeitungen, meist in den „Düsseldorfer Nachrichten“, später auch in der „Rheinischen Post“. Damit erreichte er auch überregional ein breites Publi-

mit der Geschichte vom zunächst verunglückten, dann später doch gelungenen Guß des bronzenen Reiterstandbildes des Kurfürsten Jan Wellem, und „Die Breuers sinn jetzt us'm Dreck“ über die Besiedlung des „Heinefeldes“ im Norden von Düsseldorf.

Erwähnt werden muß hier auch – wegen einer Persönlichkeit von lokalhistorischer Bedeutung – Boskamps Versdichtung „Sechs heitere Geschichten aus dem Leben Davids, des Bürgermeisters“, mit der Boskamp seinem Jagdfreund Anton Maria Ludwig David (1854-1925), weiland Bürgermeister der Bürgermeisterei Eckamp (1892-1899) und der Landgemeinde Rath (1899-1909) ein literarisches Denkmal setzte.

Die Stadt Düsseldorf hält die Erinnerung an Boskamp und David durch die Benennung zweier Straßen wach, den „Boskampweg“, eine Straße am westlichen Rande des Aaperwaldes, und die „Davidstraße“ im Mühlenbroich an der Ratinger Stadtgrenze.

Aus Anlaß des 125. Geburtstages veranstaltet die Volkshochschule Ratingen im Dezember 1996 eine Lesung aus dem umfangreichen, zum Teil nur als Manuskript hinterlassenen literarischen Werk des „Arztes und Schriftstellers“ Dr. Paul Boskamp.

## Dr. Paul Boskamp und die Weyertafel

Es war vor 70 Jahren: 1926.

Allen wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten zum Trotz fand in Düsseldorf die große nationale Ausstellung für „Gesundheit, soziale Fürsorge und Leibesübungen“ statt, die sogenannte „Gesolei“. Den Anstoß zu dieser Ausstellung hatten die deutschen Naturforscher und Ärzte gegeben, die im Rahmen einer Tagung aus Anlaß der „Gesolei“ am „Ärztelhaus“ in Düsseldorf, Jacobistraße 7, eine Bronzetafel zu Ehren von Dr. Johannes Weyer (1515-1588) anbringen ließen. Dr. Johannes Weyer war Leibarzt des einst in Düsseldorf residierenden Herzogs Wilhelms des Reichen. Er



Grab Dr. Paul Boskamps in Ratingen auf dem katholischen Friedhof an der Friedhofstraße

vor allem als Arzt und Literat unendlich viele überzeugende Beweise lieferte. Er selbst bezeichnete sich als „Arzt und Schriftsteller“. An diesen Arzt Dr. Boskamp wird sich in Rath und Ratingen noch mancher ältere Mitbürger erinnern können. Aber nicht von dem Arzt, sondern von dem Dichter und Schriftsteller Dr.

kum. Das sicherte ihm zu seiner Zeit eine dankbare Leserschaft.

Einiges hat Boskamp auch in rheinischer Mundart geschrieben. Zwei mundartliche Gedichte, die in der rheinischen Mundartdichtung ihren festen Platz haben, seien hier beispielhaft genannt: „Dem Grupello sinne Jießerjong“

hatte sich mit seinem 1563 in Basel erschienenen Buch „De praestigiis daemonum“ (Dämonisches Blendwerk) als ein früher Bekämpfer des Hexenwahns einen Namen gemacht. Damit war er ein Vorläufer des in Kaiserswerth geborenen Jesuitenpaters Friedrich Spee, der mit seiner „Cautio criminalis“, ebenfalls einer Streitschrift wider den Hexenwahn seiner Zeit, mehr als ein halbes Jahrhundert später als Weyer anonym an die Öffentlichkeit trat.

Die Gedenktafel für Dr. Johannes Weyer befindet sich heute, nachdem sie jahrzehntelang als verschollen galt, am Eingang der Universitätskliniken (Pfortnerhaus) in Düsseldorf.

Über die Darstellung einer Hexenverbrennung auf dieser Bronzeplatte machten die Leute sich damals so ihre Gedanken, denen Dr. Paul Boskamp, dem der Schalk im Nacken saß, in seinem Gedicht „Die Weyertafel“ Ausdruck verlieh.

## Je t'attends – Ich warte auf Dich

Dr. Paul Boskamp hat seine Umgebung mit seinen außerordentlichen Sprachkenntnissen immer wieder überrascht. In seinem 86. Lebensjahr verfaßte er noch ein Liebesgedicht in französischer Sprache. Es fand sich als Manuskript in seinem Nachlaß und ist datiert vom 14. Oktober 1957. Im Jahr der Römischen Verträge, die die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft begründeten, wollte er offenbar mit diesem Gedicht der deutsch-französischen Verständigung und Freundschaft dichterischen Ausdruck verleihen:



### Die Weyertafel.

Weise: Preisend mit viel schönen Reden.

Ungeheuer viel Geschwafel  
Kam vor kurzem da heraus,  
Als zuerst die Weyertafel  
Prangte an dem Arzte-Haus.

Schon der erste sich entscheidet:  
„Adam, Eva sind das — klar! —  
Denn es war so unbekleidet  
Nur das erste Menschenpaar.“

Drauf der zweite meint: „Kellame  
Für den Sport muß es wohl sein.  
Denn der Herr holt eine Dame  
Vom Bureau zum Schwimmverein.“

Nummer drei, ein Denkerschädel:  
„Sich verbrannt das Hinterteil  
Hat das arme nackte Mädel,  
Und der Mann macht ihr es heil.“

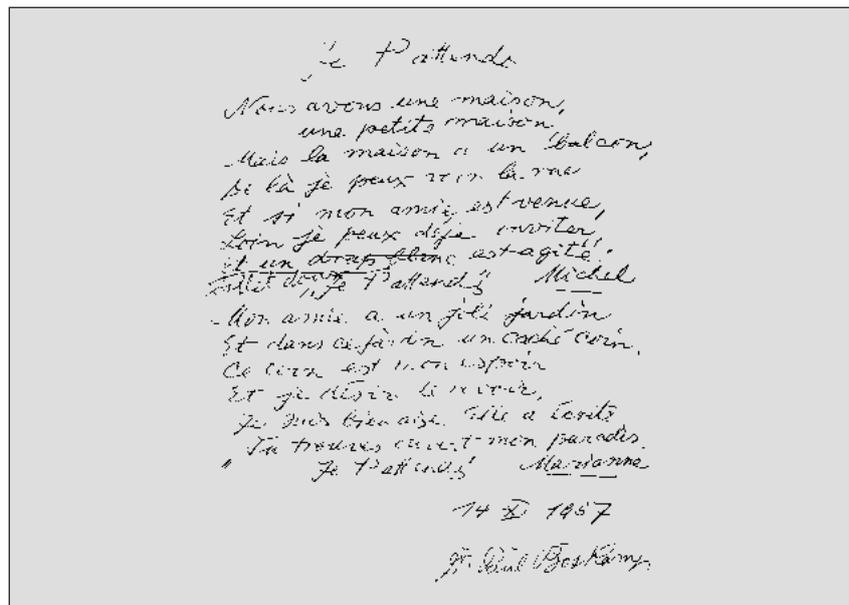
Doch der vierte leise kichert:  
„Daß dies Haus man sorglich hat  
Gegen Feuer gut versichert,  
Das bedeutet dies Plakat.“

Wieder meldet sich ein Neuer,  
Der sich durch die Menge klemmt:  
„Diesen Leuten hat die Steuer  
Ausgezogen selbst das Hemd.“

Soweit auf den Hund gekommen  
Diese beiden, daß ihr's wißt,  
Denen man das Hemd genommen,  
Kassenarzt und -ärztin ist.

Also schloß man. Bis die Feier  
Endlich zeigt den wahren Plan,  
Daß ein Arzt mit Namen Weyer  
Einst bekämpft den Hexenwahn.

Dr. Paul Boskamp.



Frei ins Deutsche übertragen lautet dieses Gedicht:

Ich warte auf Dich

Wir haben ein Häuschen, ein ganz kleines Haus,  
Vom Balkon schau ich auf die Straße hinaus,  
Und sah ich von fern nur die Liebste nah'n,  
Schrieb ich, indessen sie näherkam,  
Ein Wort der Liebe, voller Verlangen,  
Voller Erwartung und voller Bangen:  
„Je t'attends – Ich warte auf Dich – Michel“

Mein Schatz hat einen Garten so schön,  
Mit verschwiegene Winkeln, nicht einzuseh'n;  
Voller Sehnsucht hoffe ich, bin ich allein,  
Bald wieder in diesem Garten zu sein.  
Sie schrieb einen Brief, darin stand nur dies:  
„Du findest es offen, mein Paradies.  
Je t'attends – Ich warte auf Dich – Marianne“

Dr. Kurt Holzapfel

# Über 80 Jahre Eifelverein Ratingen

Aus dem Leben Ratingens ist seit mehr als acht Jahrzehnten der Eifelverein nicht mehr wegzudenken, ein Wanderverein und – dies sollte nachdrücklich hervorgehoben werden – ein Heimatverein, dessen Existenz auch durch die beiden Weltkriege nicht ernsthaft gefährdet worden ist.

Wie kam es zur Gründung des Eifelvereins Ratingen? Im Jahre 1912 gab der Vorsitzende des Gesamteifelvereins, Geheimrat Dr. Kaufmann, in Trier die Anregung, auch außerhalb der Städte und Gemeinden der Eifel Ortsgruppen zu gründen, um das unterentwickelte Grenzland im Westen Deutschlands wirtschaftlich und kulturell zu unterstützen. Und schon im Februar 1913 gründete Fabrikdirektor Wellenstein mit 35 Herren den Rater Eifelverein, der schon bald über 100 Mitglieder zählte. Auch heute noch, in einer Zeit, in der die Eifel ein bedeutendes Reise- und Erholungsgebiet geworden ist, kommen die Rater Eifelaner – wie auch die Neußer, Düsseldorfer, Krefelder u.a. – ihren Verpflichtungen gegenüber dem in Düren ansässigen Hauptverein nach. Fast die Hälfte der Mitgliedsbeiträge wird an den Schatzmeister des Hauptvereins abgeführt.

Damit werden Wanderwege, das Eifeler Landschaftsmuseum Genovevaburg in Mayen und die Niederburg in Manderscheid unterhalten, Wanderkarten und Wanderführer herausgegeben, Heimat- und Brauchtumpflege der Eifel unterstützt, die Jugendarbeit gefördert, so im Jugendferienheim am Ufer der Rurtalsperre, und nicht zuletzt nachdrücklich Natur- und Landschaftsschutz betrieben.

In Ratingen wurde von Anfang an gewandert, zunächst alle 14 Tage, dann im Sommer häufiger und im Winter je nach Wetterlage. Aber doch meist nach der Devise: Schlechtes Wetter gibt es nicht, nur unzulängliche Bekleidung. Auch der Erste Weltkrieg und die spätere französische Besatzungsmacht hinderten die Eifela-

ner nicht, durch die Felder und Wälder der Umgebung zu wandern. Heute werden über das ganze Jahr (vom 2. Januar bis 30. Dezember) jeden Mittwoch und Samstag sogenannte Seniorenwanderungen durchgeführt. Donnerstags gibt es Radtouren. Und alle 3-4 Wochen veranstaltet die „Tourengruppe“ Fuß- oder Radwanderungen, bei denen per pedes 20-24 km gelaufen werden. So legten im vergangenen Jahr die Wanderer 1.570 km und

deraufnahme der Vereinstätigkeit. Die auf den Stand der Gründungsjahre geschrumpfte Mitgliederbewegung ging zügig nach oben und erreichte in den 50er und 60er Jahren Höhepunkte. Hierfür stehen die Namen: Nelly Tils, Betty Schobbenhaus, Dr. Gerhard Peschka und Ernst Schäfer. Heute bleibt der Stand bei 230 bis 240 Mitgliedern recht konstant, wenngleich eine Überalterung – wie bei so manchem Verein – nicht zu übersehen ist



So wurde in den 20er und 30er Jahren „gewandert“

die Radler 768 km zurück.

In den dreißiger Jahren gab es eine Stagnation der Mitgliederzahlen, abgesehen davon, daß der Vereinsvorsitzende zum „Vereinsführer“ umfunktioniert wurde, und hier und da ein offizielles Schreiben nicht nur mit dem Eifelgruß „Frisch auf!“ unterzeichnet wurde, sondern auch den Zusatz „Heil Hitler“ tragen mußte. Bedeutsam erscheint mir, daß weder in dieser Zeit noch vorher oder nachher politische oder wirtschaftliche Gegensätze im Verein zu verzeichnen waren.

Der Zweite Weltkrieg brachte allerdings im Eifelverein Ratingen eine tiefere Zäsur. Die Wanderungen stockten und hörten später ganz auf, ebenso die Stammtischabende. Erst 1947 erlaubten die britischen Behörden die Wie-

und die Zeiten, in denen „eine junge Dame für die Leitung der Jugendgruppe“ gesucht wurde, weit zurückliegen. Erfreulich aber: Wanderer und sogar Wanderführerinnen, die 80 Jahre und älter sind, hat der Eifelverein zuhauf. Und unser Wanderer-Senior Herbert Roß, der dem Verein über Jahrzehnte in vielen Funktionen gedient hat, insbesondere als Wanderbaas, wird bei Erscheinen dieses Heftes in allen Wanderehren 88 Jahre alt geworden sein.

Gewandert wird in und um Ratingen, meist vom Wanderschild an der Ecke Hallenbad/Haus zum Haus aus. Vielfach gibt es Anfahrten mit Pkw, Straßenbahn, Bus und S-Bahn, um weiter entfernt liegende Wandergebiete zu erreichen. So sind den Eifelanern nur wenige Wanderwege fremd. Aber

auch drei- bis sechstägige Reisen dienen dem Wandern in der Eifel, im letzten Jahr auf dem Rennsteig im Thüringer Wald, im Pfälzer Wald und Fahrradtouren im Münsterland.

Wurde in früheren Jahren im Eifelverein Ratingen neben dem Wandern dem Gesellschaftsleben ein besonderer Rang eingeräumt – man denke nur an die vielen Sommer- und Winterfeste, oft mit dem Tennisclub Grün-Weiß im Krummenweg – so ist im Laufe der Zeit das Bedürfnis nach Erweiterung des kulturellen Horizonts in den Vordergrund getreten. Städte und Landschaften, Baudenkmäler, Ausstellungen und Betriebe sind mehrmals jährlich Ziel der Eifelaner. Für viele andere aus den letzten Jahren seien genannt: Goslar, Worms, Speyer, Michelstadt, Siegburg, Weimar, Gotha, Erfurt, Bamberg, Pfälzer Wald, Weserbergland, Westfälische Mühlenstraße, Odenwald, Thüringer Wald, Soonwald, Kirchen und Schlösser aller Art, Thyssen, Rheinbraun, Einrichtungen der Bundesbahn usw. usf.

Den Mitgliedern des Eifelvereins wird viel geboten. Sie nehmen es dankbar und mit großem Interesse an. Reisen sind meist sehr schnell ausgebucht. Aber man

trifft sich auch wöchentlich am Stammtisch, seit 1970 im Stammlokal Café Feit. Man feiert St. Martin und Nikolaus und man freut sich, mal dem einen, mal der Wandergruppe, mal dem ganzen Verein fröhlich zuzurufen: Frisch auf!

Nachtrag: Jahrzehntelang dominierte im Eifelverein das männliche Element. Wie überall, sind die Damen langsam aber sicher nach vorn gerückt, nicht nur zahlenmäßig. Dies drückt sich beson-

ders in der Besetzung des Vorstandes der Ratinger Eifelaner aus (m = männlich, w = weiblich): Vorsitzender Otto Werner Stinshoff (m), stellvertretende Vorsitzende Elisabeth Brühl (w), 1. Wanderwart Alfred Klöss (m), 2. Wanderwart Ruth Schlemper (w), 1. Schatzmeister Gustav-Adolf Brandt (m), 2. Schatzmeisterin Getrud Mengel (w), 1. Schriftführerin Marianne Maisel (w), 2. Schriftführerin Ilse Reinkenobbe (w).

Otto Werner Stinshoff



Vor der Wassenburg Haus zum Haus traf sich die Wandergruppe 1994 zur Wanderung in den Ratinger Wald. Sechster von links: Wanderbaas Alfred Klöss. Vor der Gruppe in der Mitte: Vorsitzender Otto Werner Stinshoff



In Erinnerung an 75 Jahre Handballgeschichte in Ratingen und im Angerland stifteten die „Feldhandball-Freunde Ratingen-Angerland“ eine Keramiktafel, die am Haus Bechemer Straße 12 (Ecke Steinhausgäßchen) angebracht und am 16. August 1996 vor vielen Gästen feierlich enthüllt wurde. Neben einigen Handballpionieren der alten Traditionsvereine konnte Vorsitzender Ferdi Werner, selbst ein bekannter Handballtorwart der 40er und 50er Jahre, Bürgermeister Wolfgang Diedrich begrüßen, der in seiner Ansprache auf die Bedeutung Ratingens als frühere Feldhandballhochburg hinwies.

Die Tafel mit den Ausmaßen 84 x 39 cm enthält die Namen aller Vereine aus Ratingen und dem Angerland, in denen zwischen 1921 und 1976 Feldhandball gespielt wurde, mit dem Hinweis auf die jeweils höchste Spielklasse, die von diesen Vereinen erreicht wurde. Ferdi Werner hat die Tafel selbst entworfen.

# Aus der Geschichte der Stellmacher-Familie Schorn an der Düsseldorfer Straße 30

Helga Schorn, geb. Barth, ist es zu verdanken, daß unsere Ahnenreihe bis zum Urahn Petrus Schorn, geb. etwa 1640 in Rath, aufgezeichnet worden ist. Sie ist die Ehefrau von Wilderich Schorn, der den Vornamen seines Paten Graf Wilderich von Spee trägt.

Von den sieben Kindern des Petrus Schorn war Wilhelmus, geb. am 8.9.1669, verheiratet mit Agnes von der Blumbracht, unser gemeinsamer Vorfahre. Sein Bruder Gerhardus, geb. etwa 1670, verheiratet mit Catharina von der Hanten, wird in Richard Baumanns Buch „Die Leute vom Schimmershof“ auf Seite 51 als Vater der Maria Elisabeth Schorn genannt, die mit Johann Peter Claeshaußen, dem Urahn vom Schimmershof, verheiratet war.\*

Unsere Ahnenreihe setzt sich von Wilhelmus über Joe Petrus (1718-1788), verheiratet mit Elisabeth Sybilla Dübbers, über deren Sohn Joes Petrus, geb. 1753, verheiratet mit Maria Gertrudis Hagen (Haak) bis zu Antonius Josephus Jakobus Schorn (4.12.1794 bis 29.12.1870) fort, der als Gründer der Stellmacherei Schorn gilt und mit Maria Christina Breuer verheiratet war.

Von seinen Söhnen Wilhelm Jakob (23.5.1825-1.12.1915) und Heinrich (27.6.1832-31.12.1917) existieren noch Goldhochzeitsfotos. Sie zeigen den älteren Wilhelm Jakob, der in Neuss eine Stellmacherei gegründet hat, mit seiner Ehefrau Gertrud geb. Eickershoff (4.4.1840-25.6.1924) und meinen Großvater Heinrich Schorn mit seiner Ehefrau Johanna, geb. Esser, (15. 1. 1844 - 8.6.1915).

Meine Großeltern schenkten zehn Kindern das Leben, von denen eines, wie der Totenzettel meiner Großmutter bekundet, „im zarten Alter starb“.

\* Richard Baumann „Die Leute vom Schimmershof - 1000 Jahre bäuerliches Leben in Ratingen“. Herausgegeben von Hanno Paas, Ratingen 1992.



Goldhochzeit der Eheleute Heinrich Schorn und Johanna, geb. Esser, am 29. April 1914

Außer dem Inhalt der Totenzettel ist von meinen Großeltern nur wenig bekannt. Konrektorin Maria Schmitz, eine meiner viel älteren Kusinen, die die Großeltern gut gekannt haben, hat folgendes berichtet:

Während Großmutter Johanna sehr gern schenkte, hielt der Großvater das Geld zusammen und zählte mit Vorliebe seine

Goldstücke. Neben ihm saß dabei, wie oft auch beim Essen, sein grauer Spitz Fips. Großvater Heinrich sagte zu seiner Frau: „De Spitz, de kickt och liewer be-im Eete zu als be-im Jeldzälle.“ Darauf meinte meine Großmutter: „Un be-i dir is et genau ömjekehrt.“

Meine Mutter hat im Alter viel von ihrer guten Schwiegermutter erzählt. Sie habe trotz ihrer vielen Arbeit noch für andere gebügelt, um mitzuverdienen. Auch habe sie schon morgens früh um drei Uhr, ehe alle anderen aufgestanden waren, die Fenster des Hauses gestrichen. - Meine älteste Schwester Elisabeth Johanna, geb. am 15.1.1911, erinnert sich, daß unser Vater im Sommer 1915 am Totenbett seiner Mutter gestanden und geweint hat. Das prägte sich ihr ganz tief ein.

Das älteste Foto, das ich von unserer Familie besitze, ist das Hochzeitsbild meiner Eltern Wilhelm Jakob Schorn und Elisabeth Fergas aus Haltern (standesamtliche Trauung am 8.9.1908, kirchliche Trauung am 9.9.1908 in Haltern).

Meine Mutter erzählte im Alter gern, wie sie ihren Mann kennengelernt hat. Sie stammte aus dem

<p>Jesus!            Maria!            Joseph!</p> <p><b>Hl. Petrus und Paulus!</b></p> <p>„Ihr habt jetzt zwar Trauer, aber ich werde Euch wiederselen, und Euer Herz wird sich freuen.“ Job. 14.11.</p> <p><b>Christliches Andenken</b> an die in Gott ruhende wohlachtbare Frau <b>Johanna Schorn,</b> geb. Esser, welche zu Ratingen am 8. Juni 1915 nach längerer schmerzvoller Krank- heit, wohlversehen mit den hl. Sterbesakramenten, unter dem Ge- bete der Ihrigen sanft ins Jenseits hinübergegangen ist. Sie war geboren zu Selbeck am 13. Januar 1844 und trat am 30. April 1864 in den hl. Ehestand mit Heinrich Schorn. Diese</p>	<p>glückliche Ehe wurde von Gott mit 10 Kindern gesegnet, von denen eines im zarten Alter starb. An der Seite ihres Gatten war die Ver- storbene jederzeit für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder treu besorgt, stets darauf bedacht, durch Wort und Beispiel dieselben für Gott und das ewige Leben zu erziehen. Im Kreise der Ihrigen feierten die Eltern im Jahre 1914 das Fest ihrer Goldenen Hochzeit. Seitdem hat sich die Entschlafene durch Gebet und erbauliche Ge- duld im Leiden auf ihren Heim- gang vorbereitet, so daß auf sie das Schriftwort angewendet werden darf: „Wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohlgehen; am Tage seines Hinscheidens wird er geseg- net werden.“ (Sir. 1,13).</p> <p>Tieft betrubt empfehlen der Gatte, 2 Söhne, 7 Töchter, 4 Schwieger- söhne, 2 Schwiegertöchter, 27 Enkel und eine Schwester die teure Seele dem hl. Meßopfer und der christ- lichen Fürbitte, damit sie bald <b>ruhe im ewigen Frieden.</b></p> <p><small>Druck von F. Zschornig in Ratingen</small></p>
--	--



Hochzeitsbild von Wilhelm Jakob Schorn und Elisabeth Fergas aus Haltern in Westfalen. Die Hochzeit fand am 8. bzw. 9. September 1908 in Haltern statt

Bahnhofshotel in Haltern und wollte „die feine Küche“ lernen, wie sie selbst sagte. Deshalb kam sie im Februar nach Ratingen, um in der Gaststätte „Zum Hirsch“ an der Düsseldorfer Straße 36 zu arbeiten, die Anfang dieses Jahrhunderts von Besitzer Peter Krier und seiner Ehefrau sehr gut geführt wurde.



Elisabeth Schorn mit ihren beiden ältesten Kindern Wilhelm Heinrich und Elisabeth Johanna

Bei einer Karnevalsfeier stand meine Mutter hinter der Theke, um Bier zu zapfen, als mein Vater, als Spanier verkleidet, sie um einen Tanz bat. „Mit einem Fastnachtsjecken tanze ich nicht“, meinte die stolze Westfälin. Doch

Frau Krier sagte: „Else, de Schorn is ne juude Keel us de Norberschaft, do kannze ruhig met danze; un et jöwt och widder ne Jroschel!“ (Bei jedem Tanz war damals ein Groschen zu zahlen.) Vaters Kommentar beim Walzertanz: „Fräulein, Sie tanzen so leicht!“ Mutter merkte an, daß sie in Haltern oft Walzerkönigin gewesen sei. - Es folgten weitere Tänze, und als meine Mutter am nächsten Morgen zur Arbeit kam, sagte Frau Krier: „Else, Else, du häs de Schorn janz verrückt jemäkt! Jester owend hätte en Runde Sekt jeschmisse, un hütt morje wor he och schon he un hät jefrocht, of du nit nur danze, of du och arbe-ide könnt.“

Und dann ging alles ganz schnell. Christi Himmelfahrt wurde Verlobung gefeiert, und am 8./9. September 1908 folgte die Hochzeit. Ein Foto von 1911 zeigt meine Mutter mit ihren beiden ältesten Kindern: Wilhelm Heinrich, geb. am 30.8.1909, und Elisabeth Johanna, geb. am 15.1.1911.

Am 17.12.1912 wurde Tochter Antonie geboren und am 19.3.1915 Sohn Karl.

Im Ersten Weltkrieg mußte der Vater Soldat werden. Ein Foto zeigt ihn in Uniform mit Frau und Tochter. Wie lange er fort war, weiß ich nicht. Aus dem Nachlaß von Maria Schmitz stammen zwei Karten, die er am 10.11.1916 und am 4.3.1917 aus Rußland an die Familie seiner Schwester Gertrud



Wilhelm Jakob Schorn als Soldat im Ersten Weltkrieg mit seiner Frau und seiner Tochter Elisabeth

Schmitz geb. Schorn geschickt hat.

Das in der „Quecke“ vom Dezember 1994 abgedruckte Werkstattfoto stammt wohl aus der Zeit kurz nach Vaters Rückkehr. Auf dem Arm trägt meine Mutter ihr fünftes Kind Heinrich, geb. am 3.2.1917.

Anläßlich der Hochzeit von Fritz Kellermann und Friederike Schorn wurde am 31. Juli 1919 das folgende Bild aufgenommen. Alle Geschwister des Bräutigams und der Braut sind bei dieser Feier anwesend. Es ist das einzige Foto, das alle neun Kinder der Eheleute Heinrich Schorn und Johanna geb. Esser zeigt. Es sind dies dem Alter nach:



Hochzeitsfoto von Fritz Kellermann und Friederike Schorn (31. Juli 1919)

Heinrich Schorn, geb. am 20.10.1866,

mit Ehefrau Auguste geb. Conrads,

Anna Issel geb. Schorn, geb. am 11.8.1868,

mit Ehemann Jakob Issel,

Helene Lippe geb. Schorn, geb. am 6.7.1870,

mit Ehemann Ferdinand Lippe,

Elisabeth Welter geb. Schorn, geb. am 30.10.1872,

mit Ehemann Josef Welter,

Christine Dufrein geb. Schorn, geb. am 30.9.1875,

mit Ehemann Fritz Dufrein,

Gertrud Schmitz geb. Schorn, geb. am 15.3.1878,

mit Ehemann Carl Schmitz und deren Tochter Maria Schmitz (als Brautjungfer),

Wilhelm Schorn, geb. am 16.10.1880,

mit Ehefrau Elisabeth geb. Fergas und deren Tochter Antonie (als „Engelchen“),

Friederike Kellermann geb. Schorn, geb. am 2.7.1886

mit Ehemann Fritz Kellermann,

Maria Schorn, geb. am 2.7.1886 (als Brautjungfer),

später verheiratet mit Wilhelm Langholz.

Die genannten direkten Nachkommen sind auch auf den Erbscheinen von Johanna und Heinrich Schorn aufgeführt. Bei Maria Schorn heißt es: „Inhaberin eines Schreibwarengeschäfts“. Sie war die Gründerin des später von ihrer Schwester Friederike Kellermann übernommenen Schreibwarengeschäftes, das die Geschwister Hanne und Paul Kellermann nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaut und weiter ausgebaut haben.

Der älteste Sohn, Stellmachermeister Heinrich Schorn, hatte schon 1891 in Duisburg einen Betrieb aufgebaut und war inzwischen Vater von zehn Kindern. Sein jüngster Sohn Willi wurde 1914 geboren.

Auf dem Hochzeitsfoto von Fritz Kellermann und Friederike Schorn

sind auch alle Geschwister von Fritz Kellermann zu sehen:

Karl, Heinrich, Maria Samans geb. Kellermann, Anna Heidkamp geb. Kellermann und Lehrer Otto Kellermann.

Mein Vater Wilhelm Jakob Schorn stattete die von seinem Vater übernommene Stellmacherei mit weiteren Maschinen aus und kaufte 1919 ein Horizontal-Sägegatter. Stammholz wurde zu Brettern geschnitten. Im AOK-Magazin vom März 1983 heißt es dazu anlässlich des 60-jährigen Handwerks-Jubiläums meines Bruders Willi:

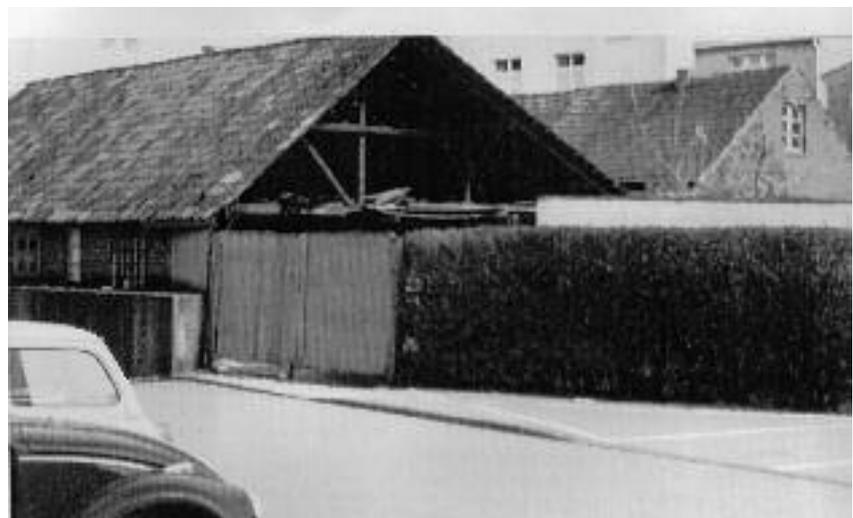
„Allein als Trockenzeit benötigte das Holz eine Lagerdauer von 4-5 Jahren, um überhaupt verarbeitet zu werden.“

In einem Artikel in der Rheinischen Post vom 6.1.1962 mit der Überschrift „125 Jahre alte Handwerk-Tradition“ wird berichtet: „Wilhelm Jakob Schorn, der von 1880 bis 1939 lebte, war es, der den Betrieb von Grund auf mechanisierte. 1909 schaffte er die erste Bandsäge an, die heute noch in Betrieb ist. Zwei Hobelmaschinen und eine Radmaschine, die jedoch schon an die zehn Jahre unbenutzt steht, folgten. Die größte Anschaffung aber war das Horizontal-Sägegatter im Jahre 1919. Es ist auch heute noch in Betrieb, wenn es große Stücke Rundholz zu schneiden gilt. Ihre (muß heißen seine) Bewährungsprobe aber bestand

es nach dem Ende des letzten Krieges. Baumstämme waren u.U. noch aufzutreiben, aber in Ratingen bestand keine Möglichkeit, das Holz zu Bauholz zu schneiden. Da kam dieses Horizontal-Gatter wieder voll zu Ehren, und in den ersten Monaten nach Kriegsende wurde beinahe das gesamte Bauholz für das St.-Marien-Krankenhaus hier zurechtgeschnitten.“

Für meinen Vater kamen aber nach all diesen Anschaffungen harte Zeiten. Er mußte nach dem Tode seines Vaters acht Geschwister ausbezahlen. In den Jahren 1919 und 1921 wurden die Kinder Josef und Johanna geboren. Es war also eine große Familie zu ernähren. Und dann folgte in den zwanziger Jahren die Inflation. Das Geld kam oft nur schwer herein, und meine Mutter erzählte im Alter, sie habe oft nicht gewußt, wovon sie Brot für zehn Personen (einschließlich eines Gesellen, der auch beköstigt wurde) hernehmen sollte. Ihr großes Gottvertrauen half weiter. Sie sagte: „Dann habe ich bei der Arbeit gebetet und gesungen, und es kam jemand, der eine Rechnung bezahlte oder einen Handwagen oder eine Schiebkarre kaufte. Ich habe immer das Geld für das Brot auf die Theke gelegt.“ Man muß dazu wissen, daß früher häufig „angeschrieben“ wurde; in Ratingen sagte man: „auf Pump gekauft“.

Gemüse und Obst konnten wir aus unserem Garten holen, der



Werkstatt und Schuppen für die Horizontalgatter-Säge der Stellmacherei Schorn, Duiseldorfer Straße 30. Die Aufnahme wurde von der Minoritenstraße aus gemacht

allerdings auch viel Arbeit machte. Wir hielten Hühner und Schweine, so daß für Eier und Fleisch weitgehend gesorgt war. Im Herbst kochte die Mutter ein, und in große braune Tonnen wurden Weißkohl und Bohnen eingestampft. Zweimal im Jahr war Schlachtfest. Ich erinnere mich noch gut, wie dann gewurstet und leckere Sülze gekocht wurde.

Eine meiner Schwestern hatte eine Lehre als Schneiderin absolviert, so daß zumindest die Kleidung für uns Mädchen genäht werden konnte. Zur Erstkommunion schenkte meine Patin Tante Auguste aus Duisburg weißen Stoff, und von Patenonkel Fritz Dufrein bekam ich blauen Stoff für das Zweittagskleid. Meine 19 Jahre alte Schwester mußte die Kleider nähen. Ein großes Geschenk war der silberne Rosenkranz von Großmutter Fergas, und meine älteste Schwester, die im Büro schon gut verdiente, ließ ein Kommunionfoto von mir aufnehmen. Es war das erste Atelier-Foto von mir, die früheren wurden alle von Fotografen zufällig gemacht, wie ein Bild der Kinder aus der Nachbarschaft oder ein Foto auf dem Schulweg.

Zum Spielen war im großen Obstgarten Platz, der zugleich als Lagerplatz für Stammholz und Bretter diente und somit gleichsam ein „Abenteuerspielplatz“ war. Auch ein alter Wagen stand dort. Ein Foto zeigt neben mei-

Herbst wurden Windvögel aufgelassen.

Meine Brüder erzählten unserer Mutter erst, als sie erwachsen waren, daß es ihnen besonderes Vergnügen bereitete, abends



Ein alter Wagen im Garten der Stellmacherei Schorn. Auf dem Bock Wilhelm Schorn und Paul Kellermann, auf dem Wagen Willi und Toni Schorn sowie die Nachbarskinder Josef, Fritz, Berni und Hans Schwaab

nem Vater Paul Kellermann, meine Geschwister Willi und Antonie sowie die Nachbarskinder Josef, Hans und Berni Schwaab.

Oft hielten wir Kinder uns auf dem sogenannten „Dreckberg“ auf.

Windvögel mit Laterne aufzulassen, statt ins Bett zu gehen. - Da in unserem kleinen alten Haus Raummangel herrschte, hatte der Vater über der kleinen Werkstatt (es gab da einen großen und einen kleinen Raum) Schlafzimmer für seine Söhne ausgebaut, so daß die Burschen ihre Ausflüge in die Wiesen unbeobachtet machen konnten.

Dem Raummangel half unser Vater auch ab, indem er 1934 die Toreinfahrt zur Werkstatt überbaute und damit vier große neue Räume schuf.

Zuvor konnten die Eltern im September 1933 das Fest ihrer Silberhochzeit feiern. - Im Garten wurden Fotos aufgenommen, die das „Silberpaar“ mit den sieben Kindern und dem sozusagen zur Familie gehörenden weißen Spitz Lotte, die sieben Kinder dem Alter nach sowie die vier Brüder zeigen. Der 1919 geborene Sohn hatte den 1917 geborenen schon in der Größe überholt.

Es blieben die einzigen Fotos, auf denen die ganze Familie zu sehen ist. - Drei Söhne mußten in den Jahren danach zu Arbeitsdienst und Wehrdienst einrücken, und am 7. August 1939 starb ganz plötzlich der Vater im Alter von nur 58 Jahren. Zwar war er wegen



Kinder von der Düsseldorfer Straße um 1926 vor der ehemaligen Lackfabrik an der Düsseldorfer Straße 28 (heute Sparkasse). Auf dem Bild mit ihrem Puppenwagen Hanne Kellermann und Hanni Schorn, mit Schürze daneben: Paul Kellermann

Taschengeld kannten wir gar nicht, und an Urlaubsreisen war nicht zu denken. Einmal durfte ich für zwei Wochen zu Verwandten nach Haltern fahren. Im Austausch vergnügten wir uns in Haltern und die Halterner Kinder in Ratingen.

Wo heute die Trasse der Minoritenstraße verläuft, wurde Schutt abgeladen, und wo die Minoritenschule und die Berufsschule stehen, gab es große Wiesen, Holunderbüsche und einen Bach, der im Winter gestaut werden konnte, um Schlittschuh zu laufen. Im



Silberhochzeit von Wilhelm Jakob und Elisabeth Schorn am 9. September 1933.  
Auf dem Bild alle sieben Kinder und der Familienspitz Lotte

seines schlechten Gesundheitszustandes am 17.7., 18.7., 20.7. und am 3.8.1939 in Behandlung gewesen, doch hatte der alte Sanitätsrat Dr. Einhaus die Schwere der Erkrankung wohl nicht erkannt. Mit Datum vom 18.8.39 stellte er an „Wilhelm Schorn Erben“ für seine Bemühungen 21 Reichsmark in Rechnung. Es bestand damals weder eine Kranken- noch eine Altersversicherung.

Wir Kinder waren alle schon berufstätig, und der älteste Bruder hatte gerade seinen Meisterbrief aufgehängt, nachdem er wegen der Krankheit des Vaters schon seit längerer Zeit den Betrieb leitete.- Wir Kinder unterschrieben beim Notar, daß wir auf das mütterliche Erbe verzichteten, um der Mutter die Nutznießung des alten Hauses zu überlassen, da sie ohne Rente zurückblieb. Sie hat den Vater fast 40 Jahre überlebt.

Von Wilhelm Jakob Schorn (1880-1939) ist noch nachzutragen, daß er viele Hobbys hatte. Am 11. März 1929 machte er den Führerschein und kaufte einen gebrauchten weinroten Renault. Ein Foto zeigt ihn am Steuer seines Wagens; neben ihm Nachbar Josef Schwaab, auf den Rücksitzen Fritz Schwaab und Antonie Schorn. Manchmal fuhr er zum Nürburgring.

Ein anderes Hobby war das Fußballspielen bei den „Alten Herren“ von Ratingen 04. Alte Ratinger



Wilhelm Jakob Schorn als stolzer Besitzer eines weinroten Renault im Jahre 1929

werden sich erinnern, daß auch sein Sohn Willi in den dreißiger Jahren als Torwart bei Ratingen 04 gespielt hat.

Mit seinem Sohn teilte Wilhelm Jakob Schorn auch die Liebe zu den Bayerischen Bergen. Wenn es Zeit und die Finanzen erlaubten, machte er dort gern Urlaub, u.a. auch am „lieblichen“ Tegernsee.

Besonders aber liebte mein Vater kleine Kinder. Das jüngste Nachbarkind Berni Schwaab hatte er ins Herz geschlossen.- Als im Herbst die Windvögel in den Wiesen hochgelassen wurden, schaute ein kleines Mädchen sehnsüchtig zu. Ihr Vater solle ihr doch auch einen Drachen bauen,

meinte mein Vater. Traurig antwortete die kleine Marianne: „Ich habe doch keinen Vater.“ Er war früh gestorben. Am nächsten Tag baute Vater Schorn ihr einen Windvogel. Viel später hat Marianne mir das erzählt.

Ohne die Mutter zu fragen, holte der Vater sich auch Ferienkinder. Einmal war Hannelore aus Neuschleuse bei Berlin unser Gast, in einem anderen Jahr das siebenjährige Annerl aus Wassersuppen bei Waldmünchen.

Ich erinnere mich gern an die sonntäglichen Spaziergänge mit dem Vater nach Schwarzebruch oder Krummenweg. Während des Baus der Brücke über das Anger-

tal ging der Vater zur „Eule“, um zu sehen, wie weit der „Viadukt“, wie er meist zu sagen pflegte, während der Woche wieder gewachsen war.

Bei den Schützen der Reservekompanie war Wilhelm Jakob Schorn Mitglied. Sein Todestag, der 7. August 1939, war ein Schützenfest-Montag. -

Ein ganz wichtiges Hobby war für Wilhelm Jakob Schorn das Lesen. Nach Feierabend saß er oft im Wohnzimmer auf der Bank, viele Bücher um sich. Lexika und Atlas gehörten dazu, wenn er las. Einen sechzehnbändigen Brockhaus und ein fünfbändiges Meyers Lexikon nannte er sein eigen. Da wurden ihm unbekannte



Wilhelm Jakob Schorn als Torwart der Alt-Herrenmannschaft von Ratingen 04

oder nachschlagenswerte Begriffe ebenso nachgesehen wie Flüsse oder Orte. - Ich erinnere mich an ein Buch über die Familie des russischen Zaren, und ich besitze von ihm noch „Stanley's sämtliche Reisen in Afrika und Ermin Paschas, Wissmanns, Dr. Peters Erlebnisse im dunklen Erdteil“, Berlin, o.J.

Wenn meine Mutter Rätsel löste, fragte sie ihn vor allem oft nach geographischen Begriffen. „Watt ihr in öer Haltersche Scholl schon jeliert hatt!“ hörte ich den Vater manchmal im Spaß sagen. Mutter entgegnete empört, daß sie schließlich „eine Klasse übersprungen“ habe.

Vaters Lehrer hatten vorgeschlagen, daß er Lehrer werden solle. Doch der Großvater bildete beide Söhne als Stellmacher aus.

Wenn es nach Vater Schorn gegangen wäre, hätten auch alle seine Söhne bei ihm das Stellma-



Willi Schorn (geb. 1957) an der Hobelbank in der Werkstatt seines Vaters

cher-Handwerk erlernt. Aber der zweite Sohn Karl wollte Bäcker und Konditor werden und hatte in Mönchengladbach eine Lehrstelle gefunden. Nach dem Zweiten Weltkrieg bestand er mit Auszeichnung seine Meisterprüfung und studierte nach Sonder-Abitur in Hannover und Wilhelmshaven. Bis zu seinem frühen Tod unterrichtete er als Oberstudienrat an der Berufsschule in Stolberg. Sohn Heinrich legte nach dem Krieg die Bilanzbuchhalter-Prüfung ab. Auch der jüngste Sohn Josef wurde Kaufmann. Nach dem Krieg zeigte er Interesse am Stellmacher-Handwerk und schloß mit Bruder Willi einen Umschulungsvertrag ab. Von 1947 bis 1949 arbeitete er in der Werkstatt an der Düsseldorfer Straße 30 und baute - gleichsam als Gesellenstück - eine Kinderkutsche für die Familie Paas. Sie ist auf Seite 107 des Buches „Die Leute vom Schimmershof“ abgebildet. Später arbeitete Josef Schorn bei Hoffmann in Lintorf und blieb - auch später als selbständiger Kaufmann - immer dem Fahrzeugbau verbunden.

„Alle Schorns-Männer sind handwerklich begabt“, sagte „Ahnenforscherin“ Helga Schorn. - Eine geschickte Hand können auch die Söhne von Josef Schorn in ihren Berufen brauchen: Jörg ist Chirurg und Orthopäde, Axel wollte nichts anderes als Tierarzt werden.

Früh übte der jüngste Sohn von Willi Schorn, Willi junior, in der Werkstatt seines Vaters. Noch klappte es nicht so ganz. Vielleicht war der Hammer zu schwer für das Kinderhändchen. Später schnitten er und sein Bruder Paul an der Bandsäge Verladekeile, als

für ihren Vater die Arbeit schwer wurde. Willi studierte in Köln Volkswirtschaft und arbeitet als Anlageberater bei einer Versicherungsgesellschaft in Köln. - Sein ältester Bruder Paul lebt in Hamburg-Stellingen und arbeitet dort als Bezirksleiter bei der Firma Shell.

Von den männlichen Namensträgern der Familie Schorn leben lediglich noch Josef Schorn und Sohn Dr. Axel Schorn in Ratingen. Axel hat mit seiner Ehefrau Bettina für einen Namensträger des Gründers der Stellmacherei Schorn gesorgt. Nach Tochter Farina wurde am 14. Mai 1991 Jacob Schorn geboren.

Leider hat Wilhelm Jakob Schorn (im Familienbuch heißt es: Jacob Wilhelm Schorn) seine Enkelkinder nicht mehr erlebt. Zwanzig an der Zahl wurden es, wie seine Frau sich das gewünscht hatte. Bis ins hohe Alter wußte sie alle ihre Geburtsdaten auswendig. Auch ihr Hobby, das Besticken schöner Tischdecken, konnte sie noch mit über 92 Jahren ausüben. So hat sie sich im Familien- und Freundeskreis ein Denkmal gesetzt, ehe sie mit 93 1/2 Jahren am 24. Dezember 1978 starb.

Meine Eltern und Großeltern ruhen in einer Grabstätte auf dem Katholischen Friedhof in Ratingen. In der Nähe liegt auch das Grab des letzten Stellmachermeisters Wilhelm Heinrich Schorn.

Hanni Schorn



Grabstätte der Familien Heinrich und Wilhelm Jakob Schorn auf dem Katholischen Friedhof in Ratingen

# Max Scheiff, Ratinger Bürgermeister in schwerer Zeit (1922-1933)

(Schluß)

In den bisherigen Beiträgen (Quecke Nr. 64, 1994, und Nr. 65, 1995) wurden Scheiffs Lebensweg bis zu seiner Berufung zum Städtischen Beigeordneten und seine Rolle als Bürgermeister unter der französischen Besatzung in der Ruhrkrise 1923 und danach seine Tätigkeit in den relativ glücklichen Jahren untersucht, sie gipfelte in der Ausrichtung des 650jährigen Stadtjubiläums und der Erweiterung Ratingens bei der kommunalen Neuordnung 1930. Zum Abschluß sollen nun sein Wirken in den Endjahren der Weimarer Republik, die Absetzung durch die Nationalsozialisten und das weitere Schicksal bis Kriegsende verfolgt werden. Am Schluß steht in einem Nachtrag seine Tätigkeit als Ministerialbeamter in der Düsseldorf-Staatskanzlei.

Die letzten Jahre Scheiffs als Bürgermeister wurden wie die wirtschaftliche, soziale und politische Situation Ratingens in dieser Zeit überhaupt überschattet und bestimmt von der Weltwirtschaftskrise. Da diese jüngst in einer sehr ausführlichen Untersuchung behandelt wurde (Klaus Wisotzky, Krisenzeiten. Ratingen während der Weltwirtschaftskrise 1930 bis 1932, Ratinger Forum 3, 1993, S. 123-228), können wir uns hier weitgehend auf knappe Hinweise beschränken.

Zur Erinnerung sei erwähnt, daß Ratingen, abhängig von der krisenanfälligen Metallindustrie, besonders schwer zu leiden hatte. Kennzeichen der Krise waren die Einschränkung der Produktion, Firmenschließungen oder -zusammenbrüche, Entlassungen und auf der anderen Seite ein kontinuierliches Absinken der staatlichen Unterstützungszahlungen, Armut und Verzweiflung.

Die Deutsche Lastautomobilfabrik AG (DAAG), der einstmals größte Ratinger Arbeitgeber, brach, schon länger kränkelnd, 1930 zusammen. Es folgten die Nietenfabrik Gahlen an der Kaiserswert-

her Straße und 1931 die Spinnweberei Cromford. Notleidend oder zu umfangreichen Entlassungen gezwungen waren auch die Keramik, die erst mit der kommunalen Neugliederung zu Ratingen gekommene Rheinische Spiegelglasfabrik in Eckamp, auf deren Steuerkraft Scheiff im voraus große Hoffnungen gesetzt hatte, die Dürrwerke, die Eisenhütte und die in diesen Jahren mehrfach Namen und Besitzer wechselnde Ratinger Maschinenfabrik an der Homberger Straße. Es gab kein namhaftes Ratinger Unternehmen, das von der Krise nicht schwer getroffen wurde. Angesichts der großen Zahl akut gefährdeter Betriebe waren städtische Stützungsmaßnahmen, wie sie Bürgermeister Scheiff in den Jahren zuvor unternommen hatte (vgl. Quecke Nr. 65), nicht mehr möglich. Schon Ende 1931 mußte das städtische Wohlfahrtsamt bei einer Zahl von 19.000 Einwohnern 3452 Personen unterhalten, diese Zahl erhöhte sich bis Ende 1932 auf 4934, womit unter Einbeziehung der Familienmitglieder mehr als ein Drittel aller Ratinger von öffentlichen Mitteln lebte. Ab Herbst 1931 verhinderten nur noch Zuschüsse des Reiches den Bankrott der städtischen Finanzen.

Erst vor diesem Hintergrund gewann eine Affäre um die Wohnung des Bürgermeisters, die „Villa Scheiff“, ihre volle politische Dimension und vermochte es, mehrere Jahre lang die Ratinger Öffentlichkeit immer wieder zu beschäftigen. Sie führte am Ende zu einer wesentlichen Schwächung des Bürgermeisters und erleichterte es 1933 den Nationalsozialisten und bürgerlichen Konservativen, Scheiff in Unehren aus seinem Amt zu vertreiben.

Den Ausgangspunkt der Affäre bildeten Verhandlungen zwischen der Stadt und der Rheinprovinz über eine Neuverteilung der Zuständigkeit für bestimmte Ratinger Straßen, deren Unterhaltung und Ausbau. Nötig wurde

dies durch den Neubau von Hauser Allee und Jahnstraße (Stadionring) anlässlich des Stadtjubiläums 1926. Das Interesse der Provinz galt dabei u.a. dem zweispurigen Ausbau der Hauser Allee als Umgehungsstraße. Ein Hindernis hierfür bildete die damals zum Verkauf stehende Wellensteinsche Villa, Kaiserswerther Straße 16, deren Garten größtenteils für den Ausbau benötigt wurde. Verhandlungen, diesen Teil des Gartens zu erwerben, scheiterten, so daß nur der Kauf des Gesamtbesitzes übrig zu bleiben schien.

Die Provinz lockte für den zweispurigen Ausbau mit einer Subvention von 60.000 RM. In dieser Situation veranlaßte Bürgermeister Scheiff in einer vertraulichen Sitzung am 1. Februar 1929 den Stadtrat zu einem fast einstimmigen Votum - nur die KPD war dagegen - den Gesamtkomplex als künftigen Wohnsitz des Bürgermeisters aufzukaufen. Der Kaufpreis betrug 50.000 Mark, die Renovierungskosten wurden im April vom Bauausschuß auf 30.900 RM veranschlagt. Für die Finanzierung standen 38.000 Mark aus dem Verkauf der alten Bürgermeisterwohnung an der Bahnstraße sowie eventuell ein Teil von obigen 60.000 Mark von der Rheinprovinz zur Verfügung. Die Renovierung sollte mit Mitteln aus dem laufenden Haushalt bestritten werden. Hierbei geriet Scheiff, der bis dahin alles perfekt arrangiert hatte, jedoch bald in große Schwierigkeiten, da die Kosten den Voranschlag des Bauausschusses weit überstiegen. Der Umfang der Schäden erwies sich als erheblich größer als angenommen, da u.a. auch das Dach überholt werden mußte und das Gebälk des Badezimmers von Schwamm befallen war. Von ebenso großer Bedeutung aber war, daß Scheiff nicht mit den Ausgaben sparte und z.B. für eine neue Gartenmauer, in der politischen Auseinandersetzung bald „Chinesische Mauer“

genannt, allein 11.000 Mark ausgab, wobei für den Garten selbst noch einmal fast 5.000 Mark aufgewendet wurden. Der durchschnittliche Wochenlohn eines Arbeiters betrug damals in Ratingen 30 bis 40 Mark.

Obwohl der Umbau in den Zeitpunkt einer gewissen wirtschaftlichen Blüte fiel, fehlte es ihm von Anfang an nicht an politischer Brisanz. In der Stadtratssitzung vom 26. Juli 1929 überraschte Bürgermeister Scheiff mit der Mitteilung, er sehe sich „wegen unkontrollierbarer Gerüchte“ zu einer persönlichen Erklärung veranlaßt, und wies dann Vorwürfe unkorrekten Verhaltens in Bezug auf Erwerb und Renovierung seiner Wohnung zurück, nannte aber in dieser Rechtfertigung keinerlei konkrete Details. Die KPD-Fraktion, auf deren Veröffentlichung in der Parteizeitung „Freiheit“ unter der Überschrift „Der Bürgermeister auf Wohnungssuche“ sich Scheiff indirekt bezogen hatte, konterte mit einer offiziellen Gegenerklärung, in der alle Vorwürfe mit Nachdruck bekräftigt wurden.



Die sogenannte Bürgermeistervilla an der Kaiserswerther Straße 16

Das Thema Bürgermeisterwohnung blieb in den folgenden Jahren aktuell, da der Stadtrat unter Einschluß des national-konservativen Ordnungsblocks Jahr für Jahr die nachträgliche Bewilligung der sich am Ende auf über 50.000 RM belaufenden Renovierungskosten verweigerte, so daß dieser Etatposten sogar bei der „Machtergreifung“ 1933 noch offenstand.

Da die Stadt, um den Haushalt zu stützen, ab 1931 z.B. drastische Zuschläge auf Wasser, Gas und Strom erhob - besonders hart traf dies die zahlreichen Unterstützungsempfänger - und die Vorwürfe gegen Scheiff mit der Verschärfung der allgemeinen Not an Gewicht gewannen, bedienten sich die oppositionellen Parteien gern dieses Themas. So stellte das frisch gewählte Ratsmitglied Gustav Schneider, als einer von zwei NSDAP-Vertretern 1930 erstmals in den Stadtrat gelangt, gleich in der Eröffnungssitzung den Antrag, die Verwaltung durch Ratsbeschluß mit der genauen Auflistung aller Renovierungskosten zu beauftragen. Und einer der zahlreichen Anträge der KPD (20. Juni 1932) lautete: „Die für den Umbau der Bürgermeisterwohnung aufgewandten 62.000 Mark werden aus privaten Mitteln bzw. dem Gehalt des Bürgermeisters verzinst und getilgt bis zur vollkommenen Abtragung“.

Auf längere Sicht trug die Wohnungsaffäre zu einer Erosion der regierenden bürgerlichen Rats-

mehrheit aus Zentrum und Ordnungsblock und zu deren politischer Spaltung bei; denn unter dem Druck der Konkurrenz der NSDAP ging der Ordnungsblock, dessen erster Programmpunkt die Sparsamkeit der öffentlichen Verwaltung war, zum Bürgermeister auf Distanz.

Insgesamt war, wie in der oben genannten Untersuchung von

Wisotzky eindrucksvoll aufgezeigt wird, das politische Feld in Ratingen unter den Parteien aufgeteilt und lange in sich konsistent. Es gliederte sich in drei Lager: das sozialistische (SPD, KPD), mit einem Wähleranteil von knapp 40 Prozent, das nicht ganz so starke katholisch konservativ - soziale (Zentrum) und das deutlich schwächere bürgerlich-nationale (Ordnungsblock).

Die Mehrheitsverhältnisse erfuhren lange Zeit nur insofern gewisse Schwankungen, da es intern zwischen SPD und KPD und auf der anderen Seite zwischen Zentrum und Ordnungsblock einen Austausch von Wählern gab, letztere aber lange über eine sichere Mehrheit verfügten und durch eine Dauerkoalition verbunden waren. Erst das Auftauchen der NSDAP seit 1930 führte zu ernsthaften Irritationen, da der Ordnungsblock in einer Verbindung zur NSDAP mehr und mehr eine Alternative zur Koalition mit dem Zentrum sah.

Die Gewichte zwischen den bürgerlichen Parteien hatten im Laufe der Jahre gewisse Veränderungen erfahren. Bei den ersten Nachkriegswahlen zum Stadtparlament am 2. März 1919 gewann das Zentrum noch unter dem frischen Eindruck der Novemberrevolution, die in Ratingen zu monatelangen politischen Unruhen und Streiks geführt hatte, als Partei der Ordnung und unbelastet von der monarchischen Vergangenheit des Kaiserreichs 46,2 Prozent der Stimmen und die Hälfte aller Sitze, die Nationale Vereinigung als Vorläufer des Ordnungsblocks 11,9 Prozent bzw drei Sitze. 1924 erhielten Zentrum und Ordnungsblock je sieben Sitze (von 26), worin sich wohl auch ein Wählerprotest gegen die Vorherrschaft des Zentrums ausdrückte. Fünf Jahre später lag das Zentrum mit neun Mandaten um zwei Sitze vorn, ein Abstand, der bei den wegen der kommunalen Neuordnung vorgezogenen Wahlen 1930 gewahrt wurde.

Erstmals trat hier die wenige Monate zuvor auch in Ratingen als Ortsgruppe gegründete NSDAP auf, gewann auf Anhieb zwei Sitze (von 28) und stellte, wie am Niedergang der Deutschnationa-

len und der Deutschen Volkspartei, als deren lokale Vertreterin sich der Ordnungsblock verstand, abzusehen war, vor allem dessen Bedrohung dar; denn zum Unterschied von den beiden anderen Lagern, Sozialisten und Zentrum, war das bürgerlich-nationale und meist protestantische Lager nicht durch ein ausdifferenziertes, vielfältiges Vereinswesen abgestützt, sondern der Ordnungsblock als Honoratiorenpartei ohne breite Basis und in sich weniger gefestigt. Hinzu kam eine gewisse programmatische Nähe zur NSDAP, soweit diese als bürgerlich-nationale Partei auftrat. Hier war in Ratingen die Stelle, wo den Nationalsozialisten zuerst der Einbruch gelang. Bei den Kommunalwahlen am 12. März 1933, also kurz nach der „Machtergreifung“ im Reiche, wurde die Zahl der Mandate des Ordnungsblocks von sechs auf drei, der prozentuale Stimmanteil von 1930 = 21,8 Prozent auf nun 10,3 halbiert. Entsprechend stark gewann die NSDAP (s.u.).

Dem lautstarken Auftreten der Parteien, wie es sich vor allem in den Wahlkämpfen darstellte, entsprach in der Endphase der Weimarer Republik nicht mehr ihr realer politischer Einfluß. War schon in der preußischen Kommunalverfassung von 1919 die Rolle der Parteien durch die Position des auf zwölf Jahre als Vorsteher von Rat und Verwaltung gewählten Bürgermeisters begrenzt worden, so entzog nun in der Krise eine Verordnung des preußischen Innenministers vom 12. September 1931 die Verantwortung für den Ausgleich des Haushaltes dem Rat und übertrug sie auf den Bürgermeister als Chef der Verwaltung. Damit war dem Rat seine entscheidende Funktion genommen. Das Veto des Bürgermeisters machte, wie in Ratingen mehrfach geschehen, Mehrheitsbeschlüsse des Rates unwirksam. So wurde Scheiff, der schon aufgrund seines Informationsvorsprungs und seines Sachverständigen den Rat dominierte (vgl. Quecke Nr. 64), nun in eine autoritäre Stellung gelenkt, die seiner Persönlichkeitsstruktur entgegenkam. In der Folge ging die Zahl der Stadtratssitzungen zurück. 1931 wurden noch vier öffentliche

und zwei geheime Sitzungen abgehalten, die gleichen Zahlen galten für 1932. Das Pikante und Kuriose dieser Entwicklung lag darin, daß, während die Macht des Zentrums als Stütze Scheiffs durch den sich abzeichnenden Abfall des Ordnungsblocks und das allgemeine Erstarken der NSDAP verfiel, die von der preußischen Regierung verliehene Macht des Bürgermeisters vorübergehend einen neuen Gipfel erreichte. Der Umschwung sollte nicht lange auf sich warten lassen.

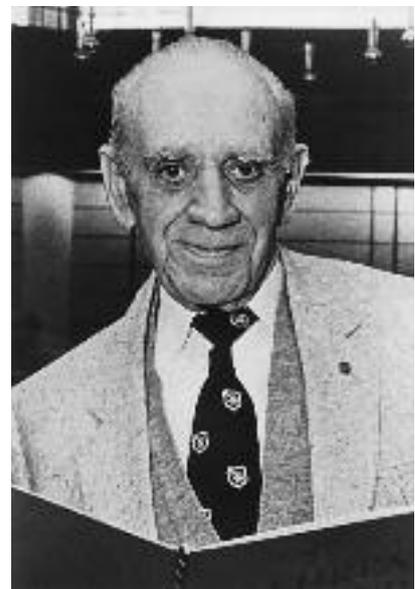
Nach außen schienen die Dinge in Ratingen lange noch in Ordnung zu sein, denn die NSDAP blieb aufgrund der schon erwähnten besonderen politisch-sozialen Gegebenheiten in einer relativ schwachen Position und war bis 1933 außerstande, stärkste Partei zu werden. Bei ihrem Debüt in den Stadtratswahlen 1930 mit sieben Prozent erfolgreich, gelangte sie bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 mit 21,7 Prozent zu ihrem besten Ergebnis, lag aber in Ratingen nur an dritter Stelle hinter Zentrum und KPD und deutlich unter den allgemeinen Erfolgen im Reiche (NSDAP 37,3 Prozent). Aber die allgemeine nationalsozialistische Flutwelle, ausgelöst durch die „Machtergreifung“ im Reiche und gestützt auf die inzwischen okkupierte staatliche Macht, gab auch der Ratinger NSDAP nun einen solchen Schub, daß es sie innerhalb weniger Monate an die Macht trug.

Der Fackelzug am Abend des 30. Januar 1933, dem viel zitierten Tag der Machtergreifung, war in Ratingen wenig imposant und mußte, wie die Linke höhnisch konstatierte, von der Polizei geschützt werden. In den nächsten Wochen schien sich in Ratingen noch nichts zu verändern: Während einer Mitgliederversammlung der NSDAP im Saale Strucksberg am 2. Februar strömten so zahlreiche Kommunisten in der Oberstraße vor dem Saaleingang zusammen und nahmen eine drohende Haltung an, daß sich die Polizei genötigt sah, die Straße zu räumen und dann zu sperren. - Gut eine Woche später hielten die Freien Gewerkschaften

auf der Bahnstraße einen Demonstrationszug ab:

„Als die Polizei benachrichtigt wurde, daß ein Trupp auswärtiger Nationalsozialisten eingetroffen sei, wurde der Demonstrationszug anstatt in die Oberstraße in die Hochstraße umgeleitet. Auf dem Platz vor der „Daag“ erfolgte dann die ordnungsgemäße Auflösung des Zuges. Auf der Oberstraße, an der Ecke der Bahnstraße, erfolgten danach die Zusammenstöße. Ein Nationalsozialist gab zwei Schüsse ab, die jedoch niemand verletzten. Das Überfallkommando aus Düsseldorf gab darauf Schreckschüsse ab und verhaftete mehrere Nationalsozialisten . . .“

Die in diesem Bericht der Ratinger Zeitung zutage tretende schwache Stellung der Ratinger NSDAP, die Ende Januar 1933 nur 85 Mitglieder zählte, zeigte sich u.a. darin, daß man wieder einmal auf auswärtige Hilfe angewiesen war. Aber die Zeit arbeitete für die Hitlerpartei.



Josef Schappe  
1907 - 1994

Mit dem Reichstagsbrand änderte sich die Situation schlagartig, denn nun begannen Verhaftungen vor allem von Kommunisten und Sozialdemokraten. Josef Schappe, 1933 Führer der Sozialistischen Arbeiterjugend und nach dem Kriege jahrzehntelang prominentes Mitglied des Stadtrats, wurde am Tage nach dem Brand am Marktplatz verhaftet und dann ein

Jahr lang in der Strafanstalt Köln-Brauweiler festgehalten. Insgesamt erfolgten in den nächsten Wochen und Monaten in Ratingen etwa 60 Festnahmen, oft in Form der sogenannten Schutzhaft, bei der, wie es in einer amtlichen Mitteilung an die Ratinger Polizeibehörde hieß, als „rein polizeiliche Maßnahme jede Mitwirkung der Gerichte ausgeschlossen“ sei.

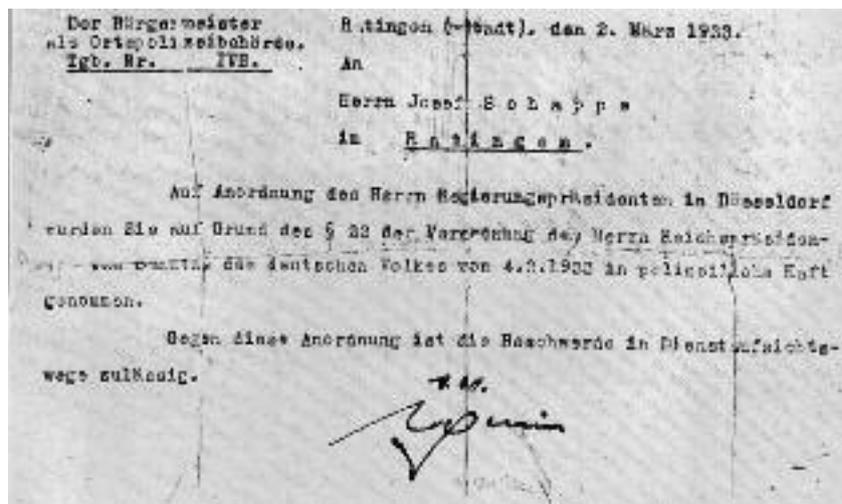
Die Einsetzung einer 38köpfigen „Hilfspolizei“ aus Mitgliedern der SA, SS und des Stahlhelms am 3. März, meist fanatischen alten Kämpfern, die zwar offiziell nur zusammen mit der Berufspolizei tätig werden durften, aber z.B. mit eigenmächtigen nächtlichen Durchsuchungen alte Gegner traktierten, unterdrückte jeden Widerstand.

Bürgermeister Scheiff war nach der Machtergreifung offenbar zur Untätigkeit verurteilt. Im gleich beginnenden Wahlkampf für die Märzahlen wurde die Wohnungsaffäre von seinen Gegnern mehr als je zuvor in den Mittelpunkt der Agitation gerückt. Da

viele Maßnahmen der neuen Regierung nach außen hin legal zu sein schienen, mußte Scheiff gute Miene zum bösen Spiel machen und z.B. bei der Vereidigung der neuen Hilfspolizei durch den Landrat anwesend sein. Aber er brachte dennoch den Mut auf, die Unterzeichnung des Haftbefehls gegen Schappe zu verweigern, was dieser ihm noch Jahrzehnte später hoch anrechnete.

Die Unterzeichnung erfolgte dann durch den Ersten Beigeordneten Schmidt.

Wie Scheiff geriet auch das Zentrum immer mehr in die Isolierung, denn der Ordnungsblock machte nun keinen Hehl mehr daraus, daß er eine Koalition mit der NSDAP anstrebte. Abgesehen davon, daß diese Konservativen das schwere Regiment Scheiffs, der, wie oben erwähnt, in den



Der vom Beigeordneten Schmidt unterzeichnete Schutzhaftbefehl gegen Josef Schappe

## FIN-KÜCHEN Studio setzt neue Maßstäbe



Zur Eröffnung des FIN-KÜCHENstudios in Lintorf am Konrad-Adenauer-Platz gratulierte auch Bürgermeister Wolfgang Diedrich. Unser Foto zeigt von links Wolfgang Diedrich, Margund Kienast, Frau Günther, Geschäftsführer Herbert Günther, Exportmanager Iokka Myctoheh, Marja Repo und Riitta Kolehmeinen, sowie Geschäftsführer Herbert Ehrhardt und seine Frau.

... gemütlich kochen -  
wohnen wie ein Gourmet



Konrad-Adenauer-Platz 22 · 40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon 0 21 02 / 73 10 73 · Fax 0 21 02 / 73 10 75

**FIN-Küchen**, ein Markenzeichen aus dem Land der tausend Seen, setzt nun auch im **Ratinger Ortsteil Lintorf** neue Maßstäbe.

Am Donnerstag, dem 8. August 1996, eröffnete das Küchenstudio aus Finnland seine Generalvertretung für Deutschland auf dem **Konrad-Adenauer-Platz 22**.

600 qm ist das Geschäft groß. Die Werbegemeinschaft Lintorf zeigte sich ebenso glücklich wie die benachbarten Ladeninhaber, daß solch ein renommiertes Unternehmen Lintorf als Standort gewählt hat.

Bürgermeister Wolfgang Diedrich freute sich, daß die beiden FIN-KÜCHEN-Geschäftsführer, Herbert Ehrhardt und Herbert Günther, zum Ausdruck brachten, die partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Ratingen und der finnischen Stadt Kookkola zu fördern.

Hochwertige Ware, Komplett-Service, hauseigene Monteure, Elektriker und Schreiner, Maßanfertigungen von Einbauküchen mit allen möglichen Sonderwünschen, das hat Finnlands größter Küchenhersteller zu bieten. Und natürlich eine hochqualifizierte Beratung, die keine Fragen offen läßt.

Wegen der überregionalen Werbung ist das Geschäft entgegen den Lintorfer Gepflogenheiten donnerstags bis 20 Uhr geöffnet und auch Mittwoch nachmittags.

letzten Jahren sich wiederholt gegen eine deutliche Ratsmehrheit gestellt hatte, leid waren, warfen sie seiner Partei, dem Zentrum, nun vor, zu linkslastig zu sein und eine versteckte sozialistische Politik zu betreiben. Die NSDAP, entschlossen, das demokratisch-parlamentarische System möglichst schnell zu beseitigen, teilte mit dem Ordnungsblock die persönliche Ablehnung Scheiffs und sah in ihm zudem ein Hindernis auf dem Wege zur Errichtung ihrer vorerst nur vage zu erahnenden neuen Führerordnung.

Zwei Tage nach den Reichstagswahlen, bei denen sich in Ratingen das Zentrum weiter knapp vor der NSDAP behauptete, erfolgte die symbolische nationalsozialistische Machtübernahme. Die „Ratinger Zeitung“ berichtete:

„Gestern mittag zogen Abteilungen der S.S., S.A. und des Stahlhelms zum Rathause, um dort die Hakenkreuzfahne und die alte Reichsfahne zu hissen. Die Abteilungen nahmen auf dem Marktplatz Aufstellung. Auf dem Dache des Rathauses wurde eine Hakenkreuzfahne gehißt. Die alte Reichsflagge Schwarz-Weiß-Rot und die schwarz-weiße Preußenfahne wurden an der Straßenfront des Rathauses hochgezogen. Auch auf dem Dache des Bürgerhauses wurden Schwarz-Weiß-Rot und die Hakenkreuzfahne angebracht. Nach Hissung der Fahnen brach die zahlreich auf dem Markt versammelte Menge in laute Heilrufe aus. Als Abschluß der Flaggenhissung wurde das Deutschland-Lied gesungen.“

Durch die Stadtratswahlen am folgenden Sonntag (12.3.) wurden die neuen Machtverhältnisse scheinbar bestätigt. Die NSDAP wurde mit 34,8 Prozent der Stimmen und 11 Sitzen (von 28) nun stärkste Partei, gefolgt vom Zentrum mit acht Sitzen. Da KPD (vier Sitze) und bald auch SPD (zwei Sitze) wie andernorts widerrechtlich nicht zum Stadtrat zugelassen wurden, verfügten NSDAP und Ordnungsblock (drei Sitze) über eine deutliche Mehrheit. Festzuhalten aber bleibt, daß die NSDAP in halbwegs freien Wahlen in Ratingen über ein gutes

Drittel der Stimmen nicht hinaus kam und einschließlich des Koalitionspartners nur über 45,1 Prozent verfügte.

Nach wie vor war von der Tatsache auszugehen, daß Scheiffs zwölfjährige Amtsperiode, für die er vom Rat demokratisch gewählt worden war, erst im Mai 1934 endete. Um nun die sofortige Ablösung zu erreichen, wendeten sich die Vertreter der NSDAP an den Landrat und, als sie dort nichts ausrichteten, an den Regierungspräsidenten.

„ . . . Kurz nach 12 Uhr wurde Bürgermeister Scheiff zu einer Besprechung bei der Regierung berufen. Dort fanden im Verlaufe des Nachmittags Verhandlungen statt. Gegenstand der Besprechungen war in der Hauptsache der bekannte Umbau der Bürgermeisterwohnung. Die die Sache betreffenden Akten wurden von einem Vertreter der Regierung auf dem hiesigen Rathause eingeholt. Wie man hört, konnten dem Bürgermeister Scheiff bis jetzt keine Unkorrektheiten nachgewiesen werden. Bürgermeister Scheiff hat jedoch selbst seine vorläufige Beurlaubung bis zur Klärung der Angelegenheit beantragt. Diesem Antrage wurde auch stattgegeben. Es ist mit einer Beurlaubung bis Mitte April zu rechnen . . .“

Am gleichen Mittag, so berichtete die Ratinger Zeitung am 21. März weiter, rückten Mitglieder der SS und SA ins Rathaus ein und besetzten die Flure, eine Demonstration ihrer Entschlossenheit, den Bürgermeister notfalls mit Gewalt an der Ausübung seines Amtes zu hindern. Auf diese Art sollte deutlich gemacht werden, daß es für Scheiff keine Rückkehr in sein Amt mehr geben würde.

Der von der NSDAP vorbereitete Fackelzug am folgenden Abend, dem Tag von Potsdam, zeigte, wie weit die Dinge für die Partei inzwischen gediehen waren. Im Dunst einer angeblich allgemeinen nationalen Erhebung und mit Hilfe von Druck gelang es, fast sämtliche relevanten städtischen Massenorganisationen (Schützen-, Krieger- und Sportvereine, dazu die Schulen) zur Teilnahme zu veranlassen und so ein die

Öffentlichkeit tief beeindruckendes Schauspiel zu inszenieren. Vollzählig vertreten bei diesem Fackelzug war auch, wie die Ratinger Zeitung in ihrem Bericht aufmerksam registrierte, als eigene Gruppe die städtische Beamtenschaft, voran der Beigeordnete Schmidt, der vorläufige Vertreter des beurlaubten Bürgermeisters. Solidarität oder gar aktive Unterstützung für Scheiff waren hier nicht mehr zu erwarten.

Unter diesen Vorzeichen trat am 2. April der neu gewählte Stadtrat im festlich geschmückten Saal des ehemaligen Lehrerseminars (heutige Anne-Frank-Schule) zu seiner Eröffnungssitzung zusammen. Dem feierlichen Charakter des Anlasses entsprach die Anwesenheit des Streichquartetts des Städtischen Orchesters. Das Bild wurde jedoch bestimmt von Hakenkreuzfahnen und SA-Uniformen, und es herrschte eine



Peter Kraft (SPD), im April 1933 einer der beiden Abgeordneten seiner Partei im Ratinger Stadtrat, zwischen 1952 und 1969 mehrfach Bürgermeister von Ratingen

Atmosphäre der bewußten Einschüchterung. Die vier kommunistischen Ratsmitglieder fehlten und waren z.T. schon in Haft. Als der SPD-Stadtrat und spätere Ratinger Nachkriegsbürgermeister Peter Kraft im Verlaufe der Sitzung das Wort ergreifen wollte, wurde er zwangsweise aus dem Saal geführt und mit seinem SPD-Ratskollegen August Wendel in Schutzhaft genommen. In geheimer Abstimmung wurde an die Stadtverordneten die rechtlich

unzulässige Frage gerichtet: Hat Bürgermeister Scheiff das Vertrauen der Bürgerschaft verloren? Diese Frage wurde von der Mehrheit aus NSDAP und Ordnungsblock bejaht, das Zentrum war seinerseits so eingeschüchtert, daß es nicht mehr wagte, sich zu seinem eigenen Spitzenmann zu bekennen, sondern sich der Stimme enthielt.

Nach dieser Abstimmung, so die Ratinger Zeitung, sei Scheiffs „Betätigung als Bürgermeister in Ratingen unmöglich geworden.“ Zugleich wurde vom Rat gegen Scheiff wegen der Wohnungsaffäre ein Untersuchungsausschuß in der Mehrheit aus engagierten persönlichen Gegnern eingesetzt.

Dieser Untersuchungsausschuß war indessen eigentlich nicht zuständig, denn der Bürgermeister unterstand der Dienstaufsicht des Landrats bzw. des Regierungspräsidenten. Und für letzteren mußte jenseits aller parteipolitischen Gehässigkeiten und Ziele die allein ausschlaggebende Frage lauten, ob Bürgermeister Scheiff sich irgendwelcher dienstlicher Verfehlungen oder Versäumnisse schuldig gemacht hatte. Der Ratinger Untersuchungsausschuß konnte hierbei nur Zubringerdienste leisten.

Schon unmittelbar nach der Beurteilung am 20. März hatte der Regierungspräsident die Regierungsräte Dr. Schönrock und Dr. Perlia mit der Untersuchung der Vorwürfe beauftragt. In einem umfassenden Bericht an den preußischen Innenminister vier Tage später kamen sie zu dem Ergebnis, daß Scheiff bei der

Wohnungsrenovierung die Kosten zu Unrecht um 20.000 Mark überschritten habe, fügten aber in der Schlußbewertung hinzu: Der vorgetragene Tatbestand wird wohl kaum dazu führen, den Bürgermeister mit Dienstentlassung zu bestrafen. . . . Bisher hat die Dienstführung des Bürgermeisters zu Klagen keinen Anlaß gegeben.“

Bedeutete dieses Votum den Verbleib Scheiffs in seinem Amte? Da die viel zitierten Anschuldigungen in der Wohnungsaffäre die alleinige Begründung aller Entlassungsforderungen bildeten, mußte dem Bericht konsequenterweise die Erhaltung des Amtes folgen. Davon ging neben dem Regierungspräsidenten auch das preußische Innenministerium aus. Das angeblich als Stimme des Volkes vom Rat in der Sitzung vom

2. April abgegebene Mißtrauensvotum - rechtlich ohnehin unzulässig - stützte sich demgegenüber bei genauerem Hinsehen nur auf die Stimmen von NSDAP und Ordnungsblock, auf 14 von 28 Ratsmitgliedern. In normalen Zeiten hätte Scheiff sich auf dieser Basis unzweifelhaft behaupten können. Nun aber im Augenblick eines allgemeinen politischen Umbruchs war die Macht der Bezirksregierung begrenzt, ausschlaggebend waren nun nicht rechtliche, sondern politische Gesichtspunkte, mit Nachdruck vertreten von der Ratinger Ortsgruppe der NSDAP und der Gauleitung. Deren Drängen nachgebend, das alle Vermittlungsvorschläge von Regierungspräsidium und preußischem Innenministeri-

um ablehnte, wurde in einer Art Übergang nun anstelle des beurteilten Scheiff ein neuer, kommissarischer Bürgermeister eingesetzt.

Bürgermeister Pott, gerade erst 27 Jahre alt, Parteigenosse und SA-Mann, als Sohn eines evangelischen Pfarrers in Unna geboren und Schüler der berühmten Eliteschule Schulpforta bei Naumburg, hatte erst wenige Jahre zuvor seine juristischen Examina abgelegt und war nach kurzer kommunaler Tätigkeit in Ostwestfalen Angestellter der Stadt Düsseldorf geworden. Am 7. April 1933 trat er sein Ratinger Amt an. Eine Rückkehr Scheiffs, der inzwischen in Düsseldorf bei seinem Bruder in der Geibelstraße wohnte, wurde damit immer unwahrscheinlicher. Die Familie verblieb noch bis Ende Mai in Ratingen.

Am 15. April, Karsamstag, erschien in der „Ratinger Zeitung“ ein ausführlicher, namentlich nicht gezeichneter Artikel, der das Verhalten Scheiffs in der Wohnungsaffäre nachdrücklich verteidigte. Neben den schon bekannten Argumenten der angeblichen vollen vorherigen Absicherung seines Vorgehens durch Beschlüsse von Rat und Bauausschuß und der Unvorhersehbarkeit der Kosten wurde nun vor allem geltend gemacht, daß der Stadt keinerlei Kosten aus laufenden Haushaltsmitteln entstanden seien: Neben den 38.000 Mark aus dem Hausverkauf an der Bahnstraße und den 60.000 von der Provinz hätten weitere 29.000 RM aus einem von der Stadt gegen den preußischen Fiskus

gewonnenen Prozeß zur Verfügung gestanden. Der Artikel schloß: „Zusammenfassend kann gesagt werden, daß Kauf und Umbau der Bürgermeisterwohnung keine Etatbelastung bedeuteten, die Umbaukosten zwangsläufig waren, alle Ausgaben ordnungsmäßig bewilligt worden sind und der Stadt im Hause Kaiserswerther Straße 16 ein wertvolles Objekt erworben worden ist.“

Diese als Entlastung gedachte Darstellung löste große Empörung aus. Sie verschwieg z.B. geflissentlich, daß alle oben angeführten Gelder bis auf die 38.000 Mark aus dem Hausverkauf in der ungeheuren Finanznot der Stadt nicht für den von Scheiff angegebenen Zweck bestimmt gewesen waren, sondern wie z.B. die angesprochenen 60.000 RM dem Ausbau der Hauser Allee dienen sollten, für die mehrere Hunderttausend Mark als Schulden hatten aufgenommen werden müssen. Sofort vermutet und bald bestätigt wurde der Verdacht, daß Scheiff selbst den Artikel verfaßt hatte. Ein Kegelbruder, Vertreter des Ordnungsblocks im Stadtrat, hatte die Veröffentlichung vermittelt. Die NSDAP nutzte die weit verbreitete Empörung und veranlaßte Scheiffs Verhaftung, angeblich um ihn vor dem Volkszorn zu schützen. So verbrachte Scheiff die Ostertage als Schutzhäftling im Düsseldorfer Gefängnis und durfte nach seiner Freilassung Düsseldorf nicht verlassen und, auf ausdrückliche Anordnung hin, Ratingen nicht mehr betreten.

An dieser Stelle bietet es sich an, ein Resümee der Tätigkeit Scheiffs in Ratingen zu versuchen. - Scheiff hatte in seinen elf Amtsjahren als Bürgermeister viel erreicht. Auf der Erfolgsseite standen die Arbeit während der französischen Besatzung, der besondere Umgang mit der fremden Macht und sein Beitrag zur Versorgung der Bevölkerung (vgl. Quecke Nr. 64). Unübersehbar waren auch die Erfolge bei der Ausrichtung des Stadtjubiläums mit neu geschaffenen oder verbesserten öffentlichen Einrichtungen (Stadion, Badeanstalt, Jubiläumssiedlung, Straßen) und vor allem bei der kommunalen Neugliederung. Daß letztere auch

das Ergebnis einer geschickten, die Öffentlichkeit suchenden und aktivierenden Politik war, zeigt der Vergleich mit der Neuordnung 1910, als Ratingen zu den großen Verlierern zählte und Tiefenbroich an Eckamp verlor. Auch die Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung bewirkten viel Gutes, doch waren diese Möglichkeiten wegen der immer mehr gestiegenen Verschuldung schon vor Beginn der Weltwirtschaftskrise erschöpft (vgl. Quecke Nr. 65). In der Wohnungsaffäre war Scheiff z.T. auch das Opfer unglücklicher Umstände, da erst die nach Abschluß der Baumaßnahme einsetzende große Wirtschaftskrise den Auseinandersetzungen ihre spätere Brisanz verlieh.

Zugleich zeigte sich hier aber auch eine starke Ichbezogenheit des Bürgermeisters, der oft bemüht war, den eigenen Vorteil wahrzunehmen. Dieses Phänomen durchzieht seine Ratinger Amtstätigkeit. Wenn Scheiff Anfang 1932 auf dem Höhepunkt allgemeiner Not seinen Adlatus, den Beigeordneten Schmidt, als Juristen beauftragte, in einem ausführlichen Schreiben an die preußische Regierung gegen eine im Rahmen allgemeiner Sparverordnungen vorgenommene Umgruppierung seiner Gehaltsgruppe als „Verletzung wohlverworbener Rechte“ allen Ernstes juristisch Einspruch zu erheben - die Behörde antwortete in einem einzigen knappen Satz mit Hinweis auf die entsprechende Verordnung - so wird deutlich, daß es dem Bürgermeister, der etwa das Fünffache eines normalen Ratinger Arbeiters verdiente, an einem natürlichen Gefühl von Selbstbestimmung und Gerechtigkeit mangelte. Dies war auch eine Erfahrung, die man in der Wohnungsaffäre machen mußte. Hier hatte er es z.B. noch verstanden, den Mietvertrag von der alten Wohnung unverändert auf die viel höherwertige neue an der Kaiserswerther Straße übertragen zu lassen. An weiteren Vorgängen, die in die gleiche Richtung weisen, fehlt es nicht.

In einem gewissen Sinne war diese Egozentrik die Kehrseite seiner unbestreitbaren beruflichen Tüchtigkeit. Scheiff besaß einen ausgeprägten Sinn für Maßnahmen,

die für die Stadt von Vorteil sein konnten. Fast in jeder Ratssitzung demonstrierte er seine Überlegenheit an Informiertheit, Sachverstand und Entscheidungsfreude. Gab es Widerstände und machte Scheiff Zugeständnisse, so geschah dies nicht, weil er sich etwa hatte überzeugen lassen und sich besseren Argumenten anschloß, sondern in der Form, wie man Unmündigen gegenüber nachgibt, um auch sie zufriedenzustellen. Von hierher lag der persönliche Anspruch auf eine gebührend hohe Entlohnung nahe.

In diesem Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Rat und allen Opponenten findet sich zugleich eine der wesentlichen Ursachen von Scheiffs Schwierigkeiten 1933; denn da er zu einer wirklichen Kooperation und einem Handeln unter Gleichberechtigten nicht fähig war, führte dies bei Partnern und Gegnern zu Frustrationen und Widerständen, die eine weitere Zusammenarbeit immer mehr erschwerten. Hinzu kamen natürlich die oben besprochenen politischen Rivalitäten zwischen den Parteien und die besondere Entwicklung seit dem Beginn der Krise 1930, die zum Umbruch in Ratingen beitrugen.

Die lokale „Machtergreifung“ 1933 bedeutete nicht zwangsläufig den Wechsel in der Person des Bürgermeisters. Interessant ist z.B., daß im benachbarten Ratingen-Land, dem Zusammenschluß der Ämter von Angermund über Lintorf bis Hösel mit dem Sitz in Ratingen, der amtierende Zentrumsbürgermeister Hinsin bis 1945 in seiner Funktion verblieb, ein Vorgang, der freilich auch voller Probleme steckte, die hier nicht weiter zu diskutieren sind. Ähnlich verhielt es sich in Velbert mit Bürgermeister Dr. Tweer, der von 1920 bis 1945 sein Amt ausübte. Die massive Ablehnung Scheiffs 1933 durch alle Parteien bis auf das Zentrum hatte ihre Gründe auch in der Person des Betroffenen.

Der kommissarische Bürgermeister Pott begann, kaum im Amt, vermutlich unter dem Einfluß der Ortspartei, Scheiff das Leben schwer zu machen. Von Mai an erhielt dieser auf Veranlassung

Potts nur noch die Hälfte seiner Bezüge. Als Scheiff einen Rechtsanwalt einschaltete und Anfang August beim Regierungspräsidium Gehör fand, löste das Vorgehen Potts Erstaunen und Empörung aus. In einem Schreiben vom 5. August wurde der kommissarische Bürgermeister aufgefordert, innerhalb einer Frist von drei Tagen zu den Vorgängen Stellung zu nehmen. Der Rechtfertigung Potts, es handele sich um eine „zivilrechtliche Aufrechnung, da Scheiff „der Stadt nachweislich Schaden zugefügt habe, folgte unmittelbar eine neue Anfrage, zu beantworten innerhalb von 14 Tagen, ob der Stadt vollstreckbare Titel eines Gerichts vorlägen. Pott mußte dies verneinen, ebenso - nun schon recht kleinlaut - eine weitere Anfrage, ob er die Bestimmungen über die Unpfändbarkeit bestimmter Bezüge beachtet habe. Der kommissarische Bürgermeister suchte sich damit zu helfen, daß er neue Vorwürfe nachschob, so schon in den Jahren zuvor mehrfach vom Regierungspräsidenten zurückgewiesene Entschädigungsansprüche eines Ratinger Bauunternehmers gegen Scheiff wegen der Verweigerung von Baugenehmigungen. Scheiff hatte diese für ein noch nicht erschlossenes Gelände im Bereich der Gerhardstraße für Einzelbauten abgelehnt, um die zu erwartenden hohen Erschließungskosten für Wasser- und Kanalisationsanschlüsse zu vermeiden, eine Gesamtbebauung aber jederzeit befürwortet.

Am 19. April wurde gegen Scheiff ein Disziplinarverfahren eingeleitet, ob, wie Scheiff behauptete, von ihm beantragt oder auf Initiative der Regierung, ist aus dem vorliegenden Material nicht eindeutig zu ersehen. Im ersten Falle wäre Scheiff der Regierung nur knapp zuvorgekommen. Bevor dieses Verfahren ein Ergebnis gebracht hatte, wurde der Bürgermeister auf der Basis des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933, Artikel 6 („Zur Vereinfachung der Verwaltung können Beamte in den Ruhestand versetzt werden, auch wenn sie noch nicht dienstunfähig sind. .“), im September 1933 pensioniert.

Die Entscheidung im Düsseldorfer Disziplinarverfahren fiel am 17. Mai 1934: die Voruntersuchung wurde eingestellt, die Kosten der Staatskasse auferlegt. In der Begründung hieß es: „Dem Einstellungsantrag des Herrn Landrats in Düsseldorf als nunmehriger Einleitungsbehörde war stattzugeben, da nach dem Ergebnis der Voruntersuchung die dem Angeschuldigten zur Last gelegten Dienstverfehlungen nicht nachgewiesen sind.“

Von der Gauleitung in Düsseldorf erhielt Scheiff das Verbot, fortan noch Führungsaufgaben zu übernehmen. Insbesondere wurde ihm jede Tätigkeit untersagt, bei der er mit Personalführung zu tun hatte.

Dieser Vorgang, daß sich die Partei eine eigene Richterfunktion anmaßte und mit dem Anspruch einer staatlichen Behörde ein Verbot aussprach, gegen das ein juristischer Einspruch nicht möglich war, zeigte die Außerkraftsetzung des Rechtsstaates im konkreten Alltag. Hier vielleicht noch vergleichsweise harmlos, führte dies aber z.B. bei Josef Schappe 1938 dazu, daß er nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe von der Gestapo vor dem Gefängnistor erneut verhaftet und in das KZ Buchenwald überführt wurde, wo er bis zu seiner Befreiung 1945 festgehalten wurde.

Gut zwei Jahre, vom Frühjahr 1933 bis zum Juni 1935, verbrachte Scheiff, geboren 1886 und noch nicht 50 Jahre alt, im Zwangsruhestand und ohne Beschäftigung. Da er von Natur aus sehr fleißig und bis ins hohe Alter stets voller Tatendrang war, dürfte ihm diese berufliche Untätigkeit stark zugesetzt haben.

Zum 1. Juli 1935 übernahm er eine Stelle als (akademischer) Hilfsarbeiter im kultur- und ingenieurtechnischen Dezernat beim Regierungspräsidium in Trier. Vorgeschlagen worden für diese Tätigkeit war er vom Reichswirtschaftsministerium, wobei es offenbar nicht nur darum ging, die Kosten der Pension von monatlich 430 RM netto einzusparen, sondern auch darum, ihn von Düsseldorf und dem nahen Ratingen zu entfernen. Scheiff arbeitete im Angestelltenverhältnis und

wurde nach mehr als 20 Berufsjahren wieder nach der Eingangsgruppe, also der untersten Gehaltsstufe bezahlt. 1937 trat er, „dem Druck und der Nötigung durch die Partei“ nachgebend, wie er im Oktober 1945 schrieb, der NSDAP bei. Im Sommer 1938 wechselte er zum Oberpräsidium nach Koblenz über, wo er später zum stellvertretenden Leiter der Wasserwirtschaftsstelle aufstieg, ihm aber die Rückkehr in das Beamtenverhältnis von Berlin aus verweigert wurde. Nach der Zerstörung des Oberpräsidiums ging er im Januar 1945 mit seiner Dienststelle nach Bad Honnef, wo er das Kriegsende erlebte. Seine Koblenzer Wohnung wurde teilweise zerstört, ausgeplündert und von Bombenflüchtlingen beansprucht.

Im Mai 1945 begann die zweite große Phase in Scheiffs beruflichem Schaffen. Als der frühere, 1933 abgesetzte Oberpräsident Dr. Hans Fuchs von der Besatzung mit der Bildung einer neuen Verwaltung beauftragt wurde und in Bad Tönisstein seine erste Dienststelle einrichtete, machte er Scheiff zum Mitarbeiter in der Kanzlei. Am 31. Mai 1945, wenige Wochen nach dem Zusammenbruch, erhielt Scheiff z.B. die Ermächtigung, Einrichtungsgegenstände aller Art zu beschlagnahmen und in das Eigentum des Oberpräsidenten zu überführen. Dr. Fuchs leitete das Oberpräsidium der einige Monate später neu gebildeten Nordrheinprovinz, bestehend aus den Regierungsbezirken Köln, Aachen und Düsseldorf, wohin er bald den Sitz verlegte. Aus dieser Kanzlei des Oberpräsidiums ging mit der Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen 1946 die heutige Staatskanzlei des Ministerpräsidenten hervor, an deren Aufbau und Leitung Scheiff bis Ende 1953 an entscheidender Stelle mitwirkte.

Seine Familie in Koblenz konnte Scheiff wegen der französischen Besatzung, die jeden Zuzug zu verhindern suchte, erstmals Ende Juni 1945 besuchen. Erst 1949 siedelte diese zu ihm nach Düsseldorf über.

Ein dunkler Punkt in Scheiffs Vergangenheit war seltsamerweise

nun seine Mitgliedschaft in der NSDAP. Als er im Januar 1947 vom Chef der Landeskanzlei Nordrhein-Westfalen, so die damalige amtliche Bezeichnung, den Auftrag erhielt, das bebaute Grundstück Ecke Haroldstraße - Kavalleriestraße (heute Innenministerium) anzumieten, legte der englische Verbindungs- und Kontrolloffizier Moor Protest ein: Man möge ihm doch bitte erklären, wieso Scheiff einen Führungsposten im Zentralbüro (Kanzlei) einnehmen könne. Scheiff sei Parteimitglied gewesen, und im November 1945 habe man ihm, Moor, erklärt, daß der Betroffene nur in der allgemeinen Verwaltung und nur mit Routinearbeiten beschäftigt werde.

In einer Aktennotiz hielt der zuständige Verbindungsmann, Legationsrat Erster Klasse Dr. Nansen, fest, er habe in einer persönlichen Unterredung Officer Moor klargemacht, daß es sich um eine „rein schematische Tätigkeit“ handele. Des weiteren schlug Dr. Nansen intern vor und ließ damit die Katze aus dem Sack, sofort die Entnazifizierung von Bürgermeister Scheiff durchzuführen und anschließend das Einverständnis der Militärregierung zu der Beförderung zum Ministerialrat einzuholen.

Diese Notiz vom Februar 1947, die der tatsächlichen Entwicklung vorseilte, da die Ernennung zum Ministerialrat erst im Dezember 1948 erfolgte, macht deutlich, daß Scheiff, obwohl noch im Angestelltenverhältnis, in der Kanzlei schon fest verankert war und eine Führungsrolle spielte.

Interessant in ihrer Akzentuierung ist die Darstellung, die Scheiff in Verbindung mit der Entnazifizierung von seiner eigenen politischen Vergangenheit gab:

„Bereits vor 1933 begann mein Kampf gegen den Nationalsozialismus. Nicht nur in den öffentlichen Stadtratssitzungen als Bürgermeister der Stadt Ratingen, sondern auch im Kreistag des Landkreises Düsseldorf-Mettmann stand ich als Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Kreistages im Brennpunkt des Kampfes. Als die Nazis im Januar 1933 zur Macht gelangten, ließen sie kein Mittel unver-

sucht, mich zu Fall zu bringen. Da sie mir und meiner Amtsführung mit legalen Mitteln nicht beikommen konnten, versuchten sie durch Verleumdungen in Versammlungen und in der Presse, mich aus meinem Amte zu entfernen. Dies führte Ostern 1933 zu meiner Verhaftung, die durch eine unwahre Pressekampagne vor der Öffentlichkeit als notwendig hingestellt wurde. Um den gegen mich erhobenen Anschuldigungen und Verleumdungen zu begegnen, blieb mir nichts anderes übrig, als ein Dienststrafverfahren gegen mich selbst beim Regierungspräsidenten in Düsseldorf zu beantragen. ...

Mit Erfolg habe ich mich bis zum 1.5.1937 dagegen gewehrt, in die Partei eintreten zu müssen. Dann aber wurde der Druck und die Nötigung durch die Partei und ihre Funktionäre immer stärker. Die Regierung Hitler war durch die Reichstagswahl vom 5.3.1933 mit einer überwiegenden Mehrheit der Wahlstimmen unterstützt worden. Der Reichspräsident von Hindenburg hatte ihr sein Vertrauen ausgesprochen und dies in aller Öffentlichkeit zum Ausdruck gebracht. ... Genötigt trat ich 1937 in die Partei ein, obgleich sie mir innerlich fremd, ja verhaßt war. Hinzu kam noch, daß meine Lage als Familienvater eine besonders schwierige war, da ich schließlich nicht nur mich selbst gefährdete, sondern auch schuldlose Personen (Ehefrau, Kind, mittellose Verwandte), die meinem Schutz nicht nur Kraft Gesetzes, sondern auch durch sittliche Verpflichtung unterstellt waren, in Mitleidenschaft gezogen hatte. Nur so ist es zu verstehen, daß ich trotz innerlichem Widerstreben den Beitritt zur Partei vollzog, ohne mich jedoch jemals aktiv zu beteiligen.“

Die Entnazifizierung, aus der Scheiff als Unbelasteter hervorging, wurde innerhalb weniger Wochen bis Ende März 1947 bewältigt. Unmittelbar danach erfolgte die Ernennung zum Oberregierungsrat und damit die Verbeamtung. Im Rahmen einer Wiedergutmachung wurde die Zeit zwischen 1933 und 1945 bei der Berechnung seines späteren



Karl Arnold, vom 17. Juni 1948 bis zum 20. Februar 1956 Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen

Ruhegehaltes voll berücksichtigt.

Als Leiter der Gruppe B der Landeskanzlei war Scheiff zuständig für Organisation, Verwaltung, Personalien und Haushalt des Ministerpräsidenten, der ab Sommer 1947 Karl Arnold hieß. In einer dienstlichen Beurteilung war 1948 zu lesen: Scheiff hat nach Berufung durch den Oberpräsidenten Dr. Fuchs seit Mai 1945 neben der Wahrnehmung seines wasserwirtschaftlichen Referates den organisatorischen Aufbau der Provisorischen Regierung der Nord-Rheinprovinz weitgehend selbständig durchgeführt und sich dabei unter schwierigsten Umständen vorzüglich bewährt. Die oben angesprochene Verbindung zum wasserwirtschaftlichen Referat betraf eine Nebentätigkeit, vom Landwirtschaftsministerium mit 1200 Mark im Jahr honoriert. Angeblich fehlte es der Wasserwirtschaft an den nötigen Fachkräften. Aber auch nach der vollen hauptamtlichen Besetzung dieses Referates 1949 hielt Scheiff trotz wiederholter Einsprüche des Finanzministeriums und des Landesrechnungshofes an der Nebentätigkeit fest und führte sie bis zu seiner Pensionierung weiter. Neben dem finanziellen Interesse lag ihm vermutlich daran, den Kontakt zu seiner ursprünglichen Ausbildung als Ingenieur, Regierungsbaumeister und vor allem Wasserwirtschaftler nicht zu verlieren.

Die im September 1951 anstehende Pensionierung wurde durch Kabinettsbeschlüsse der Regierung Arnold zweimal bis Herbst 1952 und dann bis zum Jahresende verschoben. Als Begründung wurden Scheiffs Unentbehrlichkeit im Amt und die Notwendigkeit der Wiedergutmachung für Benachteiligungen während der nationalsozialistischen Zeit angegeben, da Scheiff dadurch noch nicht die Endstufe seines Gehaltes als Ministerialrat erreicht habe. Nach der eigentlichen Pensionierung wechselte Scheiff unter Beibehaltung seiner früheren Tätigkeit in das Angestelltenverhältnis über, um dann nach einem weiteren Jahr Ende 1953 mit über 67 Jahren endgültig aus der Staatskanzlei auszuschcheiden.

Dennoch setzte er sich noch nicht zu Ruhe, sondern übernahm gegen ein Honorar von monatlich 450 Mark vom Wasserwirtschaftsamt den Auftrag der Überwachung der Abflußverhältnisse der Erft unter Einfluß des Abbaus der Braunkohle. Diese Tätigkeit behielt er bis zu dem Tode seiner Frau 1959 bei, nun schon 73 Jahre alt.

Zu seinem 70. Geburtstag erhielt er ein persönliches Gratulations schreiben von Ministerpräsident

## Ministerialrat i. R. Max Scheiff †

**RATINGEN.** Ein um das kommunalpolitische Leben Ratingens und später darüber hinaus ganz Nordrhein-Westfalens verdienter Mann, schloß am Samstag für immer die Augen: Ministerialrat i. R. Dipl.-Ing. Max Scheiff, Regierungsbaumeister und Bürgermeister a. D., Inhaber des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse und anderer Auszeichnungen. Zwölf Jahre lang — davon zehn als Bürgermeister — diente Max Scheiff der Stadt Ratingen, und in dieser Stadt Ratingen wird seine segensreiche Arbeit unvergessen bleiben.

Max Scheiff wurde am 27. September 1886 in Wipperfurth geboren. Am Beethoven-Gymnasium in Bonn legte er seine Reifeprüfung ab und studierte von 1906 bis 1911 an der Technischen Hochschule Hannover Wasser- und Straßenbau. Er begann seine berufliche Laufbahn im Juli 1911 als Regierungsbauingenieur bei der Kanalbauverwaltung Hannover. Im September 1919 legte er in Berlin das Staatsexamen mit Auszeichnung ab und wurde zum Regierungsbaumeister ernannt.

Nach kurzer Tätigkeit bei den Stadtwerken Düsseldorf kam Scheiff 1920 als Technischer Be-

geordneter zur Stadt Ratingen, wo er 1922 zum Bürgermeister gewählt wurde. Seine erfolgreiche Tätigkeit war gekennzeichnet durch die Eingemeindung von Teilen der Landgemeinden Eckamp und Hubbelrath, die die finanzielle Grundlage der Stadt Ratingen wesentlich verbesserte. Ostern 1933 wurde er seines Amtes enthoben und vermochte nach zweijährigem zähem Kampf seine Rehabilitation durchzusetzen.

Von 1935 bis 1938 war er bei der Bezirksregierung Trier und anschließend beim Oberpräsidium Koblenz im wasserwirtschaftlichen Dezernat tätig. Nach dem Zusammenbruch berief Oberpräsident Dr. Fuchs Scheiff in das neugebildete Oberpräsidium Nordheim, in dem er die Verwaltungsabteilung aufbaute. Aus ihr entwickelte sich bei der Bildung der Landesregierung Nordrhein-Westfalen später die Staatskanzlei, in der Ministerialrat Scheiff die Organisations- und Verwaltungsabteilung leitete. Er war maßgeblich an den Vorbereitungen für den Parlamentarischen Rat in Bonn und die Einrichtungen für den Sitz der Bundesregierung beteiligt.

Nachruf auf Max Scheiff in der „Rheinischen Post“ vom 30. April 1962

Karl Arnold. Scheiff dankte allen Gratulanten auf einer gedruckten Karte als Ministerialrat i.R., Regierungsbaumeister und Bürgermeister a.D. Die Tätigkeit in Ratingen war zu einem festen Bestandteil seines Lebens geworden.

Die letzten Jahre nach dem Tode seiner Frau lebte er an der Bilker Allee in Düsseldorf offenbar für sich allein, da sein längst erwachsener einziger Sohn nach Aachen verzogen war. Scheiff starb am 2. April 1962, in Ratingen gewürdigt durch mehrere Zeitungsnach-

rufe. Vor einigen Jahren wurde in einem Neubaugebiet in Ratingen-Ost eine Straße nach ihm benannt, benachbart den Straßen einiger anderer Ratinger Bürgermeister wie Karl Esser, Peter Jansen, Franz-Josef Gemmert und Peter Kraft, jeder von ihnen ausgezeichnet durch spezielle Verdienste um die Stadt. Für die räumliche Erweiterung Ratingens hat Max Scheiff am meisten geleistet.

Hermann Tapken

## Nachtrag zu dem Artikel „Tiefenbroich und seine Geschichte“

in der Quecke Nr. 65/1995, S. 101-104

Zu unserem Quecke-Artikel über Tiefenbroich erreichte uns folgender Leserbrief von Frau Barbara Pfennig, Moselweg 25, 51789 Lindlar:

„Als Nachkomme noch lebender Personen, die den Siedlungsbau in Tiefenbroich in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts erlebt haben, habe ich mit Verwunderung und Betroffenheit gelesen: ‚1937 wurde an der Sohlstättenstraße/Am Söttgen eine SA-Siedlung errichtet‘, und zwar für ver-

diente Mitglieder der NSDAP bzw. ihrer Nebenorganisationen.

Um den historischen Hintergrund zu verstehen und Mißverständnis auszuschließen, muß man wissen, daß in den 30er Jahren die heutige Straße „Zur Heide“ den Namen „Am Söttgen“ trug. Diese Straße „Am Söttgen“ mündete in die Sohlstättenstraße, die weiter nach Norden in Richtung der Kirche und des Heimsanges, der heutigen „Annastraße“ verlief. Nach Süden hieß die heutige

Sohlstättenstraße „Zu den Dörnen“, die nicht identisch ist mit den heutigen Straßen „Kleine Dörnen“ und „Große Dörnen“.

Die 1937 entstandene SA-Siedlung wurde entlang der damaligen Sohlstättenstraße bis zur damaligen Kreuzung Sohlstättenstraße/ Zu den Dörnen/Am Söttgen gebaut.

Stadtpläne aus den 30er Jahren belegen eindeutig diese Straßennamen.

Wann die Straßennamen und warum sie geändert worden sind, ist nicht bekannt. Zudem ist es ungewöhnlich, daß Änderungen dieser Art vorgenommen werden.

Liest man den Artikel mit den heute gültigen Straßennamen: „1937 wurde an der Sohlstättenstraße/ Zur Heide eine SA-Siedlung errichtet“, so wird klar, daß die heute noch bestehende Siedlung „Am Söttgen“ nichts mit der SA-Siedlung zu tun hat“.

Unsere Autorin, Frau Dr. Erika Münster, Leiter des Stadtarchivs Ratingen, nimmt zu diesem Leserbrief wie folgt Stellung:

Quecke-Leserin Barbara Pfennig aus Lindlar, in Tiefenbroich geboren, war durch eine Aussage in meinem Artikel persönlich betroffen. Es handelte sich um die Formulierung: „1937 wurde an der Sohlstättenstraße/Am Söttgen eine SA-Siedlung errichtet. Verdiente Mitglieder der NSDAP bzw. ihrer Nebenorganisationen erhielten von der Ratinger Stadtverwaltung günstige Hauszinsendarlehen, so daß 14 Eigenheime gebaut werden konnten.“ Frau Pfennig war der Meinung, daß, wenn es diese SA-Siedlung überhaupt gegeben habe, diese auf keinen Fall „Am Söttgen“ gelegen haben könne. Angestoßen durch ihre Nachfragen, habe ich weitere Recherchen zum Siedlungsbau in Tiefenbroich und speziell der SA-Siedlung und ihrer Lage durchgeführt und komme zu folgenden Ergebnissen:

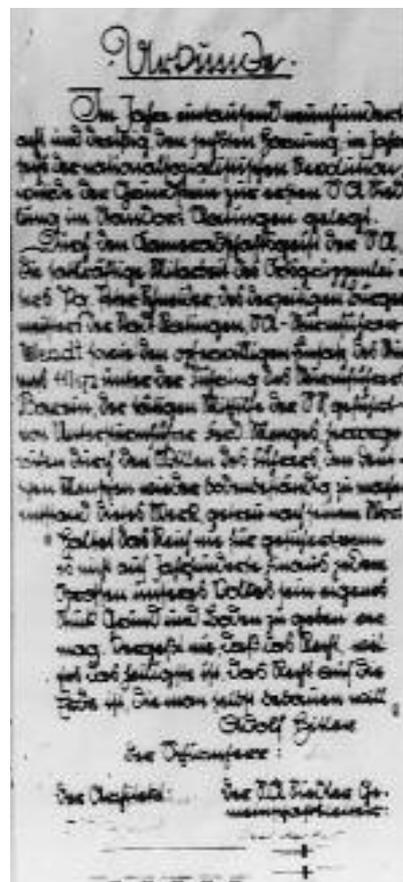
1. In Tiefenbroich waren u.a. an der **damaligen** Straße „Am Söttgen“ bereits zwischen 1925 und 1933 Siedlungshäuser verschiedener Bauträger entstanden, da sich in diesem Ratinger Stadtteil große Freiflächen befanden, die für den Wohnungsbau genutzt werden konnten. Eine Behebung der Wohnungsnot war für die Politiker der Weimarer Republik wie auch seit der Machtergreifung 1933 für die Nationalsozialisten ein wichtiges Ziel, weshalb weiterhin öffentliche Fördermittel dafür bereitgestellt wurden. Allerdings wurde allen Siedlern ein großer Anteil an Eigenleistungen abverlangt.<sup>1)</sup>



Grundsteinlegung der SA-Siedlung. Aus dem offiziellen städtischen Fotoalbum

2. Auf Betreiben der SA Ratingen, bereits 1929 als Abteilung des SA-Sturms 100 Düsseldorf gegründet, kam 1937 der Bau einer SA-Siedlung mit 14 Siedlerstellen in Tiefenbroich zustande. Die Stadtverwaltung unter Bürgermeister Wendt genehmigte dies am 7. 10. 1937 und ermöglichte im Vergleich zu den anderen Siedlern äußerst günstige Hypotheken.<sup>2)</sup> Auch diese Siedler mußten hohe Eigenleistungen erbringen. Der Grundstein für diese Siedlung wurde am 6. 2. 1938 gelegt.<sup>3)</sup>

3. Zur Straßenbenennung in Tiefenbroich zwischen 1933 und 1938: In mehreren Schriftstücken, die sich im Stadtarchiv befinden, wurde die Lage der SA-Siedlung mit „Sohlstättenstraße/Am Söttgen“ bezeichnet.<sup>4)</sup> Ein Blick auf den offiziellen Stadtplan von 1933 (eine leicht überarbeitete Fassung von 1927) zeigt: Die heutige Sohlstättenstraße ist dort im südlichen Bereich noch mit der Bezeichnung „An den Dörnen“ eingetragen. Erst etwa ab der Höhe des Heiderhofes wurde sie dort als Sohlstättenstraße bezeichnet. An dieser Stelle mündete **damals** die Straße „**Am Söttgen**“ ein, die **heute „Zur Heide“** heißt. **Das heutige „Söttgen“ ist also nicht das damalige.** Weitere Straßenbezeichnungen sind auf dem damaligen Plan noch nicht eingetragen, obwohl bereits die Neubesiedlung schon im Gange war.<sup>5)</sup> Aber gerade, weil es sich um ein großes Neubaugebiet handelte,



Diese Urkunde wurde bei der Grundsteinlegung eingemauert, um mit einem Hitlerzitat den Vorgang entsprechend zu würdigen

sind Unstimmigkeiten in den Benennungen verständlich. Dr. Heinrich Schnurbusch, seit März 1933 im Ratinger Stadtrat für die NSDAP und an der Absetzung des damaligen Bürgermeisters Scheiff beteiligt, hatte sein in Tiefenbroich gelegenes Haus „Dörn“ genannt.<sup>6)</sup>

4. Zur Lage der SA-Siedlung: Die Siedlung wurde im damaligen Bereich „An den Dörnen“/Kalkumer Straße sowie in der Nähe der Anger gebaut. Da es offensichtlich Probleme mit der Katasteraufnahme gab, die, wie es schien, nicht rechtzeitig vor Baubeginn fertig wurde, wurde ein Grundstückstausch mit Flächen am damaligen Söttgen erwogen. Eines der zur SA-Siedlung gehörenden Häuser entstand im damaligen Bereich Sohlstättenstraße/Söttgen.<sup>7)</sup>

Ich möchte abschließend anstelle einer persönlichen Bemerkung aus einer Rede zitieren, die Prof. Horst Matzerath unter dem Titel „Schwierigkeiten der Erinnerung“ 1995 anlässlich der Gedenkstunde zum 50jährigen Kriegsende im

Rathausfoyer hielt:<sup>8)</sup> „Auch heute noch gibt es Stimmen, die gegenüber allen kritischen Auseinandersetzungen den Vorwurf der „Nestbeschmutzung“ erheben, als ob der Schmutz der Vergangenheit dadurch verschwände, daß man ihn weiter vor sich hinmodern ließe. Wieder andere möchten endlich einen Schlußstrich ziehen... Rechtsradikalismus, Neonazismus und Ausländerfeindlichkeit haben eine rauchige Spur durch dieses Land gezogen. Dagegen hilft nur, nicht zu vergessen und allen Ansätzen entgegenzuwirken.“

Dr. Erika Münster

1) Vgl. StA Rtg. Bestand 5. Zur Entwicklung der NSDAP in Ratingen mit ihren Unterabteilungen liegt eine gedruckte Gesamtdarstellung vor. Vgl. Klaus

Wisotzky, Krisenzeiten. Ratingen während der Weltwirtschaftskrise 1930 - 1932, in: Ratinger Forum H.3, 1993, S. 123 - 228 und hier insbes. die S. 162 - 187.

2) Vgl. StA. Rtg. 2 - 884.

3) Vgl. Ratinger Zeitung vom 7.2.1938. Zum nationalsozialistischen Siedlungsbau in Ratingen allgemein vgl. auch Hermann Tapken, Ratingen von 1933 - 1945. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, Ratingen 1990, insbes. die auf den Seiten 274 - 276 abgedruckten Dokumente.

4) So in StA. Rtg. 2 - 884 sowie der Pfarrchronik des Pfarrers Clemens Prinz, abgedruckt in der Quecke 47/1977, S.102.

5) Vgl. StA. Rtg. Bestand Karten und Pläne 66.

6) Vgl. Tapken, S. 66 - 86; Adreßbuch der Stadt Ratingen von 1936, S. 73.

7) Vgl. StA. Rtg. 2 - 884.

8) Abgedruckt in: Ratinger Forum 4/1995, S.249 - 255, hier S.254 f..

## Im Prozessionsschritt von St. Peter und Paul in die evangelische Stadtkirche

Ein lokales kirchengeschichtliches Ereignis mit Folgen

Am letzten Februar-Sonntag (25.2.1996) war es soweit: Nach der 11.30 Uhr-Messe formierte sich in der Pfarrkirche St.Peter und Paul eine Prozession, zog durch das Hauptportal über den Markt und die Lintorfer Straße zur evangelischen Stadtkirche, Heimat der katholischen Gemeinde für die nächsten zwei Jahre. Ein ökumenisches Ereignis von nicht zu unterschätzender Bedeutung, was auch betont wurde durch den evangelischen Pfarrer Dr.Gert-Ulrich Brinkmann. Er verlas nicht nur das Evangelium in der hl. Messe, sondern zog in der Prozession mit.

Wie bei einem richtigen Umzug, so wurden auch jetzt viele Dinge in die „neue“ Kirche mitgenommen: liturgische Bücher, Kerzen, Kerzenständer, liturgische Gewänder, ein Weihrauchfaß mit Schiffchen. Und das Wichtigste: Kaplan Günter Ernst trug in einem Ziborium das eucharistische Brot,



damit es in der Stadtkirche in einem eigens aufgestellten Tabernakel aufbewahrt und verehrt werden kann. Wie bei der feierlichen Fronleichnamsprozession wurde das eucharistische Brot

unter einem „Himmel“ durch die Straßen getragen.

„Wir halten es für ein gutes Zeichen wachsender Gemeinsamkeit, daß unser evangelisches Presbyterium die Stadtkirche für unsere katholischen Nachbarn öffnet, und die katholische Gemeinde ihrerseits in einen protestantischen Kirchenraum umzieht“, so hatte Pfarrer Dr. Brinkmann in einem Brief an seine Gemeinde geschrieben. Ein Zeichen herzlicher Begrüßung und guter Nachbarschaft!

Innerhalb der Kirchengeschichte Ratingens ist es eine (kleine) Sensation, daß die evangelische Kirchengemeinde ihre Stadtkirche für die Feier der heiligen Messe und für manch anderen katholischen Gottesdienst zur Verfügung stellt. Genauso „sensational“ ist es aber auch, daß eine katholische Pfarrgemeinde auf die Idee kommt, dort bei den



evangelischen Nachbarn die Gottesdienste zu feiern. Denn „Altenberger Verhältnisse“ (der Altenberger Dom wird von beiden Konfessionen als Gotteshaus genutzt) sind nicht unbedingt selbstverständlich.

### „Schwellenängste“ zwischen den Konfessionen

Man muß nur in die Geschichte mancher Ratinger Familien hineinschauen, um die ökumenische Entwicklung der letzten Jahrzehnte zu erkennen. So lange ist es noch nicht her, daß sich der katholische Vater weigerte, in die evangelische Kirche zu gehen, wenn der eigene Sohn dort ein evangelisches Mädchen heiratete. Der Schreiber kann auch von eigenen „Schwellenängsten“ berichten, als ihn ein evangelischer Freund zur Konfirmationsfeier in „seiner“ Stadtkirche einlud. Umgekehrt fiel es dem Freund schwer, mit in die katholische Kirche zu gehen. Beim Spiel spürte niemand etwas davon, einer anderen Konfession anzugehören. Aber vor der Kirchentüre schieden sich die Geister. So nah auch die beiden Kirchen beieinander lagen, die Wege waren weit, zum Teil sehr weit!

Vielleicht wurde aber gerade in dieser konkreten Erfahrung der Grund gelegt, das Trennende zu hinterfragen bis zu der Konsequenz, einfach mitzugehen, den anderen zu erleben, was er in seiner Kirche tat als Konfirmand, als Meßdiener.

Der nächste Schritt war das Mit-tun im Gebet, beim Singen der gemeinsamen(!) Lieder, in der Meditation, beim Lesen in der Bibel. Und das Ergebnis: Die so ganz anders beschriebene Welt in der ganz anderen Kirche war gar nicht so anders. Über die Worte, – das „Wort“ – verstand man sich besser, als man ursprünglich wahrhaben wollte.

### Dankbarkeit für die ökumenische Lösung

Der Schritt, der jetzt in Ratingen getan wurde – um gastliche Aufnahme zu bitten und Gastfreundschaft zu gewähren – ist im Hinblick auf den langen Weg einleuchtend und konsequent. Im Hinblick auf den gemeinsamen Ursprung zeugt er von Wahrhaftigkeit – und läßt dankbar sein für diese ökumenische Lösung.

„In der evangelischen Kirche ist die Kirche Jesu Christi verwirklicht. Die evangelische Kirchengeschichte hat also die ganze Kirchengeschichte als unsere Kirchengeschichte im Blick. Bethlehem und Jerusalem, Ephesus und Korinth, Rom und Byzanz, Wittenberg und Genf – all diese Orte stehen für die eine Kirche Jesu Christi“, schreibt Reinhard Frieling, Leiter des konfessionskundlichen Instituts in Bensheim an der Bergstraße zum 450. Todestag Martin Luthers.

Dies bedeutet, daß die katholische Kirche in gleicher Weise die Orte der Reformation – Wittenberg, Eisleben, Genf u. a. – als Orte auch ihrer eigenen

Geschichte sieht. Hier vollzieht sich ebenso Geschichte der Kirche Jesu Christi wie in Rom.

Von der großen Kirchengeschichte zur kleinen Einheit vor Ort – nach Ratingen: Die Geschichte der Kirche von Ratingen ist nicht allein die von St. Peter und Paul auf der einen und die der evangelischen Stadtkirche auf der anderen Seite. Kirchengeschichte wird in beiden Gemeinden geschrieben. In beiden haben die Zeugen Jesu Christi gelebt und gewirkt.

### Die „katholische Kuschelecke“

Die Bitte um Aufnahme und das Gewähren von Gastfreundschaft war im Lauf der langen Trennung aus unterschiedlichsten Gründen nicht selbstverständlich. Als die evangelische Stadtkirche gebaut wurde (Grundsteinlegung am 20. März 1669, mithin eine der ältesten protestantischen Bauten überhaupt und der älteste reformierte Kirchenbau im Rheinland), war sie aus der Sicht der katholischen Bevölkerung gar nicht gern gesehen und nur geduldet „am Rand der Stadt“ ohne Glockenturm. Die dauernden Querelen und Sticheleien zwischen den Konfessionen in Ratingen sind hinlänglich in den Archiven nachzulesen.

Die Geschichte ist weitergegangen – in den Gemeinden, in den Familien, in der persönlichen Erfahrung. Und 1996 ist es in Ratingen soweit: Es gibt eine „katholische Kuschelecke in der Stadtkirche“, so Pfarrer Dr. Brinkmann. Das heißt konkret: es gibt den Tabernakel – ein Zeichen für die Anwesenheit Christi im Brot – mit dem „ewigen Licht“. Es gibt Weihrauch. Im Mai gibt es den Maialtar zur besonderen Verehrung Mariens. Und zu Weihnachten wird die Krippe aus St. Peter und Paul in der Stadtkirche aufgebaut. Es gibt noch eine ganz wichtige Erfahrung: Viele Gläubige aus St. Peter und Paul fühlen sich in der Stadtkirche gastfreundlich aufgenommen und damit wie zu Hause. Das ist das Erlebnis von Kirchengeschichte vor Ort!

Hans Müskens

# ÖKUMENE

Uns alde Kerk wühd nöe jedeckt,  
un im Jewölbe hätt mer Risse jefunge.  
Jetz wühd do alles dorchjescheckt  
un nit mieh Halleluja jesunge.

„Wat maake mer nu?“ wühd överleith.  
Do wor Holland in Nuet.  
De Evangelische fungen sech bereit. -  
Dat die uns opjenohme hant, dat feng ech  
juut.

De Stadtkerk met Tabernakel un Mai-Altar!  
En „Kuscheleck“ nennt de Pastur Brinkmann  
dat.  
Mer föhlen wohl uns, dat is wirklech wahr,  
un söken irjendwo ne nöe Platz.

Bloß an de Fierdaag simmer opjeschmiete,  
do mösse mer no Herz-Jesu jonn.  
Woröm dat so is, dat mäuht ech wiete. -  
Do senn ech Alde vör de Kerkdür stonn.

„He is kinn Meß“, höht mer se klage.  
„Op Pingste mößter no Herz-Jesu hin.  
Ech ben hütt morje no Suitbertus als jefahre.“  
Doch sennt de Alde dodrin kinne Sinn.

Der Weg is wiet, der Bus fährt fierdags och  
nur selten.  
Een Meß, so mein ech - för de Alde  
do müssen angere Jesetze jelten -  
könnt mer an Pingste in de Stadtkerk halde.

Nixdestotrotz - mer sind doch jlöcklech,  
dat in de Stadtkerk ons Asyl jewährt. -  
Ech ben jewiß mir, dat och do an Pingste  
der Hillije Geist op alle niederfährt.

Hütt dank ech dem Presbyterium  
för all sinn Freundlichkeit.  
On sinn die zwei Johr dann eröm,  
is jrötter als vörher de Einigkeit.

Hanni Schorn  
Pfungsten 1996

# Dä fromme Wunsch

Noch hütt fällt et mich manchmol in:  
Ich wollt so jeen katholisch sinn.  
Als kleene Puut wollt ich dat schon.  
Besonders bi de Prozession.

Ich hätt wer weefß wat dröm jejäwe,  
wenn ich in minnem junge Läwe  
och ens so stief-staats durch de Stroße  
jonn kunnt on mich bestaune losse.

Ich wor jo do noch ziemlich kleen.  
Dat wisse Kleedche fung ich schön,  
on ovedrop - dat wor dä Clou -  
dat wisse Kränzke noch dezu.

Och Lackschuh, blitzend in de Sonn,  
die hadden et mich aanjedonn.  
On alles dat, mer jlövt et koum,  
wor minne jrote Kengerdroum.

Do stung ich dann am Stroßerand  
- mi Motter hatt mich an de Hand -  
beluert all dat mit Entzücke  
on kunnt mich jarnit satt dran kicke.

Da hann ich vör mich hin jeschengt  
on hann der Hals mich utjerenkt.  
So wisse Lämmkes op e Kisse  
von roudem Samt, dat müt Ihr wisse

dat hätt ich doch - dat is kinn Frage-  
so jeen emol erömjedraage.  
Ich fung dat alles wunderbar,  
on och de Schellejüngkes-Schar.

On bleew ich he och drusse vör,  
so loch doch als vör manch en Döör  
och „Streu“, dä ich hatt herjestellt.  
Dat jov för mich jet Kirmesjeld.

So Kränzke hann ich nie jekritt.  
On och so staats wiss Kleedche nit.  
Doch durch dä „Streu“ - dat meen ich frei  
-  
wor ich e beßke doch dobei.

Lore Schmidt

# Lintorf im 18. Jahrhundert: Eine traditionelle Gesellschaft im Wandel?

In der Schule hat jeder gelernt, daß das Mittelalter um das Jahr 1500 endet. Als entscheidende Ereignisse, die diesen Epochenwandel eingeleitet haben, wurden die Entdeckung Amerikas 1492 durch Christoph Columbus und Martin Luthers Thesenanschlag 1517 in Wittenberg genannt. Das angeblich so „finstere Mittelalter“ wird durch die angeblich aufgeklärte, moderne und fortschrittbringende Neuzeit abgelöst. Die Industrielle Revolution im 19. Jahrhundert gilt zwar gleichfalls als bedeutende Veränderung, hat aber im allgemeinen Bewußtsein längst nicht den gleichen Stellenwert wie das Jahr 1500. Vielmehr gilt sie als beinahe logische Konsequenz des Epochenwandels von 1500.

Für Wirtschafts- und Sozialhistoriker endet das Mittelalter dagegen erst um 1800. Denn erst die Französische Revolution und die beginnende Industrielle Revolution, so die These, führen zu einem grundlegenden Wandel in Europa. Die Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft seien erst jetzt so einschneidend gewesen, daß sie als Beginn einer neuen Epoche - der Neuzeit - betrachtet werden könnten. Die Französische Revolution beendete in Europa das Ancien Régime. Der mittelalterliche Feudalismus und das Königtum von Gottes Gnaden als staatstragende Idee waren erst mit Ludwig XVI. auf dem Scherbenhaufen der Geschichte gelandet. Von nun an sollte die Herrschaft durch das Volk begründet sein. Die beginnende Industrialisierung auf dem Kontinent war dagegen der Anfang vom Ende der traditionellen, ländlich geprägten europäischen Gesellschaft. Lebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch 90 Prozent der West- und Mitteleuropäer auf dem Lande, so war es am Ende des Jahrhunderts kaum noch die Hälfte.

## Ist dieser Wandel auch in Lintorf zu erkennen?

Um 1740 hatte Lintorf rund 230 Einwohner, die fast ausschließlich

von der Landwirtschaft lebten. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts stieg die Einwohnerzahl auf über 800 Menschen. Hier deutet sich bereits ein erheblicher Wandel der Gesellschaft an, denn ein solcher Bevölkerungszuwachs kann nicht ohne Konsequenz für den Einzelnen und für die dörfliche Gemeinschaft als Ganzes gewesen sein.

Die Einwohnerzahl Lintorfs schwankt im 17. und 18. Jahrhundert erheblich (vgl. hierzu: Die Einwohnerzahl Lintorfs im 17. und 18. Jahrhundert, Quecke Nr. 60). Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges lebten in Lintorf etwa 250 Menschen. Bedingt durch den Krieg und den allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang in der zweiten Jahrhunderthälfte, sinkt die Einwohnerzahl auf etwa 200 um das Jahr 1700. Dieser Verlauf ist für Deutschland untypisch. Die meisten Städte und Dörfer hatten die Bevölkerungsverluste durch den Dreißigjährigen Krieg um die Jahrhundertwende wieder wettgemacht. Nicht so Lintorf. Hier dauert es noch einmal rund vier Jahrzehnte, bevor die Vorkriegseinwohnerzahl auch nur annähernd wieder erreicht wird. Innerhalb des nächsten halben Jahrhunderts (1750 bis 1800) nimmt die Bevölkerungszahl dann aber um mehr als das Dreifache zu.

Wie kommt es zu diesem plötzlichen Bevölkerungszuwachs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts? In der Zeit nach 1750 treten - im Gegensatz zu den Jahrzehnten davor - nur noch vereinzelt Epidemien unter den Dorfbewohnern auf. Jene hatten immer wieder zahlreiche Menschenleben gefordert, bis zu 40 Sterbefälle in nur ein oder zwei Monaten. Im langjährigen Durchschnitt starben dagegen jährlich nur zehn bis fünfzehn Lintorfer. Diese Zahl bleibt übrigens trotz der steigenden Einwohnerzahl fast unverändert. Der Rückgang der Epidemien in Lintorf ist im übrigen nicht mit Fortschritten in der Medizin zu erklären. Die großen medizini-

schen Entdeckungen kommen erst wesentlich später. Vielmehr ist es wohl auf eine bessere Versorgung mit Lebensmitteln und der damit verbundenen höheren Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung gegen ansteckende Krankheiten zurückzuführen. Gleichzeitig steigt die Zahl der Geburten kontinuierlich im Laufe des 18. Jahrhunderts an, ab etwa 1760 schnellen sie geradezu in die Höhe. Wurden um 1700 jährlich weniger als zehn Kinder geboren, so sind es um 1760 bereits mehr als fünfzehn und um 1800 schließlich mehr als dreißig Geburten jährlich.

Und schließlich tauchen in den Heiratsregistern ab der Jahrhundertmitte mehr und mehr fremde Namen auf. Zwischen 1660 und 1750 kommen ganze 15 Ehepartner laut den Heiratsregistern der Pfarrei St. Anna nicht aus Lintorf. In den folgenden 50 Jahren suchen sich dagegen 83 Lintorfer einen auswärtigen Ehepartner. Auch hier ist also eine deutliche Veränderung in der zweiten Jahrhunderthälfte festzustellen, zumal die Zahl der Heiraten - genau wie die der Todesfälle - trotz der steigenden Einwohnerzahl praktisch unverändert bleibt.

Drei existentielle Vorgänge im Leben eines Menschen - Geburt, Heirat, Tod - und drei wichtige Eckpunkte für den Bestand der menschlichen Gesellschaft; dreimal ein deutlicher Wandel in Lintorf um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Nur wenige Jahre früher, in den 1740er Jahren, wird in Lintorf das Bleibergwerk gegründet. Der Wuppertaler Unternehmer Heinrich Kirschbaum setzt im Bergwerk bereits eine Dampfmaschine ein. (Siehe Artikel über den Lintorfer Bergbau auf Seite 167). Besteht hier ein ursächlicher Zusammenhang?

Die Zeit von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts läßt sich - in Lintorf - als eine Langzeitbewegung einer traditionellen dörflichen

Gesellschaft und ihres wirtschaftlichen und sozialen Systems aufzufassen und beschreiben. Die erste Phase, also die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, ist der Ausgangspunkt der wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen. Sie wird durch einen dramatischen Bevölkerungsrückgang und eine wirtschaftliche Verelendung charakterisiert. Die soziale Struktur des Ortes ist äußerst einseitig ausgeprägt, da außer einer bäuerlichen Unterschicht andere gesellschaftliche Gruppierungen, wenn überhaupt, nur in geringem Umfang existieren. Die zweite Phase setzt am Anfang des 18. Jahrhunderts ein und dauert bis etwa 1750. Die markanteste Erscheinung dieses halben Jahrhunderts ist die Stabilisierung der Bevölkerungszahl. Zwar wird die Wirtschaft nach wie vor durch Verelendung gekennzeichnet, und auch in der sozialen Strukturierung der dörflichen Gesellschaft macht sich keine Veränderung bemerkbar. Dieser zweite Zeitraum kann jedoch als Konsolidierungsphase bezeichnet werden.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bildet schließlich die dritte Phase der Langzeitbewegung. Nach der Gründung des Bleibergwerkes verändern sich Wirtschaft und Gesellschaft grundlegend. Das Bevölkerungswachstum beschleunigt sich erheblich, so daß durchaus von einer, wenn auch örtlich eng begrenzten, Bevölkerungsexplosion gesprochen werden kann. Das wirtschaftliche Leben des Ortes expandiert, vor allem beginnt sich ein kleines dörfliches Handwerk zu entwickeln. Auf-

grund der Zuwanderung fremder Bergarbeiter und der Entwicklung des neuen Handwerks beginnt sich die Gesellschaftsstruktur zu differenzieren. Zwar überwiegen Ackerer und Tagelöhner, doch gibt es daneben nun auch die ersten Handwerker und einige wenige Lohnarbeiter in einem vorindustriellen Unternehmen.

Die vierte und letzte Phase bilden die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Diese letzte Phase ist schwer in das Gesamtbild einzuordnen. Einerseits erreicht die Differenzierung der Gesellschaft einen Höhepunkt, andererseits aber verlangsamt sich der Bevölkerungszuwachs bereits wieder deutlich und die wirtschaftliche Entwicklung stagniert. Die Zeit nach der Jahrhundertwende kann daher einerseits als der Höhepunkt der in der Mitte des 17. Jahrhunderts begonnenen Langzeitbewegung angesehen werden, die andererseits bereits deutliche Zeichen der Stagnation, wenn nicht gar des Rückschritts in sich trägt.

Der Ausgangspunkt ist eine Folge des wirtschaftlichen Ruins nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Allerdings ist dabei zu bedenken, daß Lintorf auch vor dem Krieg keine blühende Gemeinde, sondern ein Dorf armelig lebender Waldbauern war. Die wirtschaftliche Verelendung des Ortes während der ersten Phase, verbunden mit dem dramatischen Bevölkerungsrückgang, ist ein denkbar schlechter Ausgangspunkt für eine wirtschaftliche Gesundung. Der Bevölkerungsrückgang wird in

erster Linie durch häufiges Auftreten epidemischer Krankheiten verursacht, eine Folge der insgesamt schlechten Ernährungslage. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts jedoch kommt der Bevölkerungsrückgang zum Stillstand. Die Zahl der Einwohner stabilisiert sich und beginnt sich im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts sogar langsam zu erhöhen. Dies ist vor allem auf die leicht fallende Sterberate zurückzuführen. Im wirtschaftlichen Leben Lintorfs ist keine Veränderung festzustellen. Hier kann lediglich von einer Verlangsamung der Verelendung gesprochen werden. Erst am Ende der zweiten Phase gibt es erste Zeichen einer Verbesserung der ökonomischen Situation. Die Eröffnung des Bleibergwerkes Mitte der 1740er Jahre bringt dann jedoch einen entscheidenden Wandel: Die Bevölkerungszahl entwickelt sich explosionsartig aufgrund der Zuwanderung einer großen Zahl fremder Menschen: bis zu 40 Bergarbeiter in den frühen 1750er Jahren und eine zunehmende Zahl von Geburten im Ort.

Das Bergwerk stimuliert die dörfliche Wirtschaft, so daß sich tatsächlich ein kleines, heimisches Handwerk zu entwickeln beginnt. Das Bergwerk hat in diesen ersten Jahren der dritten Phase eine wichtige Funktion inne. Es übernimmt eine Initialaufgabe innerhalb der dörflichen Wirtschaftsstruktur. Allerdings ist hier auch bereits der Grund für den wirtschaftlichen Niedergang während der vierten Phase zu sehen. Das Bergwerk, als wirtschaftliche Komponente, wird von außen in

***hilgenstock***  
***bauelemente***  
***GmbH***

Lieber gleich  
zum  
Fachmann!

**Fenster - Türen - Haustüren -**

Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Str. 36, 40885 Ratingen-Lintorf, ☎ (021 02) 934 20

die dörfliche Gesellschaft und ihre traditionsverbundene Form des Wirtschaftens eingepflanzt, ohne daß eine entsprechende soziale und wirtschaftliche Infrastruktur vorhanden gewesen wäre. Die Lintorfer des 18. Jahrhunderts sind weder schulisch noch beruflich derart ausgebildet, als daß sie von der einmal begonnenen Entwicklung hätten profitieren können. Vielmehr beginnt der wirtschaftliche Aufschwung zunächst ohne Unterstützung aus dem Dorf und von dessen Bewohnern. Allerdings fördert das Bergwerk die Entstehung eines kleinen, dörflichen Handwerks, das sich dann auch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts herausbildet. Durch die Entstehung des dörflich-ländlichen Handwerks wird gleichzeitig eine gewisse berufliche Grundqualifizierung der Dorfbevölkerung gefördert. Obwohl das Bergwerk bereits Mitte der 1750er Jahre wieder schließen muß, setzt diese Entwicklung ein. Doch da die Initiative zur Gründung des Bergwerkes von außen kam, verlieren die Lintorfer schnell wieder den Anschluß an die wirtschaftliche und technische Entwicklung der gesamten Region. Das Fehlen einer dörflichen Oberschicht, die den wirtschaftlichen Prozeß, und hier insbesondere die weitere Industrialisierung hätte fortführen können, macht sich nun bemerkbar. Es fehlen Einheimische mit der geeigneten Bildung oder mit dem Interesse an den technisch-industriellen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts, um die Lücke zu schließen, die der Konkurs der Unternehmen des Industriellen Heinrich Kirschbaum in Lintorf hinterlassen hat. Daher kommt es in der letzten Phase zum Stillstand der wirtschaftlichen Entwicklung. Gekennzeichnet ist sie vor allem dadurch, daß die einsetzende Industrialisierung der nahegelegenen Regionen des Ruhrtales, des oberbergischen Raumes und des Rheinlandes praktisch spurlos an Lintorf und seiner Bevölkerung vorübergeht. Ebenso verlangsamt sich der Bevölkerungszuwachs in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts deutlich. Vor allem hat Lintorf wieder seine Anziehungskraft auf auswärtige Fachkräfte verloren, die es kurzzeitig nach der Entstehung des Bergwerkes ausgeübt hatte. Die

Zuwanderung nach Lintorf nimmt daher deutlich ab.

Die Gründung des Bergwerkes hatte also nur eine kurzzeitige Wirkung auf die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung des Ortes. Am Beginn des Aufsatzes wurde außerdem gefragt, welchen Einfluß die Gründung des Bergwerkes auf die gesellschaftliche Entwicklung und hier insbesondere auf die demographischen Strukturen und generativen Verhaltensmuster der dörflichen Gesellschaft hatte. Sicherlich ist die Gründung als eine wesentliche Ursache für den explosionsartigen Bevölkerungszuwachs nach der Mitte des 18. Jahrhunderts anzusehen. Jedoch ist seit den 1770er Jahren der Anstieg der Einwohnerzahl auf ein natürliches Wachstum aufgrund einer sinkenden Sterblichkeitsrate und steigender Geburtenzahlen zurückzuführen.

Dagegen hatte das Bergwerk lediglich einen indirekten Einfluß auf die übrigen demographischen Verhaltensmuster der Dorfbewohner. Der Einfluß des Bergwerkes beschränkt sich bei den demographischen Strukturen und generativen Verhaltensmuster auf die Veränderung der wirtschaftlichen Grundlagen der dörflichen Gesellschaft und der einzelnen Familien. Der langsam steigende Lebensstandard der Dorfbevölkerung während des ausgehenden 18. Jahrhunderts und die Zuwanderungswelle in der Mitte des gleichen Jahrhunderts führen so zu einer gewissen Restriktion bei der Heiratserlaubnis. Die dörfliche Gesellschaft friert - trotz eines zunehmenden Wohlstandes und der weitaus größeren Einwohnerzahl - die Zahl der jährlichen Eheschließungen auf einem gleichbleibenden Stand ein.

Weitere Veränderungen dagegen sind nicht auf den Einfluß des Bergwerkes zurückzuführen. Hier ist an den Rückgang der Witwen- und Witwerheiraten zu denken, dessen Ursache vor allem in der längeren Lebensdauer der Frauen, aber auch in einem generellen Wandel der Einstellung der Menschen gegenüber ihrem Ehepartner (Mentalitätswandel) zu suchen ist. Ähnliches gilt für die zunehmende Stabilität der Familienzyklen (Heirat, Geburt und Erziehung

der Kinder, die gemeinsame Zeit der Ehepartner nach dem Fortgang der Kinder) seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Diese ist auf die wesentlich länger andauernden ehelichen Gemeinschaften und den Rückgang der Kindersterblichkeit, insbesondere der erstgeborenen Kinder, zurückzuführen. Ebenso ist kein unmittelbarer Einfluß des Bergwerkes auf die steigende Zahl der unehelichen Kinder und der vorehelichen Konzeption nachzuweisen. Zwar lassen die steigenden Zahlen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Zusammenhang mit der Bergwerksgründung und dem daraus resultierenden wirtschaftlichen Aufschwung vermuten, doch bleibt die Illegitimitätsrate weit unter den durchschnittlichen Werten der Zeit. Die Zunahme der Illegitimität und der vorehelichen Konzeption sind eine allgemeine Erscheinung des 18. Jahrhunderts in Europa. Verantwortlich für die Zunahme in Lintorf dürfte in erster Linie die restriktive Haltung der dörflichen Gesellschaft bei der Vergabe der Heiratserlaubnis gewesen sein. Die große Anzahl vorehelicher Konzeptionen in Lintorf weist dabei auf eine relative Verbreitung vorehelichen Sexualverkehrs und eine gewisse Tolerierung dieses Verhaltens durch die dörfliche Gesellschaft hin.

Die ländliche, agrarisch strukturierte Gesellschaft unterliegt also im 18. Jahrhundert einerseits einem vielfältigen Wandel: die Bevölkerungszahl vervielfacht sich, Illegitimität und vorehelicher Sexualverkehr nehmen zu, die gemeinsame Zeit der Eheleute wird wesentlich länger, Wirtschafts- und Sozialstruktur werden differenzierter. Insgesamt unterliegt die Lintorfer Gesellschaft einem Individualisierungsprozeß. Andererseits jedoch übt diese Gesellschaft nach wie vor großen Einfluß auf die zu ihr gehörenden Individuen aus. Sie schränkt die Heiratserlaubnis ein und fordert recht erfolgreich die Legitimierung vorehelichen Sexualverkehrs durch eine nachfolgende Heirat. Die dörfliche Gesellschaft bleibt dabei weitgehend von einer unterbäuerlichen Schicht geprägt.

Dies führt zu der im Titel gestellten Frage zurück: Verändert sich die traditionelle Lintorfer Gesellschaft im 18. Jahrhundert?

Die dörfliche Gesellschaft verändert sich erheblich. Es konnte gezeigt werden, daß die Veränderungen mittelbar mit der Gründung des Bergwerkes zusammenhängen; andererseits aber auch, daß der Wandel der generativen Verhaltensmuster nicht auf einen unmittelbaren Einfluß der „Industriellen Revolution“ zurückzuführen ist. Vielmehr ist deutlich geworden, daß die Lintorfer Gesellschaft auf traditionellen Verhaltensweisen beharrt, wenn sie auch in bestimmten Teilen - außerehelicher Sexualverkehr - nicht unbedingt mehr ihre Normvorstellungen vollständig durchzusetzen vermag. Die Verän-

derungen der generativen Verhaltensmuster vollziehen sich innerhalb der Lintorfer Gesellschaft aber nur äußerst langsam und behutsam. Es sind keine sprunghaften Veränderungen zu erkennen.

Die Lintorfer Gesellschaft unterliegt am Vorabend der Industriellen Revolution der Neuzeit gewissen evolutionären Veränderungen ihrer demographischen Strukturen und generativen Verhaltensmuster, die jedoch nur in einem mittelbaren Zusammenhang mit der industriellen Entwicklung stehen. Die Ursache der Veränderungen liegt weit mehr in der größeren

Stabilität der individuellen Lebensläufe der Menschen. Der Beginn der Industriellen Revolution und die evolutionären Veränderungen der demographischen Strukturen fallen in Lintorf zeitlich zusammen. Die Veränderungen sind jedoch als Mentalitätswandel und Individualisierungsprozeß innerhalb der Lintorfer Gesellschaft zu begreifen, die unabhängig von der Modernisierung des dörflichen Wirtschaftssystems ablaufen.

Dr. Andreas Preuß

---

## Vor 250 Jahren gründete der Düsseldorfer Bankier und Unternehmer Heinrich Kirschbaum in Lintorf ein Bleibergwerk

*Schon für das 16. Jahrhundert läßt sich eine Bergbautätigkeit in Lintorf nachweisen. Hier befand sich ein Blei-, Vitriol- und Alaunbergwerk, das vor 250 Jahren (1746) in den Besitz des Kommerzienrates Heinrich Kirschbaum aus Düsseldorf überging. Damit trat eine entscheidende Wende in der bergbaulichen Vergangenheit Lintorfs ein: Zum ersten Male wurde ein planmäßiger Abbau betrieben. Der zwei Jahre später in Betrieb genommene Schmelzofen auf Steinkohlenbasis und vor allem der Einsatz einer in Deutschland hergestellten und wirklich brauchbaren Dampfmaschine im Jahre 1753 sichern dem Ort einen Platz in der rheinischen Industriegeschichte.*

*Nachdem Kirschbaum schon 1755 in Konkurs gegangen war und der Lintorfer Bergbau im Jahre 1902 endgültig eingestellt wurde<sup>1)</sup>, haben sich in dem heutigen Vorort von Ratingen keine Überreste der früheren montanen Tätigkeit erhalten. Die einstigen Bergwerksanlagen und Halden sind der Wohnbebauung und modernen Fabrikanlagen gewichen. So erinnern fast nur noch Straßennamen wie „Zechenweg“ oder „Bleibergweg“ sowie der Name der Gaststätte „Zur alten Zeche“ daran, daß hier einmal Bergbau betrieben wurde. Den 28 dicken Bänden der Prozeßakten über den Konkurs Kirschbaums verdanken wir den Aufschluß über seine Bergbautätigkeit in Lintorf.*

### Das frühe Montan- gewerbe in Lintorf

Die Industrie Lintorfs bis zum 20. Jahrhundert war fast ausschließlich auf den Abbau von Bodenschätzen ausgerichtet. Neben Kalkstein und Dolomit, Ton, Torf, Raseneisenstein, Alaunschiefer und Vitriol wurde vor allem Bleiglanz gewonnen. Auf den Lintorfer Erzbergbau weisen heute Straßennamen wie „Broekman-“ und „Katharinenstraße“, „Friedrichsglück“ oder „Schacht-Georg-Weg“ hin. Sie erinnern an die ehemaligen Schacht- und Zechenanlagen.

Daß schon im 16. Jahrhundert in der Gemarkung Lintorf Bleivorkommen abgebaut wurden, die in die karbonischen Kalke eingelagert sind, geht aus einem Gesuch vom 22. August 1565 hervor, in dem der Amtmann zu Angermund, Siebert von Troisdorf, sowie der Förster und Kirchenmeister zu Lintorf, Hermann Hinoever, an die Beerbten der Lintorfer Mark mit der Bitte herantreten, Kalkstein „an den bleihoulen“ brechen zu dürfen<sup>2)</sup>. Genauere Angaben liegen aber erst aus dem Jahre 1734 vor, als am 8. Mai der in Mülheim (Ruhr) wohnende Philip Bleckman um

„concession zu auffsuchung und bearbeitung der ruinirter Bleykuhlen auff den Lintorffer Gemarken“ bat<sup>3)</sup>. Knapp vier Jahre später, am 23. Januar 1738, wurde eine Gewerkschaft „In den Lintorfer Gemarken“ des Amtes Angermund belehnt<sup>4)</sup>. Auch eine Schmelzhütte war vorhanden. Dies geht aus einem Schreiben

1) Ausführlich vgl. Lumer 1981, 1991 und Volmert 1968, 1970.

2) HEIKHAUS 1968, S. 53

3) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (fortan: HSTAD), Jülich-Berg III, 2469: Bittschrift Philip Bleckman an Präsident Graf von Kesseler, Regierungsrat Douven, Hofrat Kleefink v. 08.05.1734.

des Uerdinger Bürgermeisters Herbertz an den Kurfürsten hervor, der 1744 und 1745 zu den Gewerken des Lintorfer Bleibergwerkes gehörte<sup>5)</sup>.

Letztlich setzten sie die nur eher sporadischen Bemühungen einzelner Personen um die Verwertung von mineralischen Rohstoffen fort, die schon wesentlich früher mit dem Abbau von Kalkstein und Dolomit eingesetzt hatten. Der erste nachgewiesene Kalkofen datiert aus dem Jahre 1404, in dem er als ein Lehen von der Abtei Werden verpachtet wurde<sup>6)</sup>. Die Kalksteinbrüche<sup>7)</sup>, das Torf- und Tonstechen oder die Gewinnung von Raseneisenstein, Alaunschiefer und Vitriol hatten nur örtliche Bedeutung. Wichtiger war die Gewinnung von Bleiglanz, bei der als Nebenprodukte Zinkblende, Kupfer- und Schwefelkies anfielen.



Reste des alten Kalkofens in der Drucht um 1920

## Der Übergang des Betriebes an Heinrich Kirschbaum

Eine entscheidende Wende zeichnete sich im September 1745 ab, als der aus Braunschweig stammende Bergmeister Heinrich Rudolf Wilcken neben seinen Anteilen an drei Silbergruben, „die im Darmstättischen“ lagen, auch seinen Anteil an einer Grube in Lintorf an Heinrich Kirschbaum in Düsseldorf verkaufte. Aus dem Vertrag geht hervor, daß Wilcken sowohl auf den drei Silberberg-

werken als auch auf dem „Lintorfer berg“ die Leitung übernehmen sollte<sup>8)</sup>. Die übrigen Anteile dieser Grube sollte vertragsgemäß Kirschbaum erwerben.

Heinrich Kirschbaum, der 1710 von Solingen nach Düsseldorf gezogen war, hatte außerdem nach und nach sämtliche oder zumindest größere Kuxanteile bei einer Reihe anderer Bergwerksunternehmen erworben. So war er Hauptgewerke oder alleiniger Besitzer von Steinkohlenzechen in den heutigen Essener Stadtteilen Heisingen und Königsstele, von Silbergruben bei Roth und Achenbach im Siegerland und einem Quecksilberbergwerk bei Bensberg im Bergischen Land. Er besaß Ziegeleien, Kalköfen und Glashütten und ließ in Pempelfort eine Tuchfärberei errichten. Außerdem war er Bankier und Pfandleiher, handelte mit Waren und lieferte Verpflegung und Ausrü-

umfangreichen technischen Investitionen benötigt wurde. Kirschbaum beantragte daher recht bald bei der kurfürstlichen Bergkommission in Düsseldorf die Befreiung vom Bergzehnten, die ihm im März 1747 für drei Jahre zugestanden wurde<sup>10)</sup>. Dem gleichen Zweck diente seine Bittschrift an den Landgrafen von Hessen, ihn für vier Jahre auch vom Zehnten für seine drei dort gelegenen Silbergruben zu befreien<sup>11)</sup>.

Kirschbaum kalkulierte scharf, und er blieb auch in bezug auf andere Einkommensmöglichkeiten nicht untätig. So ließ er recht bald die Arbeiten auf dem 1749 von ihm in den Lintorfer Gemarken zusätzlich gemuteten Bleibergwerk „Zum Gützenhof“ einstellen, nachdem er festgestellt hatte, daß das aus einem alten Gang geförderte Erz die Unkosten nicht deckte<sup>12)</sup>. Er brannte mit dem Lintorfer Kalkofen nicht nur Kalk<sup>13)</sup>, sondern beantragte auch eine Konzession zum Torfstechen auf der Lintorfer Gemark<sup>14)</sup>, und außerdem betrieb er auf der Lintorfer Gemark ein Schwefel- und ein Vitriolwerk, mit dem schon am 23. Januar 1738 eine Gewerkschaft belehnt wor-

4) ESSER 1925/26, S. 54. Gewerkschaft: Gesellschaft mehrerer Gewerken, die ein gemeinschaftliches Bergwerkseigentum besitzen, das als ungeteiltes Ganzes eingetragen ist.

Gewerke: Bergwerkbesitzer; den Bergbau betreibender Unternehmer; Mitglied einer bergrechtlichen Gewerkschaft.

5) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372: Bittschrift: Bürgermeister Herbertz an den Kurfürsten, 1744/1745 (genaues Datum nicht bekannt)

6) VOLMERT 1970 a, S. 17.

7) Ausführlich vgl. dazu Heikhaus 1968.

8) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXVII.

9) LAU 1925.

10) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV: Erlaß Kurfürst an die Bergkommission v. 13.03.1747.

11) Ebd., vol. XXVII: Bittschrift: Kirschbaum an den Landgrafen, ohne Datum.

12) ESSER 1925/26, S. 85.

13) HSTAD, Jülich-Berg, II R Angermund, Nr. 5: Kellnerei-Rechnungen für das Jahr 1751/52.

14) Ebd., Hofrat VII, 372: Erlaß Douven an die Bergischen Bergbeamten Tütte und Döring v. 06.04.1752.

15) Vgl. ebd., vol. XXV: Bericht Wilcken/Fresenius vom Lintorfer Schwefelwerk, 25.11.-31.12.1752, und ebd., vol. I: Lohnliste Vitriolwerk, 27.01.-23.02.1754 und 24.02.-23.03.1754.

den war<sup>15)</sup>. 1753 nahmen Kirschbaum und die Pootslots Company von Holland und Seeland hier den Betrieb wieder auf<sup>16)</sup>.

Aus seinem Antrag an die hessische Kammer geht auch hervor, daß Heinrich Rudolf Wilcken der ursprünglichen Vereinbarung entsprechend als Bergmeister auf dem Lintorfer Bergwerk fungierte, und der Rechtslizentiat Johann Martin Schmitz das Amt des Berginspektors bekleidete. In dieser Funktion war er nicht nur für den Bergwerksbetrieb zuständig, sondern auch für die Verhüttung der Erze, mit der bald begonnen wurde<sup>17)</sup>. Schmitz unterzeichnete in den folgenden Jahren die meisten Verträge und verfaßte die Betriebsberichte.

Der Betrieb auf der Grube, die Schmitz 1748 als „Lintorffer st. Elisabeths Bleygrub“ bezeichnete<sup>18)</sup>, ließ sich insgesamt erfolgreich an. Seinem Bericht vom Februar 1748 ist zu entnehmen, daß die bereits getroffenen Maßnahmen die notwendigen Voraussetzungen für ein ertragreiches Arbeiten geschaffen hatten, daß die Gruben „auf das einträglichste“ belegt wären und der Thomas- und Catharinenschacht ein



Die Fischer A. Die Pochstein B. Die Querscheit C. Die Schraube D.  
Die Pochschale E. Die Welle F. Die Hebung G. Die Däumling H.

Mittelalterliches Pochwerk zum  
Zerkleinern von Bleierz

„ansehnliches“ Erz lieferten<sup>19)</sup>. Das Bergwerk bestand aus dem Elisabeth-, dem Catharinen- und dem Thomas-Schacht, der besonders ertragreich arbeitete. Hier war das Erzlager mit guten Ergebnissen durch eine Strecke im Liegenden aufgeschlossen worden. Fünfzig Zentner reines Stufenerz konnten gefördert werden und der 20 Zoll mächtige Gang versprach auch weiterhin

gute Ausbeute, zumal man vermutete, daß er mit zunehmender Teufe noch mächtiger würde. Im Elisabeth-Schacht war der Erzgang voll abgebaut, doch wollte man sich mit Hilfe der weiter vorgetriebenen Strecke darüber erst noch Gewißheit verschaffen. Lediglich im Catharinenschacht waren zwar noch große Erzvorräte, doch konnten sie trotz Einsatz einer „Wasserkunst“ zunächst nicht ausgebeutet werden.

## Innovatives Verhüttungsverfahren

Schon die frühen Berichte des Rechtslizentiaten und Kirschbaumschen Berginspektors Johann Martin Schmitz beschäftigten sich in auffälliger Weise eingehend mit der Verhüttung der Erze, vermutlich weil auf diesem Sektor erhebliche Investitionen zu tätigen waren. Der schon vorhandene Schmelzofen, über dem man einen mit Brettern verschlagenen Turm errichtet hatte, schien nicht den Anforderungen zu genügen, weshalb Schmitz im gleichen Bericht von der Grundsteinlegung für einen neuen Ofen sprach.

Zur gleichen Zeit liefen bereits die Vorkehrungen für den praktischen Betrieb des Schmelzofens an, indem Schmitz einen Vertrag mit Dietrich Siepman aus Heisingen über die Lieferung von Steinkohlen abschloß<sup>20)</sup>. Siepman sollte 200 Wagen jeweils „fetter“ und „voller“ Kohlen liefern, pro Wagen mit 150 Pfund berechnet, und zwar auf einer Waage mit einem gewöhnlichen Ausschlag, wie sie in Mülheim an der Ruhr gebräuchlich war.

Hinter diesem Kaufvertrag verbirgt sich der Hinweis auf eine Innovation im deutschen Hüttenwesen, wie sie in der Technikgeschichte mit ihrer Konzentration auf das Eisenhüttenwesen bislang nicht beachtet worden ist. Die Kohlen trafen Ende Februar in Lintorf ein, rechtzeitig genug, um in dem neuen Schmelzofen verwendet zu werden, der – wie Schmitz in seinem Bericht von Anfang März ausdrücklich erwähnte – mit Steinkohlen gefeuert wurde<sup>21)</sup>.

In England hatte man für die Eisenherstellung ganze Wälder abgeholzt, da man für die Herstel-



Die Schmelzofen A. Die Vorkehr. B.

Mittelalterlicher Bleischmelzofen

lung einer Tonne Roheisen etwa 30 Tonnen Holz benötigte. Der steigende Bedarf an Eisen und die abnehmenden Holzvorräte bewirkten, daß man beim Schmelzen von Eisen zu Anfang des 18. Jahrhunderts in England von der Holzkohle zum Koks übergegangen war<sup>22)</sup>. Für Mitteleuropa galt dies erst für das Ende des 18. Jahrhunderts<sup>23)</sup>.

So wurde 1789 in Malapane in Schlesien das erste mit Koks erschmolzene Roheisen abgestochen, 1796 in Gleiwitz der erste

16) ESSER 1925/26, S. 54.

17) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, Vol. XXV, Bericht vom 22.01.1748.

18) Ebd.: Grubenbericht des J.M.Schmitz v. 09.03.1748.

19) Ebd.: Grubenbericht des J.M.Schmitz v. 10.02.1748.

20) Ebd.: Vertrag J.M. Schmitz / Dietrich Siepman v. 20.02.1748.

21) Ebd.: Hüttenbericht des J.M. Schmitz v. 02.03.1748.

22) Nachdem es schon 1709 erste Versuche gegeben hatte, Koks für den Hochofenprozeß zu gebrauchen, gelang als erstem Abraham Darby d.J. (1711-1763) 1735 der Betrieb eines ausschließlich mit Koks betriebenen Hochofens. Siehe KARL OTTO HENSELING, Bronze, Eisen, Stahl - Bedeutung der Metalle in der Geschichte, Hamburg 1981, S. 84, und LOTHAR SUHLING, Aufschließen, Gewinnen und Fördern - Geschichte des Bergbaus, Hamburg 1983, S. 186.

23) FRIEDRICH-WILHELM HENNING, Die Industrialisierung in Deutschland 1800 bis 1914, Paderborn 1978, S. 118.

deutsche Kokshochöfen errichtet<sup>24)</sup>, während 1848 im Ruhrgebiet Roheisen überall noch mit Holzkohle hergestellt wurde<sup>25)</sup>. Erst 1849 konnte der erste Kokshochofen des Ruhrgebiets auf der Friedrich-Wilhelm-Hütte in Mülheim a.d. Ruhr in Betrieb genommen werden<sup>26)</sup>. Der Versuch, im Jahre 1748 in Lintorf Blei in einem Reverberierofen mit Steinkohlen zu schmelzen, zählt zu den sehr frühen Bemühungen um die Anwendung englischer Weiterentwicklungen im Montanbereich auf dem Kontinent und zeigt, daß Kirschbaum für solche Erfahrungen mit neuen Technologien äußerst aufgeschlossen war. Bedauerlicherweise enthalten die Archivalien keinen Hinweis darauf, auf welchem Weg Kirschbaum seine Informationen über die Neuerung in England bezogen hat.

Nicht nur auf dem Bergwerk in Lintorf wartete man mit Spannung auf die Ergebnisse, sondern auch bei der Regierung des Herzogtums Berg in Düsseldorf verfolgte man die Versuche mit großer Aufmerksamkeit. Am 26. Februar 1748 wurde der neue Schmelzofen mit Steinkohlen angefeuert, und drei Tage später konnte der erste Schmelzversuch durchgeführt werden. Weil die Vorherde nicht genug „abgewärmt“ waren, konnte das Blei aber zunächst nicht genügend saigern, es war noch mit reichlich Schlacken durchsetzt. Die Sachverständigen, die sich in Lintorf als Beobachter versammelt hatten, zweifelten daher stark an der Brauchbarkeit des neuen Verfahrens, und man schloß sogar eine Wette ab, daß kein einziges Pfund reines Blei erschmolzen werden könne, weil die allerschönsten Theorien in der Praxis gänzlich verworfen werden müßten.

Als dann aber die Erze zu saigern begannen und sich von der Schlacke trennten, als hätte man wie beim alten Verfahren mit dem besten Gebläse gearbeitet, und sich die Vorherde mit flüssigem Metall füllten, konnte der erste Abstich vorgenommen werden<sup>27)</sup>. Der Hofkammerrat Phöring<sup>28)</sup>, der die Versuche zusammen mit seinem Sohn verfolgte, und Heinrich Kirschbaum, der von Frau, Sohn und selbst von dem Hauslehrer Praetorius begleitet wurde, konn-

ten sich davon überzeugen, daß – bis auf ein Schmelzgefäß, in dem sich noch Beimengungen von Kupferstein befanden – alle anderen reines, geschmeidiges Blei enthielten.

Die Anwesenden konnten bei dieser erstmalig praktizierten Bleierschmelzung in einem mit Steinkohlen geheizten Schmelzofen das Fazit ziehen, daß es gelungen war „vor der ganzen contradicirenden Welt zu bezeugen, wie wohl möglich, vortheilhaft und bequem es seye, mit der stein Kohlen flam per reveberationem auch die wildeß und hardtflüssigste Ertz zu schmelzen.“<sup>29)</sup> Der erfolgreiche Versuch, bei dem der Kohleneinsatz relativ gering war, ergab insgesamt 298 Pfund Kaufblei, 113 Pfund Silberwerk und 124 Pfund Kupferstein und somit insgesamt 535 Pfund an reinen Metallen. Bei den nächsten Schmelzvorgängen wollte man sich bemühen, das gute Resultat durch Ausschalten kleiner Fehler noch zu verbessern.

Wegen der überaus kalten Witterung und des tiefen Schnees mußten Anfang März Feierschichten eingelegt werden. Nur der Tiegelmacher, der neu eingestellt worden war, schälte die gebrauchten Schmelzgefäße ab und stellte für die jetzige Schmelzart neue dauerhafte Gefäße her<sup>30)</sup>.



Ein brennender Roßbuckel mit Eisen- und Kupfererz gefüllten Hüttern etc. Ein Arbeiter erhebt auf einem Rößbuckel Eisen etc. Der oben nach hinten abwärts gerichtete Rößbuckel etc. zeigt an, was davon der Rauch heraustritt etc.

Am 22. März konnte dann Schmitz über einen weiteren Abstich an Kirschbaum berichten und die dabei gemachten Erfahrungen schildern<sup>31)</sup>. Er faßte die Vorteile des neuen Verfahrens dahingehend zusammen, daß auf das Rösten der Erze verzichtet und der neue Ofen, in dem sich

eine größere Hitze erzielen ließ, von den bereits vorhandenen Arbeitern besichtigt werden konnte, so daß man keine zusätzlichen, teuren Schürer zu beschäftigen brauchte. Außerdem konnte auf Flußmittel wie Eisenschlacken verzichtet werden.

Schmitz ging in seinem Rapport auch auf die Kosteneinsparungen ein, die sich aus dem geringen Steinkohleneinsatz ergaben und aus der Tatsache, daß das Feuer mit Hilfe schon vorhandener Arbeitskräfte unterhalten werden konnte: „Der steinkohlen seyndt gar wenig gebraucht undt ist dieße grob in ansehung aller dabey ersehener Vorthailen vor gar unkosbar zu achten, zumahlen unsere eigene leuth das feuer geschieret.“<sup>32)</sup>

## Die Probleme mit der Wasserhaltung

Die Erfolge der Lintorfer Bleigrube wären mehr als zufriedenstellend gewesen, wenn nicht das Wasserproblem den Grubenbetrieb eingeschränkt hätte.

So schreibt Schmitz in seinem Bericht vom Februar 1748, daß der Catharinen-Schacht, der noch große Erzvorräte barg, Probleme mit sich brachte. Trotz des Einsatzes der „Wasserkunst“ konnten die Erzvorräte nicht abgebaut werden: „Die Catharina warthet mit ihren schönen anbrüchen bey noch immer forthgehender Waßerkunst auff bequemere Zeithen“<sup>33)</sup>.

24) WILHELM TREUE, Wirtschaft, Gesellschaft und Technik vom 16. bis 18. Jahrhundert, München 1980, S. 185.

25) ROLF ENGELSING, Kleine Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands, Hannover 1968, S. 120.

26) GÜNTHER VON RODEN, Geschichte der Stadt Duisburg, Bd. 1: Das alte Duisburg von den Anfängen bis 1905, Duisburg 1984, S. 191.

27) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV: Hüttenbericht des J.M. Schmitz v. 02.03.1748.

28) Gemeint ist hier sehr wahrscheinlich Bergmeister Döring, der am 12.01.1765 zum Direktor des Berg- und Grubenbaues in Jülich ernannt wurde.

29) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Hüttenbericht des J.M. Schmitz, 2.3.1748.

30) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV: Grubenbericht des J.M. Schmitz v. 09.03.1748.

31) Ebd.: Bericht des J.M. Schmitz an Kirschbaum v. 22.03.1748.

32) Ebd.

Damit sprach er erneut das schon früh erkannte Problem der Grubenwässer an, das noch nicht zufriedenstellend bewältigt worden war. Die Kalk- und Sand-schichten ließen sie immer wieder in die Grubenbaue eindringen.

Denn schon bevor Kirschbaum mit dem vollen Grubenbetrieb begann, hatte er erkannt, daß die Wasserhaltung unzweifelhaft das wichtigste technische Problem war, das es zu lösen galt. Das Bleibergwerk hatte „wegen Vielheit der wasser, so sich in der Tiefe befinden, eine Zeit hero stillgelegen und (war) ohne anlegung einer Kunst“ nicht zu betreiben<sup>34</sup>. Er schloß daher im Juni 1746 mit dem Mülheimer Kunstmeister Philip Bleckman einen Vertrag, in dem sich dieser verpflichtete, eine „tüchtige tauerhafte Roß Maschine“ zu bauen<sup>35</sup>.

Bleckman ist der gleiche Mann, der schon im Jahre 1734 um die



Antriebsvorrichtungen im mittelalterlichen Bergwerk: Göpel (oben), Tretrad (Mitte) und Fußbetrieb (unten)

Verleihung der „ruinirten Bleykuhlen“ gebeten hatte<sup>36</sup>, anscheinend aber nicht kapitalkräftig genug gewesen war, um mit eigenen Mitteln leistungsfähige Anlagen für die Wasserhaltung einzurichten. Bei der nun von ihm zu konstruierenden „Roß-Maschine“ handelte es sich um einen von Pferden getriebenen Göpel, der sechs Pumpensätze antreiben und mit drei Hüben das Wasser zutage fördern sollte. Der Pfer-

degöpel sollte innerhalb von zwei Monaten gebaut werden<sup>37</sup>, und für die Pumpen wurde ein Kunstschacht abgeteuft, der Ende Juli 1746 fertiggestellt war.

Doch diese Roßmaschine genügte offenbar nicht den Anforderungen, so daß Johann Martin Schmitz in seinem Bericht vom 10. Februar 1748 Überlegungen für eine neue Wasserkunst unterbreitete. Das Abteufen eines weiteren Schachtes für die Wasserhaltung war für ihn die Lösung des Problems<sup>38</sup>. Er sprach sich deshalb dafür aus, zusätzliche Kräfte für die Arbeit in Lintorf zu gewinnen, da für das Abteufen des neuen Kunstschachtes neben den Steigern auch neue Bergleute benötigt würden. Pro Schicht würden zwei Bergleute zum Abteufen, einer zum Anschlagen und jeweils zwei Haspelknechte, die Tag und Nacht eingesetzt werden sollten, benötigt. Einen Monat später konnte er bereits von einer personellen Verstärkung berichten. Der Obersteiger Dehmer hatte seine Eltern und seinen Bruder nach Lintorf kommen lassen, und sein Vater Christian Osswald konnte als Steiger eingestellt werden, während sein Bruder Godfried als Hauer arbeitete<sup>39</sup>.

Ein Vierteljahr später, im Juni 1748, schloß Kirschbaum mit dem aus Heiligenhaus stammenden Mühlenmeister Ludgerus Rehmann einen Vertrag, nach dem dieser eine Wasserkunst errichten sollte, und zwar eine Roßkunst, wie sie der in kurfürstlichen Diensten stehende Kunstmeister Reuleaux schon an anderer Stelle ausgeführt hatte. Im Unterschied dazu sollte sie aber nicht nur aus zwei, sondern aus acht Pumpensystemen mit insgesamt 24 Pumpen bestehen, und das Holz- und Eisenwerk sollte entsprechend stärker und dauerhafter ausgelegt sein<sup>40</sup>. Rehmann verpflichtete sich ferner, ein Gebäude mit Pfannendach zu errichten, das Unterkunft sowohl für neun Pferde als auch Schlafräume für 2-3 Knechte enthielt. Die Fertigstellung mußte „auf daß schleunigste geschehen“, und Rehmann sollte dafür 1200 Reichstaler erhalten. Wie wichtig Kirschbaum das Vorhaben nahm und wie wichtig eine zufrieden-

stellende Ausführung für ihn waren, ergibt sich aus der Klausel, daß der Kunstmeister Reuleaux die Arbeiten kritisch verfolgen und Rehmann die Mängel auf seine Kosten abstellen sollte.

Vielleicht auch um Investitionskosten zu sparen, wartete Kirschbaum nicht die Fertigstellung der Rehmannschen Wasserkunst ab. Am 20. Juli 1748 – nur wenige Wochen nach dem Vertragsabschluß – wandte er sich mit der Bitte an den Kurfürsten, ihm 18 eiserne Pumpen zu überlassen, die in Lüttich gegossen worden waren und nun auf der Steinkohlengrube in Eschweiler lagerten<sup>41</sup>. Kirschbaum betonte zwar in dem Gesuch, daß die Pumpen „zu Lintorff unverweilert höchst bedürftig“ wären, doch Bergvogt Daniels teilte dem Kurfürsten mit, sie seien in Eschweiler allesamt unentbehrlich. Die kurfürstliche Regierung kam daher aus diesem Grunde der Bitte Kirschbaums nicht nach<sup>42</sup>.

So war und blieb die Wasserhaltung Kirschbaums größtes Problem, und er versuchte, die vorhandenen Anlagen zu verbessern oder auszubauen. Auch der im Herbst des Jahres 1748 erörterte Plan, einen neuen Schacht Charlotte abzuteufen, dürfte damit in Verbindung gestanden haben<sup>43</sup>. Im folgenden Jahr konnte Berginspektor Schmitz Kirschbaum darüber berichten, daß der Kunstingenieur Simon Penay das Lintorfer Bleibergwerk besichtigt und Verbesserungsvorschläge beson-

33) Ebd.: Grubenbericht des J.M. Schmitz v. 09.03.1748.

34) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXVII, Vertrag Kirschbaum/Bleckman v. 04.06.1746.

35) Ebd.

36) HSTAD, Jülich-Berg III, 2469, Bittschrift Bleckman an Präsident Graf von Kesseler, Regierungsrat Douven, Hofrat Kleefink, v. 08.05.1734.

37) Vgl. Anm. 34.

38) Ebd.: Grubenbericht des J.M. Schmitz v. 10.02.1748.

39) Ebd.: Grubenbericht des J.M. Schmitz v. 09.03.1748.

40) Ebd.: Vertrag Kirschbaum/Rehmann v. 17.06.1748.

41) HSTAD, Jülich-Berg III, 2144: Bittschrift Kirschbaum an den Kurfürsten v. 20.07.1748.

42) Ebd.: Bericht Daniels an den Kurfürsten v. 24.07.1748.

43) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV: Bericht v. 09.09.1748.



densieren von Dampf ein luftverdünnter Raum entstand<sup>48</sup>). Diese Dampfmaschine wurde seit 1711 viel zur Wasserförderung in Bergwerken benutzt. Auch auf dem Kontinent wurden im 18. Jahrhundert atmosphärische Maschinen gebaut.

Besonders die belgischen Techniker machten sich die englischen Erfindungen und Erfahrungen zunutze, so daß in Lüttich 1720 die erste Dampfmaschine außerhalb Englands gebaut wurde<sup>49</sup>.

Es kam daher nicht von ungefähr, daß sich Kirschbaum für dieses Projekt an einen Techniker aus dieser Stadt wandte. Vielleicht war er durch den aus Lüttich stammenden Kunstmeister Reuleaux, der 1748 die Lintorfer Bergwerke besichtigt hatte, auf die in Belgien bereits mit Erfolg arbeitenden Maschinen hingewiesen worden<sup>50</sup>, vielleicht wurde er sogar von Reuleaux auf den ebenfalls aus Lüttich stammenden Kunstmeister Jean Wasseige aufmerksam gemacht<sup>51</sup>.

Jedenfalls unterzeichneten Heinrich Kirschbaum und Wasseige am 7. August 1751 in Düsseldorf einen Vertrag, in dem dieser sich verpflichtete, in Lintorf eine „Feuermaschine“ zu errichten, deren Zylinder in England und die restlichen Teile in Lüttich hergestellt werden sollten. Wasseige wollte diese Teile beschaffen und die Maschine so schnell wie möglich fertigstellen, wofür er wöchentlich mit 3 Taler Lütticher Währung entlohnt wurde<sup>52</sup>. Es handelte sich um die erste brauchbare Dampfmaschine Deutschlands und sehr wahrscheinlich um eine atmosphärische Maschine vom Typ Newcomen, wie sie zu der Zeit im Lütticher Raum ausschließlich gebaut wurden und wie sie Wasseige noch 1786 für das Bergwerk in Eschweiler konstruierte<sup>53</sup>.

Nach Inbetriebnahme wollte Wasseige zusammen mit seinem Sohn die Dampfmaschine allein bedienen, wofür er 4 und sein Sohn 2 Taler Lütticher Währung erhalten sollten. Man ging davon aus, daß die Maschine zwölf Stunden am Tag arbeitete. Bei einem ununterbrochenen Einsatz sollten zusätzlich zwei Hilfskräfte eingestellt werden, die separat bezahlt würden. Jean Wasseige und sein Sohn wollten dann

jeweils zwölf Stunden mit einem Gehilfen arbeiten.

Über den Bau und die Inbetriebnahme der Dampfmaschine durch Jean Wasseige ist nur wenig bekannt. Sie dürfte zumindest bereits zu Beginn des Jahres 1753 in Betrieb gewesen sein, denn schon im Februar war eine entsprechende Nachricht bis in den Harz vorgedrungen, wo man sich angesichts eigener Probleme mit der Wasserhaltung für solche Neuerungen besonders interessierte. Im Juni desselben Jahres wurde die Maschine für kurze Zeit stillgesetzt, wahrscheinlich weil der Kessel neu eingemauert werden mußte.

In der folgenden Zeit scheint sie weitgehend kontinuierlich in Betrieb geblieben zu sein, wofür beispielsweise die Angaben in zwei vorhandenen Lohnlisten für den Beginn des Jahres 1754 sprechen<sup>54</sup>. Darin werden unter dem Posten „Kösten der Feuer Maschine“ der Aufseher Ortman und die Schürer namentlich mit Angabe ihrer Einkommen genannt. Unter den Schürern befand sich auch Jean Wasseiges Sohn. Der auf den Lohnlisten geführte Posten „Kohlen Treibblöhne zu der feuer Maschine“ lieferte auch Einzelheiten über den Betrieb der Dampfmaschine. Er enthält Angaben über die her-

wohnhaft, denn der Registereintragung des katholischen Pastors Lövenich ist zu entnehmen, daß sie hier gewohnt hat und am 13. April 1754, mit den Sakramenten versehen, in Lintorf verstarb<sup>55</sup>. Der Name Jean Wasseige findet sich 35 Jahre später allerdings noch einmal in den Archivalien, und zwar im Zusammenhang mit einem Vertrag von 1786, in dem er sich mit seinem Sohn verpflichtete, auch in Eschweiler eine Dampfmaschine zu bauen<sup>56</sup>. Darin wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sie die Maschine in Lintorf errichtet hatten. Auch wußte man noch genau, wieviel Kohlen die Maschine zu Lintorf verbraucht hatte<sup>57</sup>.

## Beschäftigungsverhältnisse

Die Unternehmungen Kirschbaums in Lintorf bedeuteten auch für zahlreiche Einwohner des Dorfes, in dem um die Mitte des 18. Jahrhunderts lediglich etwa 350 Menschen<sup>58</sup> lebten und das mit seinen kargen, sandigen

anno 1754  
 13 aprilis obiit rite praemunita  
 Marie Jeanne Horis, épouse à  
 Jean Wasseige, directeur de la  
 machine à feu d'ici  
 ( Im Jahre 1754, am 13. April,  
 starb, versehen mit den Sakra-  
 menten, Marie Jeanne Horis,  
 Gattin des Jean Wasseige  
 (Wasseige), Leiter der hiesigen  
 "Feuermaschine" )

Eintrag des Pfarrers Engelbert Lövenich im Sterberegister der St. Anna-Pfarre

antransportierten Kohlen, womit 14 Arbeiter beschäftigt waren. Allerdings ist die Rubrik „Kunstmeister Wasseige“ in beiden Lohnlisten nicht ausgefüllt. Ob er sich schon nicht mehr in Lintorf aufhielt, ist nicht zu ermitteln. Seine Frau Marie Jeanne war in jedem Fall dort bis zu ihrem Tode

48) Erst 1765 erfand James Watt die direkt wirkende Niederdruckdampfmaschine mit einem vom Zylinder getrennten Kondensator.

49) LANGE-KOTHE 1963, S. 299.

50) Ebd., S. 301

51) VOLMERT 1982, S. 286.

52) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV: Vertrag Heinrich Kirschbaum/Jean Wasseige v. 07.08.1751.

53) Zum Folgenden vgl. Lange-Kothe 1963, S. 299 f.

54) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. I: Lohnliste vom Lintorfer Bleibergwerk v. 27.01.-23.02.1754 und 24.02.-23.03.1754.

55) VOLMERT 1980, S. 65.

56) HSTAD, Jülich-Berg III, 2112.

57) LANGE-KOTHE, Die ersten Dampfmaschinen, S. 300.

58) Die Schätzungen über die Einwohnerzahl Lintorfs zur Zeit des Kirschbaumischen Bleibergwerkes gehen sehr weit auseinander. Während PREUSS (Industrielle Revolution), S. 43 für 1750 von 220 bis 230 Einwohnern ausgeht, nimmt VOLMERT (Eine bergische Pfarrgemeinde) für 1760 allein 320 bis 350 katholische Einwohner an. In „Lintorf“, S. 282, geht VOLMERT für die Mitte des 18. Jahrhunderts sogar von 450 bis 500 Einwohnern aus. Genauere Zahlen liegen uns erst aus dem Jahr 1816 vor: 644 Katholiken, 211 Reformierte, 17 Lutheraner. Siehe hierzu: VIEBAHN, Statistik und Topographie des Regierungsbezirkes Düsseldorf, Düsseldorf 1836.

Böden nur wenige Erwerbsmöglichkeiten bot, ein verheißungsvolles Vorhaben. Hier ließ sich im Laufe der Zeit durchaus ein lohnender Verdienst finden.

Als 1746 im Zusammenhang mit der Roß-Maschine des Philip Bleckman ein Kunstschacht abgeteuft werden mußte, waren beispielsweise neun Arbeiter eingestellt worden, die allerdings nach Fertigstellung des Schachtes ausbezahlt und wieder entlassen wurden<sup>59</sup>. In der Auflistung folgen dann zehn Namen von Personen, die „noch wirklich in Arbeit“ blieben, also weiterhin beim Bergwerk beschäftigt wurden. Neben einem Steiger Peter Grün und einem Hauer Golditz arbeiteten hier die beiden Johann an der Wüsteney und Joh. am Puttenkamp als Holzschneider, deren Namen auf alte Lintorfer Kötter zurückzuführen sind.

Für diese Tagelöhner, die ihren Lebensunterhalt hauptsächlich mit einem landwirtschaftlichen Nebenbetrieb bestritten, war das Kirschbaumsche Unternehmen sehr verheißungsvoll, und sie versuchten, auf dem Bergwerk einen für sie lohnenden Verdienst als Hauer, Bergschmiede, Vorschläger, Haspelknechte, Fuhrleute, Maurer, Schmelzer, Holz- und Strohschneider zu bekommen. Dies war für sie um so verständlicher, da das Dorf um die Mitte des 18. Jahrhunderts größtenteils aus armseligen Köttern, Kleinbauern und Waldarbeitern bestand. Sie profitierten von den neuen Betrieben ebenso wie die wenigen Hofpächter und Bauern, indem sie nicht nur Heu, Stroh, Häcksel und Hafer zur Versorgung der auf dem Bergwerk, etwa beim Göpel für die Wasserhaltung eingesetzten Pferde lieferten, sondern diese auch ausliehen oder Fuhraufträge übernahmen. Die häufig in den Quellen überlieferten Eintragungen über Sonderausgaben, die zusammen mit den Lohnlisten geführt wurden<sup>60</sup>, weisen aus, daß auch die örtlichen Handwerker mit Reparaturen und Neuanfertigungen von mancherlei Geräten beschäftigt waren und auf diese Weise zusätzliche Verdienstmöglichkeiten fanden. Der Lintorfer Stellmacher Jacob am Speckamp stellte beispielsweise Wagenräder und Schubkarren her, der Sattler Peter Leven

Hamacher fertigte Pferdegeschirre an und besserte sie aus. Gottfried am Graben nähte Futtersäcke für die Pferde, Johann am Geist, Heinrich Ritterskamp, Johann Wüsteney stellten Bretter für Schubkarren, lieferten Erlenholz oder schnitten Holz. Der Schöffe und Schankwirt Hinrich Steingens, der außerdem Buchenholzsplitter lieferte, stellte eine Rechnung für die Bewirtung des Bergmeisters Döring aus<sup>61</sup>. Eine andere Eintragung besagt, daß die Bergleute bei Moritz am Reuping (Rüping) etwas verzehrten. Auch die Lintorfer Bauern und Pächter kamen nicht zu kurz: Von der Frau von Boenen auf dem Beekerhof erhielt man Heu, ebenso auch von Wachtmeister Beng zu Helfenstein, und Arnold am Scheid lieferte Roggenstroh, aus dem für die Pferde Häcksel bereitet wurde. Für den Betrieb der Roßkunst ließ man sich Pferde aus. Es müssen aber auch eigene Pferde vorhanden gewesen sein, bei deren Beschaffung unter anderem Ruttger am Brockelmanß und Erven an den Hanten mithalfen<sup>62</sup>.

Unter den Extraausgaben fand man auch folgende Eintragung: „Dem catholischen Herrn Pastor Lövenich zu Lintorff von einem Vierteljahr Bättgeld (Betgeld) vor die Grube ad – 36 Stüber.“<sup>63</sup>

Die aufgeführten Beispiele zeigen, daß der Bergbau für die Lintorfer Bevölkerung von großem Nutzen war<sup>64</sup>.

Um einen Bergwerksbetrieb erfolgreich führen zu können, waren vor allem aber erfahrene Bergleute notwendig. Da diese in Lintorf nicht zur Verfügung standen, mußten versierte Kräfte an anderen Orten gesucht und von dort vermittelt werden. Dem Bergmeister Wilcken schien bei entsprechenden Bitten an die Bergverwaltung oder andere Grubenbetriebe die Versicherung wichtig zu sein, daß er sich zu gegebener Zeit gegenüber den vermittelnden Berg- und Hüttenbeamten für die Unterstützung erkenntlich zeigen wolle<sup>65</sup>.

Ein genaueres Bild vom Personalstand des Bleibergwerkes vermitteln ebenfalls die Lohnlisten, die für den Zeitraum 26. August 1748 bis 25. Oktober 1749 von der Grube Elisabeth erhalten geblieben

sind. Dort werden als Funktions-träger Bergmeister Wilcken, Berginspektor Schmitz und Obersteiger Christian Oswald Dehmer aufgeführt sowie der Schichtmeister Joh. Ad. Hennighoven und der Grubensteiger Martin Schaack. Außerdem waren auf der Grube 22 Hauer, 1 Bergschmied, 2 Anschläger, 5 Pferde-knechte und 1 Bergtambaur (Berg-tambour?) beschäftigt, und vier Hauer betrieben den Strecken-vortrieb vom neuen Kunstschacht zum Catharinen-Schacht. Drei Haspelknechte wurden in diesem Zeitraum neu eingestellt. Auch die medizinische Versorgung schien auf dem Bergwerk gesichert. So wurde der Chirurg Schütz im August 1748 auf Befehl des Bergmeisters für seine Bemühungen in den vergangenen 11 Monaten ausgezahlt<sup>66</sup>.

Auf der neuen Schmelzhütte waren im August/September 1748 noch zwölf weitere Personen beschäftigt, neben dem Hüttenaufseher u.a. ein Quecksilber-abtreiber, ein Zimmermann, Schmelzer, Maurer, Schanzen-binder sowie Schürknechte. Die Lohnliste für die Zeit vom 25. Januar bis zum 22. Februar 1749 weist sogar neben dem Hüttenaufseher die Meister Flach und

59) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Lohnliste Bergmeister H.R. Wilcken v. 29./30.07.1746.

60) Ebd.: Lohnlisten vom Lintorfer Bleibergwerk St. Elisabeth mit „Extraausgaben“ v. 26.08.1748-25.10.1749.

61) Vgl. z.B. ebd.: Rechnung des H. Steingens v. 07.06.1749.

62) Ebd.: Lohnlisten vom Lintorfer Bleibergwerk St. Elisabeth mit „Extraausgaben“ v. 26.8.1748-25.10.1749.

63) HSTAD Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Lohnliste vom Lintorfer Bleibergwerk St. Elisabeth, 22.2.-29.3.1749.

64) Alle diese Beispiele sind den Lohnlisten entnommen. Die Namen der Lintorfer Bürger wurden mit den Tauf-, Sterbe- und Heiratsregistern der Lintorfer St. Anna-Kirche verglichen. Weitere Aufschlüsse über die damaligen Lintorfer Bürger gab WILFRIED BEVER, Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf, Lintorf 1973.

65) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Bittschrift Wilcken auf der Suche nach einem neuen Abtreiber v. 12.10.1747.

66) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Lohnliste vom Lintorfer Bleibergwerk St. Elisabeth mit „Extraausgaben“ v. 26.10.-24.11.1748.

Anschluß auf dem Lintorfer Bleibergst.

Elisabeth quintal Luis vom 24<sup>ten</sup> Febris 1748. 30

56 die oben

Christ. Franz	2 <sup>te</sup> Christ. Die 9 <sup>te</sup> 10 <sup>te</sup> 11 <sup>te</sup> 12 <sup>te</sup> die woch	
Herr Bergjunker Inhumit	pro pöspachonect. direction	
	Wochentlich 5 1/2 fl.	25
Herr Bergmeister Wilken	pro direction wochentlich 5 1/2 fl.	25
Joh. Adam Bergmeister	Schickwaite wochentlich 2 1/2 fl. 15 fl.	31.15
Christoph Schmidt	obersteiger wochentlich 2 1/2 fl.	10
Christoph Deunert	obersteiger wochentlich 2 1/2 fl.	10
Martin Schack	großen Steiger wochentlich 3 1/2 fl.	8.45
21. gottlieb Dehmer	à - 10 fl.	4.33
22. gottlieb Schuler	à - 10 fl.	4.46
23. Dietrich Bach	à - 10 fl.	6.17
24. philipp Frensch	à - 10 fl.	4.46
25. Samuel Dehler	à - 10 fl.	6.9
26. Georg Siewerth	à - 10 fl.	4.46
27. David Fischer	à - 10 fl.	6.17
28. Adam Eining	à - 10 fl.	6.17
29. Georg Schwan	à - 10 fl.	6.9
30. Christoph Bernd	à - 10 fl.	6.17
31. Adam Köning	à - 10 fl.	6.17
32. Johan Becker	à - 10 fl.	2.22
33. peter Deiker	à - 10 fl.	2.49
34. peter Kluij	à - 10 fl.	6.17
35. Conrad Junck	à - 10 fl.	6.30
36. Jak. Daniel Dost	à - 10 fl.	2.20
		172.33

Lohnliste der Grube Elisabeth aus dem Jahre 1748

Krebs aus, die für das Silberabtreiben und das Blei-schmelzen verantwortlich waren, sowie 14 weitere Kräfte<sup>67)</sup>.

Über einen längeren Zeitraum betrachtet blieb die Belegschaftsstärke insgesamt recht konstant, wenn auch, offenbar witterungsbedingt in den Wintermonaten die Zahl der Beschäftigten zurückging. Auf dem Bergwerk schwankte sie zwischen mehr als 40 im Sommer und Herbst und etwa der Hälfte im Winter und im Frühjahr. Auch die Belegschaft der Schmelzhütte sank saisonal von 20 auf ein Dutzend. Den Nachweis für das Bergwerk lieferte die Lohnliste

von Ende Juli bis Ende August 1749, die neben den Funktionsträgern erst wieder die alte Zahl an Hauern und Pferdeknecchten, sowie einen Bergschmied und einen Bergtambaur enthält. Dort findet sich auch wieder der Name des Steigers Martin Schaack, allerdings fehlt der des Bergmeisters Wilken. Sein Name fehlt auch auf den nachfolgenden Listen, er wird erst wieder am Ende des Jahres 1752 in den Lohnlisten des Schwefelwerks aufgeführt<sup>68)</sup>. Interessanterweise wurde im Oktober 1749 auf der Grube sogar ein Mann zum Fangen von Wacholderdrosseln beschäftigt.

Auch in der späteren Zeit des Kirschbaumschen Bergwerkbetriebes blieb die Belegschaftsstärke in etwa gleich. So weist die Lohnliste vom 24. Februar – 23. März 1754 neben den Schürern und Fuhrleuten noch Bergmeister Wilken, Bergverwalter Fresenius, Bergschreiber Neuhaus, Obersteiger Dehmer und Untersteiger Mornau auf, außerdem weitere einundzwanzig Arbeiter, drei Karrenläufer, acht Haspelknechte, einen Bergschmied und einen Vorschläger<sup>69)</sup>.

Die „Extraausgaben“ der Lohnlisten verdeutlichen aber auch, daß neben dem eigentlichen Bergbaubetrieb viele Botengänge und Besorgungen unternommen werden mußten. So waren z.B. dem Bergtambaur Schaaf im Novemer 1748 11 Boten- und Besorgungsgänge „auffs Kerbholtz“ gezeichnet worden<sup>70)</sup>. Häufig mußte man dabei über die damaligen Landesgrenzen. Für die Fahrt zum heutigen Duisburger Vorort Wanheim, um für die Pferde Hafer zu besorgen, war auf dem Hinweg im „Preußischen“ und auf dem Rückweg im „Bergischen“ jeweils am „Großen Baum“ ein Zoll zu zahlen<sup>71)</sup>.

Die Eintragungen, die sich in den Lohnlisten über „Extra-Ausgaben“ finden, ergeben ebenfalls interessante Aufschlüsse über den Bergbaubetrieb selbst. So wird nicht nur ersichtlich, welche Mengen an Materialien wie Stab-

67) Ebd.: Lohnlisten von der Lintorfer neuen Schmelzhütte v. 26.08.-24.09.1748 und 25.01.-22.02.1749.

68) Ebd.: Lohnliste vom Schwefelwerk v. 25.11.-31.12.1752.

69) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. I, Lohnliste vom Lintorfer Bleibergwerk, 27.1.-23.2.1754 und 24.2.-23.3.1754.

Karrenläufer: Bergarbeiter, der die Karre schiebt

Haspelknecht: Bergarbeiter, der die Haspel (Winde, Seilwinde) dreht.

70) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Lohnliste vom Lintorfer Bleibergwerk St. Elisabeth mit „Extraausgaben“ v. 26.10.-24.11.1748.

Kerbholz: Das Kerbholz diente bis zum 18. Jahrhundert zur Aufzeichnung und Abrechnung von Arbeitsleistungen, Warenlieferungen und Schulden. In einen – zur gegenseitigen Kontrolle längsgespaltene – Holzstab wurden die Vermerke eingekerbt.

71) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Lohnliste vom Lintorfer Bleibergwerk St. Elisabeth mit „Extraausgaben“ v. 28.05.-28.06.1749.

eisen, Nägel, Holz, Schaufeln und Schöpflöffel benötigt wurden, auch Leuchten und sogar eine Sanduhr mußten angeschafft werden. Die Angaben erlauben darüber hinaus Rückschlüsse auf die ausgeführten Arbeiten selbst. So kaufte man im August/September 1749 Rehgarn, Pech und Schwefel „zur Gruben zum Schießen“, ferner wurde Schmierseife benötigt, um das Kammrad der Wasserkunst zu schmieren, und dem Steiger Schaack reichte man im Vormonat zur Belohnung ein halbes Maß Branntwein, als er zwei Personen, die in den Kunstschacht gefallen waren, gerettet hatte<sup>72)</sup>.

So wie dieser Eintrag erkennen läßt, daß die Arbeit auf der Grube durchaus nicht ungefährlich war, so lassen sich in den Akten auch Hinweise darauf finden, daß der Betrieb nicht immer reibungslos verlief und von Zeit zu Zeit Maßnahmen zur Steigerung der Arbeitsdisziplin ergriffen werden mußten. Im November 1749 verfaßte Berginspektor Schmitz einen Bericht, in dem es heißt, daß er auf Befehl des Kommerzienrats und Bankiers Kirschbaum und in Anwesenheit des Buchhalters Menninghausen zwar zunächst den Bergleuten den Lohn ausgezahlt hatte, sie dann aber verwarnen mußte. Falls sich einer der Bergleute in „seiner arbeitsdisziplin untreu finden lassen würde“, so sollte dieser beim ersten Male mit dem Abzug eines ganzen Schichtlohns bestraft werden, danach mit dem Abzug eines halben Wochenlohns. Sollten zum dritten Mal Unregelmäßigkeiten auftreten, so hätte der Bergmann mit seiner Entlassung zu rechnen<sup>73)</sup>. Wie Schmitz an Kirschbaum Bericht erstattete, wurden die Hüttenleute ebenso angehalten, fleißig zu arbeiten und die Schichten nicht frühzeitig zu verlassen. Den Anlaß dazu bot wohl eine entsprechende Verwarnung durch den Buchhalter Menninghausen an den Schichtmeister Hinnighoven, der gleich in mehrfacher Weise durch Unregelmäßigkeiten und Versäumnisse aufgefallen war.

Daß man aber die Bergleute bei ihrer schweren Arbeit auf dem Bleibergwerk auch mit anderen Mitteln zu motivieren versuchte, geht aus einem Eintrag der

„Extraausgaben“ hervor: „Bey der im Kunstschacht bishero vorgefallene nassen Arbeit ist denen Arbeitern (Branntwein) vor und nach zum besten gegeben worden.“<sup>74)</sup>

Die vorliegenden Nachrichten vermitteln ein Bild von einem durchaus erfolgreichen Betrieb auf dem Lintorfer Bleibergwerk. Der Bericht vom 28. Februar 1754 läßt ebenfalls erkennen, daß die Arbeiten im vollen Gang waren. Es waren zwar Schwierigkeiten mit dem nachgebenden Gebirge in einem Querschlag (eine rechtwinklig zum Schichtverlauf aufgefahrene Strecke) vom Kunstschacht zum Catherinen-Schacht eingetreten, doch wollte man diesen Bruch mit Hilfe der fähigsten Leute umfahren, so daß bald mit dem Durchschlag gerechnet wurde<sup>75)</sup>. Der im Kalkbruch gelegene Schacht wurde unter das Grundwasser geteuft, und in einem Blindschacht wurde ein Ort in Richtung des Ganges ausgebrochen, um die Gangmasse zu prüfen. In dem Bericht heißt es: „Das Werk ist anjezo mit 17 hauern belegt deren 8 in dem neuen Ort im Kunstschacht, 6 zu abteufung des ersten Schachtes im Kalckbruch und 3 zu Fortreibung des orts in dem zweiten Schachte im Kalckbruch emporiret sind.“<sup>76)</sup>

## Der unerwartete Niedergang des Bergwerksbetriebes

Doch trotz der Erfolge, die sich mit dem Einsatz der Dampfmaschine bei der Wasserhaltung ebenso einstellten, wie beim Erschmelzen der Bleierze dank des neuen Reverberierofens, und trotz der scheinbar gut laufenden Produktion kam das Bleibergwerk auf überraschende Weise zum Erliegen. Die Ursachen waren nicht in Lintorf zu suchen, sondern lagen bei den anderen Bergwerksunternehmen. Kirschbaum hatte dort eine nicht geringe Anzahl von Fehlschlägen hinnehmen müssen, so daß der größte Teil seiner Gruben außerhalb Lintorfs mit Verlust arbeitete. So verschwanden zum Beispiel die Erzadern seiner Silbergruben in Eschweiler im tauben Gestein<sup>77)</sup>. Heinrich Kirschbaum geriet in Zahlungsschwierigkeiten, und der

bislang so erfolgreiche Düsseldorf-Geschäftsmann suchte daraufhin sein Glück in alchimistischen Projekten, indem er in seiner Pempelforter Tuchfärberei zu experimentieren begann, um mit Hilfe chemischer Retorten Gold und Silber herzustellen<sup>78)</sup>.

In seiner finanziellen Not griff er aber auch zu unerlaubten Mitteln. So waren aus seinem Bleibergwerk in Lintorf 129 Zentner „gutes“ und 47,5 Zentner „schlechtes“ Schmelzerz ohne Wissen der Bergbehörde nach Holland ausgeführt worden. Die fällige Zehntabgabe von 12 9/10 bzw. 4 3/4 Zentner war dem Landesherren weder in natura noch in Geld zugekommen. Nachdem die kurfürstliche Kammer diesen Vorfall entdeckt hatte, erhielten die Bergbeamten aus Düsseldorf am 4. April 1754 die Entscheidung: „Die 12 9/10 Zentner werden a Zentner zu 3 Florin holländisch und die 4 3/4 Zentner schlechten Bleierzes a Zentner zu 20 Stüber berechnet. Das Bergwerk wird versteigert und die ausmachende Zehntsumme von dem Erlös der Versteigerung abgehalten.“<sup>79)</sup>

Angesichts dieser harten Strafe und des Tatbestandes, daß sich Kirschbaum auch mit anderen Zahlungen an die kurfürstliche Kasse im Rückstand befand, mußte im August des nächsten Jahres der allgemeine Konkurs eröffnet werden. Vorher versäumte es die Regierung allerdings nicht, sich schadlos zu halten, indem sie schnell alle Sachwerte beschlagnahmte und so vor jeglichem Verlust bewahrt blieb<sup>80)</sup>.

Anders sah dies mit den übrigen Gläubigern aus. Der finanzielle Zusammenbruch Kirschbaums schä-

72) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Lohnliste vom Lintorfer Bleibergwerk St. Elisabeth, 26.7.-23.8.1749 und 23.8.-27.9.1749.

73) Ebd.: Bericht J.M. Schmitz an H. Kirschbaum v. 29.11.1749.

74) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV, Lohnliste mit „Extraausgaben“ v. 24.02.-23.03.1754.

75) Ebd.: Bergwerksbericht des H.R. Wilcken und des F. Fresenius v. 28.02.1754.

76) Ebd.: Vol. XXV, Bergwerksbericht des H.R. Wilcken und des J.F. Fresenius, 28.2.1754.

77) LAU 1925, S. 94.

78) VOLMERT 1982, S. 288.

79) ESSER 1925/26, S. 68.

80) LAU 1925, S. 94.



Ankündigung der Versteigerung einiger südländischer Bäume aus der Orangerie des Kirschbaumschen Gartens in Düsseldorf-Pempelfort in der „Düsseldorfer Zeitung“ im August 1755

digte sie nicht nur, sondern rui- nierte eine große Zahl von ihnen. Als der Konkurs 1755 eröffnet wurde, standen 77.298 Reichs- taler angemeldeter Schulden an, ein Betrag, der höher lag als sämtliche Bürger der Stadt Düs- seldorf und ihrer Vororte in einem Jahr an direkten und indirekten Steuern zahlten<sup>81</sup>.

Besonders hart wurden die Liefere- ranten Kirschbaums und die Beschäftigten seines Lintorfer Bleibergwerks getroffen, wie aus einer Eingabe des Maschinenauf- sehers Orthmann an den Kurfür- sten vom 3. Juni 1755 hervor- geht<sup>82</sup>. Trotz verschiedentlicher Bittgesuche um Bezahlung der ausstehenden Löhne und Beglei- chung der Rechnungen für aus- geführte Lieferungen unternahm die Regierung keine Anstrengun- gen in dieser Richtung, obwohl sie die in Lintorf noch vorhande-

nen Schwefel- und Vitriolvorräte durch den Bergvogt öffentlich versteigert und den Erlös einge- strichen hatte.

Die Behörde ließ sich in ihrer Ent- scheidung nicht umstimmen, obgleich die Gläubiger in ihrem Bittgesuch angeführt hatten, „da doch unter uns verschiedene anzutreffen seynd, welche leyder brods-mangel haben und wegen eines so mercklichen rückstands sich aus der noth nicht retten kön- nen<sup>83</sup>.“ Daraufhin wandten sich Bergverwalter, Steiger und Knapp- schaft des Lintorfer Bergwerkes am 9. Juli 1755 an den Kurfürsten und baten, daß der ihnen zuste- hende Lohn aus dem noch ver- bliebenen und vom Bergamt inventarisierten Bergmaterial und von der Ausbeute bezahlt werden möge. Sie hatten vor allem die Ergebnisse einer möglichen Ver- steigerung des Vitriols im Auge,

das in Fässern verpackt und durch das lange Lagern ohnehin an Qualität und Quantität verloren hatte<sup>84</sup>. Der Kurfürst sollte dem Bergbeamten den Befehl erteilen, so viel an Vitriol zu versteigern, daß der rückständige Lohn bezahlt und ein jeder gegen Quit- tung ausgezahlt werden könnte<sup>85</sup>. Ein Ergebnis dieser Bemühungen war in den Akten aber nicht fest- zustellen.

Heinrich Kirschbaum wurde am 17. April 1754 verhaftet und in das Gefängnis am Berger Tor in Düs- seldorf eingeliefert. Er konnte jedoch entfliehen und kehrte noch einmal unter der Zusicherung eines freien Geleits nach Düssel- dorf zurück, um dann für immer zu verschwinden. Steckbriefe ver- folgten ihn, wo und wie er endete, ist unbekannt. Das Konkursver- fahren beschäftigte allerdings die Gerichte noch bis zum Jahre 1804<sup>86</sup>.

## Die spätere Zeit

Nach dem Konkurs Kirschbaums haben die Lintorfer Bleigruben offensichtlich für eine längere Zeit stillgelegen, denn in der 1766 von Bergrat Christian Ludwig Döring verfaßten Abhandlung „Histori- sche Nachrichten von sämtlichen in beiden Herzogtümern Jülich und Berg befindlichen Bergwer- ken“ wird kein Bergbau in oder bei Lintorf erwähnt<sup>87</sup>. Erst vier Jahrzehnte später, 1795, kam es zu einer Neubelehnung<sup>88</sup>. Das Schicksal der Dampfmaschine läßt sich nicht aus den Prozeßak- ten ersehen. Es ist aber kaum anzunehmen, daß sie ungenutzt auf dem Grubengelände stehen- blieb und schließlich dort verrot- tete.

Mit dem Konkurs Kirschbaums ging für den Lintorfer Bergbau eine wichtige Epoche seiner mehr als 300-jährigen Geschichte zu Ende. In den Folgejahren wurden

81) Ebd.

82) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, vol. XXV.

83) Ebd.

84) Ebd., vol. I: Bittgesuch Bergverwalter, Steiger und Knappschaft an den Kur- fürsten v. 09.07.1755.

85) LAU 1925, S. 95.

86) LAU 1925, S. 95.

87) VOLMERT 1970 b, S. 6.

88) FRYLINGSRAD 1950, S. 7.



Johann Jakob Nöggerath  
(1788 - 1877)

die Lintorfer Erzvorkommen wiederholt untersucht und zumeist für abbauwürdig befunden. Unter den zahlreichen Gutachtern befand sich auch Johann Jakob Nöggerath, der später Direktor des Oberbergamtes in Bonn wurde und mit seinen mineralogisch-geologischen Arbeiten einen ausgezeichneten Ruf weit über Deutschlands Grenzen hinaus genoß. In jenen Jahren, als er eine von ihm selbst gegründete Alaunhütte in der Nähe Bonns leitete, besichtigte er 1806 oder 1807 das Lintorfer Vitriolwerk „Zur guten Hoffnung“ und befahl einen Schacht, der im Alaunschiefer abgeteuft worden war. 65 Jahre später befand er sich noch einmal in Lintorf, um ein Gutachten über die dortigen Bleigruben zu verfassen<sup>89)</sup>.

Auch heute noch ist man von der Mächtigkeit der Lintorfer Erzlagerstätten überzeugt. So schreibt Friedensburg 1971 in dem Buch „Metallerzlagerstätten in der Bundesrepublik“: „Unweit von Selbeck liegt im Kohlenkalk die zweifellos recht bedeutende Lagerstätte von Lintorf mit bis zu 15 mächtigen Gängen, die mit einem brekzienartigen Gemenge von Gangarten, Nebengesteinstrü(m)mern und Markasit, ferner von teilweise recht reichem Bleiglanz und untergeordnet von Blende ausgefüllt waren. ...Wenn es gelingt, des Wassers Herr zu werden, stehen hier sehr wahrscheinlich recht erhebliche Erzvorräte zur Verfügung.“<sup>90)</sup>

Dennoch lagen die Gruben häufig still. Der Grund für die Unterbre-

chungen in der Förderung lag meist in dem Vorkommen der ungeheuren Wassermassen, die aus der Tiefe gepumpt werden mußten. Der Betrieb war stets bedroht, wenn die vorhandenen Wasserhaltungsmaschinen den Ansprüchen nicht genügten. Auch den Unternehmern, die in der zweiten Hälfte des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts mit beachtlichem Kapitaleinsatz in Lintorf Bergbau betrieben, – darunter solch bekannte Namen wie Heinrich Lueg, August Haniel und Hugo Jacobi – gelang es nicht, über einen längeren Zeitraum Erfolge zu erzielen. Ihnen erging es ebenso wie Heinrich Kirschbaum im 18. Jahrhundert. Gleich nach der letzten Jahrhundertwende, im Jahre 1902, kam der Bergbau in Lintorf endgültig zum Erliegen.

*Michael Lumer*

89) Als kurze Überblicke vgl. VOLMERT 1970 c und SERLO 1937, S. 108 f.

90) FRIEDENSBURG: Metallerzlagerstätten in der Bundesrepublik, 1971, S. 374 f.

#### Bibliographie

ESSER, WILLY:

1925/26 Der Bergische Bergbau im 18. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit Karl Theodors, in Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins Bd. 55, 1925/26, S. 54-122.

FRIEDENSBURG, F.:

1971 Metallerzlagerstätten in der Bundesrepublik, Bd. 24, 1971, S. 374f.

FRYLINGSRAD, Peter v. (Theo Volmert):

1950 Das Alaunbergwerk „Zur guten Hoffnung“, in: Die Quecke 1/2, 1950, S. 7-8.

HEIKHAUS, WALTHER:

1968 Auf den Spuren der Kalkstraße, Uraltes Kalkgewerbe im ehemaligen Amt Angermund, in: Angerland-Jahrbuch 1, 1968, S. 40-55.

LANGE-KOTHE, IRMGARD:

1963 Die ersten Dampfmaschinen im Düsseldorfer Raum, in Düsseldorfer Jahrbuch Bd. 51, 1963, S. 299-306.

LAU, FRIEDRICH:

1925 Ein Düsseldorfer Bankier und Industrieller des 18. Jahrhunderts, in: Düsseldorfer Jahrbuch Bd. 31, 1925, S. 91-95.

LUMER, MICHAEL:

1981 Die Entwicklung des Lintorfer Bleibergbaus bis zum Jahre 1902, Examensarbeit Universität Duisburg, 1981

1991 a Der Lintorfer Bleibergbau im 18. Jahrhundert, in: Ratinger Forum 2, 1991, S. 32-55

PREUSS, ANDREAS:

1990 Industrielle Revolution in Lintorf?: Die Bedeutung einer frühen Industrialisierung für eine Landgemeinde (1660-1860)

SERLO, WALTER:

1937 Männer des Bergbaus, Berlin 1937.

VOLMERT, THEO:

1968 Heinrich Kirschbaum und das Lintorfer Bleibergwerk, in: Die Quecke 39, 1968, S. 9-13.

1970 a Die erste Industrie in Lintorf, in: Die Quecke 40, 1970, S. 17.

1970 b Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert, in: Die Quecke 40, 1970, S. 6-43

1970 c Johann Jakob Nöggerath, in: Die Quecke 40, 1970, S. 2-3.

1980 Eine bergische Pfarrgemeinde vor 250 Jahren, Lintorf 1980.

1982 Lintorf, Ratingen 1982.

## Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 30. November und 1. Dezember 1996 vertreten.

### Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 66

Quecken Nr. 1-65

Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1-4

Foto-Motive aus Alt-Lintorf

Bücher von Theo Volmert:

„Lintorf – Berichte, Dokumente,

Bilder aus seiner Geschichte“

Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde“

„Hösel“

„Mehr Heiteres als Ernstes“

**... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!**

# Vom Fahrrad und Motorroller zur Motorkabine

Anmerkungen zum Aufstieg und Niedergang der *Solinger Fahrradfabrik*, späteren *Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann* - Lintorf

Vor annähernd fünfzig Jahren, als der zunächst *aus der Not geborene* und zwischenzeitlich zur Legende gewordene italienische Motorroller *Vespa das Licht der motorisierten Welt erblickte* (Peter Ross, *Italiens fahrbare Sitzskulptur*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung (Technik und Motor)*, 14.5.1996 (Nr. 112), S. T1), begann auch die wechselvolle Geschichte der *Solinger Fahrradfabrik* und späteren *Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann* in Lintorf. Die *zentral gelegene und wirtschaftlich bedeutendste Gemeinde des ehemaligen Amtes Angerland* (vgl. Jakob Germes, *Ratingen im Wandel der Zeiten*, 1979, S.170) wurde zum Ort einer mittelständischen Unternehmung, die im Deutschland der Nachkriegszeit und des Wiederaufbaues weit über die Grenzen hinaus bekannt geworden ist.



Jakob Oswald Hoffmann  
(1896 - 1971)

Jakob Oswald Hoffmann wurde am 13. März 1896 als Sohn eines Konditors in Düsseldorf geboren. Nach einer Lehre zum Bankkaufmann wurde er im Jahre 1919 Teilhaber an der Tabakwarengroßhandlung *Rehl & Co.* in Düs-

seldorf, die jedoch nach anfänglichem Erfolg 1924 wirtschaftlich einbrach. Auch mit seinem zweiten Versuch als Rauchwarenhändler scheiterte der Düsseldorfer, so daß er sich schon fünf Jahre später mit diesem Unternehmen erneut aus dem Handelsregister streichen lassen mußte.

Bereits drei Jahre später wandte sich der Kaufmann seinem zukünftig neuen Handelsgegenstand, dem Fahrrad, zu und gründete durch den Vertrag vom 15. September 1932 eine Verkaufsgesellschaft mit beschränkter Haftung (GmbH) in der Innenstadt der rheinischen Metropole Köln. Der Verkauf von *Opel-Fahrrädern* war Gegenstand des Unternehmens (**Amtsgericht Köln, Handelsregister Nr. 2476**), gegen das am 8. August 1934 wiederum ein Konkursverfahren eröffnet wurde. Mit der Abhaltung des Schlußtermins vom 8. Dezember 1938 wurde das erneute Verfahren aufgehoben und die Firma im Handelsregister gelöscht.

Schon zwei Monate vorher jedoch war der zwischenzeitlich wieder nach Düsseldorf-Benrath übergesiedelte Jakob Oswald Hoffmann als persönlich haftender Gesellschafter in die 1934 gegründete *Fahrradbau Franz Schaaf* und spätere *Solinger Fahrradfabrik Franz Herbert Schaaf* eingetreten (**Amtsgericht Solingen, Handelsregister Nr. 2996**). Dem *Fahrradfabrikanten Franz Herbert Schaaf* wurde von nun an die Prokura entzogen und seine Tätigkeit allein auf die Funktion eines *Expedienten* beschränkt (**Adressbuch der Stadt Solingen, Dritter Teil: Einwohner-Verzeichnis, geordnet nach Straßen und Hausnummern, 1936 und 1938**).

Während der Kriegszeit wurde die Produktion der Solinger Firma auf Rüstungsmaterial umgestellt. Vom Rüstungskommando Düsseldorf - es unterstand der Zuständigkeit

der Rüstungsinspektion VI des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion in Münster - wurde der Betrieb betreut. In einzelnen, monatlich geführten Kriegstagebüchern des Kommandos, die die jeweilige rüstungswirtschaftliche Lage in bezug auf Erkundung und Fertigung von kriegswichtigen Materialien skizzieren, wird die Stellung der Solinger Fahrradfabrik im Rahmen der Wehrbeschaffung deutlich. Die Firma, die von 1940 an zunächst an der Herstellung und Lieferung von Minen, Zündern, Hülsen oder Panzer-Granaten an das Heereswaffenamt beteiligt war (**Bundesarchiv - Militärarchiv RW 21-16/1, Nr. 2 S.61; RW 21-16/9, Nr. 10 S.66; RW 21-16/13, Nr. 14 S.27**), wurde 1942 in die rüstungspolitische und rüstungswirtschaftliche Entwicklung und Leitung miteingebunden. So fand u. a. nicht nur eine *Besprechung der Gruppenleiter Heer des Rüstungsinspektions-Bereiches bei der Firma Solinger Fahrrad-Fabrik in Solingen wegen der Fertigung der 3,7 cm Stielgranaten statt, ....sondern die genannte Firma hat in Solingen-Gräfrath in einem stillgelegten Werk der Vereinigten Seidenwebereien einen neuen Betrieb für Entwicklungsaufträge eingerichtet* (**Bundesarchiv - Militärarchiv RW 21-16/9, Nr. 10 S.54; RW 21-16/10, Nr. 11 S.5**). Aufgrund seiner Verdienste im Rahmen der Wehrbeschaffung verlieh der „Führer“ dem *Betriebsführer Jacob Oswald Hoffmann, Solinger Fahrradfabrik Franz H. Schaaf*, am 1. September 1943 das *Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse ohne Schwerter* (**Bundesarchiv - Militärarchiv RW 20-6/10, S.12**).

Noch im Dezember 1943 wurde die bestehende Gesellschaft aufgelöst und Jakob Oswald Hoffmann fortan zum Alleininhaber bestimmt. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges endete zugleich auch die Fertigung und Produktion in der Fahrradfabrik in Solingen.



Die Hoffmann-Werke in den 70er Jahren

Bereits wenige Wochen nach dem Ende des Krieges begann Jakob Oswald Hoffmann auf dem Grundstück der ehemaligen Wittener Firma *A. Bredt & Co.*, einem Stahlblechwalzwerk und einer Schaufelfabrik, am Breitscheider Weg in Lintorf mit den Vorarbeiten zur Errichtung und Einrichtung einer Fahrradproduktionsstätte, die schon sehr bald zu den modernsten der Zweiradbranche zählte. Hier fand er ein Kontor- und Lagergebäude mit Wohnräumen und einer weiträumigen Halle vor, die schon 1889 gebaut und nach einem Feuer 1913 wieder aufgebaut worden waren (Landschaftsverband Rheinland - Rheinisches Amt für Denkmalpflege, Gutachterliche Stellungnahme zum Denkmalwert, Nr. 066/94). Aufgrund der völligen Zerstörung des Werkes in Solingen und der Aufkündigung des für die angemieteten Ersatzräume angeschlossenen Pachtvertrages verlegte der Unternehmer seine Fahrradfabrikation mit Genehmigung der erteilenden Militärbehörde - Permit Nr. NRP Econ 11/88 vom 30.11.1945 - an diesen Ort (vgl. auch nachfolgend: Stadt Ratingen/Bauordnungsamt - 63.3., Hoffmann-Werke B I, 115-117 - 1913-1949). Hoffmann erwarb das 60.000 m<sup>2</sup> große Gelände von der Firma Mannesmann-Röhrenwerke mit Sitz in Düsseldorf erst durch notariellen Kaufvertrag am 13. November 1945, die Übergabe des Grundstückes mit all seinem Besitz,

*Nutzungen, Lasten und Gefahren* jedoch erfolgte bereits am 7. August 1945 (Amtsgericht Ratingen, Grundbuch/Lintorf Bd.19 Blatt 630 - Urkunden Nr.87 für 1945). Der Kaufpreis betrug 400.000.- Reichsmark (RM). Zum Zeitpunkt der Übergabe waren bereits 80.000.- RM gezahlt. Die restlichen 320.000.- RM waren jedoch erst am 1. August 1970 fällig. Dieser Restbetrag war laut Vertrag für die Dauer von 25 Jahren allein mit 6% jährlich zu verzinsen.

Vom Ende des Jahres 1945 an konnte die Solinger Fahrradfabrik Franz H. Schaaf, deren Firmenverlegung und -änderung in Solinger Fahrradfabrik Jakob Oswald Hoffmann dem Handelsregister

nach aber erst ein Jahr später erfolgte (Amtsgericht Ratingen, Handelsregister Nr. 425) ihre betrieblich genehmigte Produktion von Fahrrädern mit zunächst 63 Mitarbeitern wiederaufnehmen (vgl. auch nachfolgend: Ulrich Kubisch, *Vespa mi amore*, 1993, S.66ff.) Die erste monatliche Fertigungsserie von Fahrrädern, für die eine große Nachfrage im Nachkriegsdeutschland bestand, belief sich schon früh auf 1.000 Fahrräder. Bereits schon im Sommer 1946 waren annähernd 250 Arbeiter und Angestellte mit der monatlichen Fertigung von 2.500 Fahrrädern beschäftigt (vgl. auch nachfolgend: Stadt Ratingen/Bauordnungsamt - 63.3., a.a.O.). Die weitere Produktion sollte kurzfristig auf 5.000 Einheiten erweitert werden. Es waren vermutlich seine vorhandene Marktkennntnis und seine aus der Vergangenheit bekannten Kontakte, die die Produktion ständig steigen ließen, die Belegschaft um Facharbeiter und Maschinisten vergrößerten und so den Betrieb um einzelne Gebäudeteile wie Arbeiterküche, Transformatorenhaus und auch Fabrikationsgebäude zügig erweiterte. 1947 entstand eine neue, größere Halle, in der Fahrräder am laufenden Band montiert wurden. Bis auf Sättel, Speichen und Ketten wurden alle der annähernd 130 Einzelteile eines Fahrrades - einschließlich der durchzuführenden Lackierarbeiten - im eigenen Betrieb hergestellt.



Die Montagehalle von 1947

Vom Sommer 1948 an - die Belegschaft war zwischenzeitlich auf 357 Mitarbeiter angewachsen - bekam Hoffmann von den *Auto-Union Werken (DKW)* aus Ingolstadt, die ihr Stammwerk in Sachsen verloren hatten, den Auftrag, Motorradrahmen für das Modell *RT 125* zu fertigen (**Hans Rüdiger Etzold u.a., Im Zeichen der Ringe. 1945-1968. Bd. II, o.J., S.87**) Die reibungslose Abwicklung dieses zehntausend Rahmen umfassenden Auftrages in Lohnarbeit veranlaßte Hoffmann, sein eigenes Produktionsprogramm zu erweitern und selbst ins zunächst nur geringe Ausmaße einnehmende Kraffradgeschäft einzusteigen. Er begann mit der Herstellung von 100- und 125-ccm- Motorrädern, indem er die Fahrgestellrahmen selbst fertigte und die Zweiräder wahlweise mit englischen *Villiers*- und deutschen *Ilo-* oder *Sachs*-Motoren ausrüstete.

Das Jahr 1949 wurde für die Lintorfer Firma in vielfacher Hinsicht bedeutsam. Trotz eines nicht zufriedenstellenden Verlaufes der geschäftlichen Entwicklung - die tägliche Produktion war auf eine Fertigungskapazität von 500 Fahrrädern ausgelegt - und einer langsam gestiegenen Nachfrage - der Export von Fahrradteilen nach Holland, Dänemark, Afrika, Indien und Mittelamerika lief an - verließen nur 250 Räder das Lintorfer Werk, da Hoffmann seine Zahlungsfähigkeit nicht im Übermaß belasten wollte (vgl. auch nachfolgend: **Rheinische Post, 18. 5. 1949**). Sein Zweiradfertigungsprogramm umfaßte zwischenzeitlich in drei Werksabteilungen elf verschiedene Fahrradtypen vom Kinderrad, über das Sportfahrrad bis hin zu Leichtmotorrädern mit wählbarer Antriebsquelle. In einer innerbetrieblichen Abteilung Werkzeugbau wurden elektrische Handbohrmaschinen, Schleifmaschi-

nen, Abschmierpressen und Tischbohrmaschinen hergestellt.

Auf einer seiner zahlreichen Reisen nach Italien und der Frankfurter Frühjahrs-Motormesse entdeckte der Lintorfer Kaufmann ein motorisiertes Zweirad, das in der Zeit nach 1945 in Italien aus der *Not geboren* wurde und ein im Ankauf preiswertes, im Verbrauch günstiges, in der *Technik*

so südlich der Alpen bereits großer Beliebtheit und war im Alltagsbild einer jeden italienischen Stadt anzutreffen.

Zu Beginn der 20er Jahre hatte es auch bei den deutschen *DKW* - und den *Krupp*-Werken Versuche gegeben, einen *Sesselroller* salonfähig zu machen. Dieser war jedoch aufgrund seiner kleinen Räder und anderer technischer



Montage der Vespa



Das „Hoffmann“-Motor-Fahrrad  
Modell MF 10/6

beherrschbares und dennoch einfach zu bedienendes, gut zu benutzendes Fahrgerät war. *In ihrer Beweglichkeit entsprach die in ihrer Form funktionelle Vespa dem italienischen Temperament und schmeichelte dem stilsicheren Auge des Südländers (Roos, a.a.O.).* Der Scooter erfreute sich

Unzulänglichkeiten für deutsche Straßen nicht geeignet, so daß eine Entwicklung nicht weiter fortgeführt wurde. Hoffmann erkannte richtig, daß auch im Deutschland der Nachkriegszeit die Zeit reif war für den Motorroller, der mit seinem vollverkleideten Motor und den hochgezogenen Bein-

schildern Schutz vor dem Staub der Straße und auch vielfach vor den Unregelmäßigkeiten des Wetters bot. Die Fachpresse jener Zeit räumte dem Roller auf dem deutschen Markt jedoch keine Chance ein. *Es sei ein Fahrzeug, daß nur in der Mentalität der Romanen Platz finde, für die saubere Wildlederpumps und Bügelfalten wichtiger seien als eine gute Straßenlage. Ein deutscher Motorradfahrer werde sich auf einem Roller lächerlich machen oder als „verrückter Künstler“ eingestuft werden.* (Hans-Jürgen Plathner u.a., *Die brüllende Straße*, 1954, S.161f.) *Der Roller ist nun mal das quiet-schende und rasselnde Ding, mit dem unsere Nachkommenschaft alte Tanten auf den Bürgersteigen zum erschrockenen Davonhüpfen bringt.* (Das Motorrad, 1950, Heft 4)

Trotz aller vorgebrachten Skepsis und der tatsächlich vorhandenen marktwirtschaftlichen Risiken - so war die Währungsreform im Jahre 1948 gerade erst ein Jahr vollzogen und eine abschließende Marktübersicht nur schwer möglich - verhandelte Jakob Oswald Hoffmann mit dem italienischen Hersteller *Piaggio*, einem ehemaligen Flugzeughersteller aus Pontedera bei Pisa/Toskana. Am 9. August 1949 erwarb er schließlich die Exklusivlizenz zur Produktion und zum Vertrieb des *Vespa*-Rollers in der britischen Besatzungszone sowie im westeuropäischen Ausland. *In Lintorf wird die deutsche Vespa gebaut!* - und weiter wurde aus diesem Anlaß in der Presse optimistisch geäußert, daß die *Vespa* die Vorherrschaft des Fahrrades als Massenverkehrsmittel sogar in den Niederlanden brechen werde (*Rheinische Post*, 27.8.1949). Im Nachkriegsdeutschland konnte nun der *Vespa* - Boom beginnen und *die noch junge Republik massenhaft in ihr Wirtschaftswunder fahren* (Roos, a.a.O.).

Am 18. Oktober erfolgte der erste Spatenstich für den Neubau einer 7.000 m<sup>2</sup> großen zweistöckigen Halle mit einem Konstruktionsbüro und einer Versuchswerkstatt nach den Plänen des Düsseldorfer Architekten Bernhard Kuhne (vgl. auch nachfolgend: **Stadt Ratingen/Bauordnungsamt** -

63.3., a.a.O.) . Die Stahlkonstruktion wurde von der Ratinger Firma *Eilomag*, die Beton- und Maurerarbeiten von der ebenfalls in Ratingen ansässigen Firma *Adam Wagner* ausgeführt. Im Untergeschoß der neuen Halle wurde die Maschinenabteilung für die mechanische Bearbeitung eingerichtet. Im Obergeschoß brachte man eine hochmoderne Lackieranlage mit Infrarot-Dunkelstrahlung der Bergisch-Gladbacher Firma *Hager + Weitmann* wie auch die Montageabteilung unter, die über ein im Boden eingelassenes Laufband verfügte, das von dem Hoffmann-Ingenieur Kneer entwickelt wurde. Nach nur vier Monaten Bauzeit konnte das Richtfest im Haus Proske am Krummenweg gefeiert werden.



Noch bevor die erste *Vespa* zum damaligen Preis von 1220 Mark am 14. März 1950 die zwischenzeitlich in *Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann* geänderte und umbenannte Firma verlassen konnte, waren zahlreiche Aufträge aus dem gesamten Vertriebsgebiet eingegangen. Hoffmanns geschickte Werbestrategie mit informativen Artikeln über die *Vespa* in vielen deutschen

Tageszeitungen und Illustrierten hatte dafür gesorgt, daß bei den Händlern schon im Frühjahr Bestellungen für die gesamte Jahresproduktion 1950 vorlagen. Zu der großen Nachfrage dieses als ausgereifte und leistungsfähige Konstruktion bezeichneten Zweirades trug sicher auch ein neuer Kundenkreis bei, für den die *Vespa der geglückte Versuch war, das Motorrad damenfähig zu machen* (*Düsseldorfer Handelsblatt*, März 1950).

Von dieser wirtschaftlichen Entwicklung beeinflusst war Hoffmann nun verstärkt bemüht, nicht nur das Ansehen seiner Firma zu erhalten, sondern es durch sportliche Erfolge werbewirksam und somit verkaufsfördernd zu erhöhen. Erste sportliche Erfahrungen mit den Zweirädern aus der Lintorfer Firma machten die Motorradeinfahrer um den Betriebsleiter Köhler. Unter seinem Vorsitz und mit tatkräftiger Unterstützung des Unternehmers Hoffmann konnte im Sommer 1949 der Motorsportklub Lintorf in der Gaststätte Steingen gegründet werden. Der erste werbewirksame Einsatz einer Hoffmann-Rennmaschine war jedoch Hans-Joachim Steinberg, dem Sohn des umsatzstärksten Hoffmann-Händlers Oskar Steinberg aus Recklinghausen, vorbehalten. Er startete am 7. August 1949 beim Großen Preis vom Nürburgring in der Klasse der Ausweisfahrer bis 125-ccm, ohne sich jedoch gegen die Konkurrenz der *DKW*- und *Puch*-Fahrer durchsetzen zu können.



Der neugegründete MSC Lintorf vor seinem Gründungslokal, der Gaststätte „Bürgershof“ (Steingen)

Aus dieser Erfahrung heraus und in Kenntnis der Geschwindigkeits- und Langstreckenweltrekorde, die mit der Vespa im April 1950 in Italien aufgestellt worden waren, eröffnete Hoffmann einen eigenen Werksrennstall für Motorroller. Hierzu wurden der landesweit bekannte Automobilrennfahrer Huschke von Hanstein und eine Vielzahl bekannter Auto- und Motorradrennfahrer in einem Team verpflichtet, um bei der ADAC-Deutschlandfahrt 1950, einem Rennen über 2000 km von Hannover nach München, für die Lintorfer Werke zu siegen. Der hohe Aufwand zahlte sich trotz der großen Skepsis, die die meisten Fachleute in Deutschland hinsichtlich des Renneinsatzes von Motorrollern hatten, aus (vgl. hierzu: Ernst Rosemann, *Die ADAC-Deutschlandfahrt 1950*, in: *ADAC Motorwelt*, 3.Jg. Nr.7, S.16 - 30). Den großen Mannschaftspreis mit goldenem Schild errangen Friedel Schön (Werksfahrer bei *Bäcker und Horex*), Heiner Dietrich (Werksfahrer bei *DKW*) und Kurt Füglein (Werksfahrer bei *NSU*), den großen Mannschaftspreis mit silbernem Schild Helmut Polensky (Formel-Rennfahrer auf eigenen Rennwagen), Peter Max Müller (Sportwagen-Rennfahrer) und Huschke von Hanstein. Eine weitere Goldmedaille gewann Hans-Joachim Steinberg in der Motorradklasse bis 125-ccm.



Der Ratinger Hans Kürten auf einer Rennvespa

Das Werksteam konnte in diesem Jahr noch weitere Erfolge mit einer Rennvespa beim Deutschen Meisterschaftslauf auf dem Grenzlandring bei Wegberg, der schnellsten Rennstrecke der Welt, und beim Meisterschaftsendlauf auf dem Nürnberger Norisring für die Lintorfer Motorrollerschmiede einfahren.

Bereits neun Monate nach der Markteinführung der Hoffmann-Vespa - das Piaggio-Markenemblem am Frontschild hatte der Unternehmer geschickt in eines mit seinem Signet abgewandelt (Kubisch, S.65) - konnte auf ein erfolgreiches Jahr zurückgeblickt werden. Die zwischenzeitlich auf vier Werksabteilungen erweiterte Firma war zu einem Begriff in der deutschen Zweiradindustrie geworden. Der Händlerstamm mit zentralen Auslieferungslagern in Hamburg, Hannover, Lintorf, Frankfurt/Main, Karlsruhe und München war stetig gewachsen. Die annähernd 8.000 zuerst in der Großstadt und dann auch auf dem Lande verkauften Motorroller und der Exportumsatz von 1,25 Millionen Mark versprachen eine goldene Zukunft.

Schon im Januar 1951 waren nach einer Presseerklärung 12.000 Vespen und über 12.000 Motorräder bereits verkauft (*Rheinische Post*, 26. 1. 1951), und somit war ein ehrgeiziges Jahresziel trotz des anstehenden weltweiten Energie- und Rohstoffmangels vorgegeben. Auf der Kopenhagener Ausstellung im Februar wurde das aus der Vergangenheit bekannte Produktionsprogramm um eine Vespa mit Seitenwagen wie auch ein 175-ccm großes Hoffmann-Motorrad erweitert und erstmals dem interessierten Publikum vorgestellt. Nach Auskunft des Hoffmann-Pressechefs Hans F. Tiedtke war die Vespa die einzige 125-ccm Maschine, die vollkommen beiwagenfest ist (Kubisch, S.66).

Bis zum Herbst des Jahres fertigten annähernd 850 Mitarbeiter, die zum Teil als Pendler aus den benachbarten Städten und der näheren Umgebung kamen, weit über 10.000 Motorroller. Hoffmann hatte beinahe konkurrenzlos den Rollermarkt erobert. Die

Entwicklung in diesem Marktsegment zwang schließlich die größte deutsche Motorradfabrik *NSU* zum Handeln. Sie führte die *Lambretta*, das italienische Gegenstück zur *Vespa*, in den deutschen Markt ein. Hoffmann nahm dies nicht sonderlich zur Kenntnis, sondern richtete sein Augenmerk allein darauf, seine Motorradproduktion zu erweitern. Er suchte um Anerkennung nicht nur als Vespa-Produzent, sondern auch als Motorradfabrikant. Mit der Einstellung des bekannten Zweiradkonstruktors Richard Küchen - er hatte schon für alteingesessene Firmen wie *Zündapp*, *Horex*, *Ardie*, *Tornax* und *Victoria* gearbeitet und wurde von dem ehemaligen Rennleiter von *DKW*, August Prüssing, unterstützt - begann die aufwendige Entwicklung und teure Herstellung des Hoffmann-Motorrades *Gouverneur* mit einem 250-ccm Boxermotor. Diese Maschine war später auch mit einem 300-ccm Motor lieferbar.



Das Hoffmann-Motorrad MP 250 „Gouverneur“ mit einem 2-Zylinder-4-Takt-Boxer-Motor und Kardanantrieb

Die *Gouverneur* mit ihrem geschlossenen Stahlpreßrahmen war eine *Sensation für Fachleute*, als sie im Oktober auf der Internationalen Motorrad- und Fahrradmesse (IFMA) in Frankfurt der Öffentlichkeit vorgestellt wurde (*Rheinische Post*, 9. 11. 1951). Der Beginn der Serienfertigung war für den Januar 1952 geplant.

Auch wenn der Exportumsatz mittlerweile auf 2,8 Mio. DM angestiegen und der Fahrradexport in die Türkei, nach Südamerika und Afrika angelaufen war, sorgte eine hausinterne Mitteilung für großes Unverständnis bei den Händlern. Jede Lieferung könnte nur anteilmäßig am Bestellumfang durchgeführt werden, da man dem enormen Auftragseingang für das 175-ccm Motorradmodell im Rahmen der Produktion nicht nachkommen konnte.

Nach dem Schreiben setzte die Bestellung einer großen Maschine zugleich auch die Bestellung von drei 125-ccm Motorrädern voraus. Diese Handlungsweise führte zur großen Entrüstung in der Händlerschaft und Fachpresse.

Erstmals waren Anzeichen erkennbar, die auf notwendige fehlende Rücklagen und eine nicht ausreichende Kapitaldecke schließen ließen. Der Aufbau der Firma, das Grundstück und seine Gebäude, die maschinellen Einrichtungen, die Belegschaft, aber auch die Entwicklungskosten, die Werbung und der Sport hatten viel Geld gekostet. Statt Geldreserven zu bilden, hatten sich die Hoffmann-Werke ständig vergrößert.



Die siegreiche Hoffmann-Werksmannschaft in der Deutschlandrundfahrt 1951.  
In der Mitte stehend Jakob Oswald Hoffmann

Die neue Konkurrenz der *NSU-Lambretta* und des *Goggo-Rollers* führte zu einem Verlust an Marktanteilen und zu einer zusätzlichen Erschwernis, so daß die Vorbereitung und Beteiligung des Werkes an der Deutschlandfahrt 1951 nur vermindert durchgeführt werden konnte. Für die *Vespa*-Mannschaft wurde erstmals die bekannte und als Langstreckenfahrerin schon vor dem Krieg erfolgreiche Hamburgerin Ilse Thouret mit ihren Töchtern Anneliese und Elga - sie hatten die Deutschlandfahrt 1950 auf einer *NSU-Lambretta* ohne großen Erfolg bestritten - verpflichtet. Sie konnten die Rundfahrt siegreich mit einer Gold- und Silbermedaille beenden.

In der 125-ccm Klasse für Motorräder errang der Privatfahrer Heinz Wallner vom MSC Lin-

torf eine Erinnerungsplakette, in der 175-ccm Klasse war Hans-Joachim Steinberg mit einer Silbermedaille erfolgreich. Darüber hinaus beteiligten sich die Mitglieder des MSC Lintorf mit ihren Hoffmann-Motorrädern siegreich an so unterschiedlichen Rennveranstaltungen wie dem Bayerkreuz-Rennen in Leverkusen, dem *Rund um den Kellersee*-Rennen in Malente, dem Glockenspitzen-Rennen in Krefeld und dem Gruga-Preis in Essen. Der in der Versuchsabteilung der Hoffmann-Werke tätige und aus Breitscheid stammende Privatfahrer Hermann Lammers nahm als Siegfahrer an der ADAC-Rheinlandfahrt teil.

Am 22. April 1951 fand erstmals auch ein deutsches Moto-Cross-

Ratingen ausgetragen wurde. Als Fahrer waren unter anderem der später in der Klasse bis 125-ccm siegreiche Jakob Pilz, Hans Terstappen, Andreas Kranz, Günther Köhler, Heinz Wallner und Hans Waleffe, der Sportwart des MSC Lintorf, gemeldet. Jakob Pilz war der erste deutsche Moto-Cross-Sieger.

Noch einmal in diesem Jahr ging eine Hoffmann-Werksmannschaft an den Start. Bei dem landesweit bekannten 8-Stunden-Rennen auf der Solitude, einer damals beliebten Rennstrecke im Stuttgarter Rotwildpark unterhalb des Jagdgeschlosses Solitude, mußte sich das Team mit den Thouret-Damen und den Fahrern Portmann, Schmidt, Kuse, Pilz, Terstappen, Wallner, Köhler, Humpert und Winterfeld gegen große nationale Konkurrenz fahrerisch behaupten. Der sportliche Wert der Veranstaltung jedoch ging durch eine zu leichte Aufgabenstellung verloren, so daß fast alle Teilnehmer mit einer Goldmedaille ausgezeichnet werden konnten.

Unter den zahlreichen für das Lintorfer Werk bei Geländefahrten startenden Fahrern war auch der spätere, auf der Höhe seines Erfolges tödlich verunglückte Formel-1-Rennfahrer Wolfgang Reichsgraf Berghe von Trips. Da seine Eltern nichts von den waghalsigen Sportaktivitäten ihres Sohnes wissen durften, nahm er anfangs nur unter seinem Pseudonym Axel Linter an Rennen teil. Linter bildete zusammen mit dem Installateurmeister Hans-Rolf Cla-



Jakob Pilz war auf einer 125 ccm-Maschine von Hoffmann Sieger im ersten Moto-Cross-Rennen in Deutschland, das am 22. 4. 1951 im Aaper Wald stattfand

sen und dem Käsefabrikanten Helmut Beyl - sie alle waren Mitglieder im Kölner Club für Motorsport - das in der Fachwelt bekannte und gefürchtete Dreier-team *Die Wildsäue*. Mit den Keilerköpfen auf den Schutzblechen ihrer Maschinen eilte die Mannschaft von Sieg zu Sieg.

Auch im Jahr 1952 blieb die wirtschaftliche Lage der Hoffmann-Werke gespannt. Aufgrund einer Anordnung der High Commission for Germany Combined Steel Groups mußte der für Hoffmann ehemals günstige Kaufvertrag vom 13. November 1945 mit dem ehemaligen Eigentümer, der Firma Mannesmann-Röhrenwerke in Düsseldorf, bezüglich der noch zu zahlenden Kaufsumme wie auch des dem ehemaligen Eigentümer zustehenden Wiederkaufsrechts neu geregelt werden. Der inzwischen durch die Währungsreform von Reichsmark auf Deutsche Mark umgestellte Resthypothekbetrag in Höhe der verbliebenen 320.000.- DM war von nun an nicht mehr nur zu verzinsen, sondern in monatlichen Raten zurückzuzahlen (**Amtsgericht Ratingen, Grundbuch/Lintorf, a.a.O.**). Diese Neuregelung erschwerte die finanzielle Situation zusätzlich. Darüber hinaus mußte auch die geplante Serieneinführung der mit großen Hoffnungen vorgestellten *Gouverneur* über das laufende Jahr hinaus verschoben werden, da wiederholt technische Probleme beim Laufverhalten des Motors oder Fehler am Antriebsstrang an den Versuchsmaschinen auftraten. Nach firmeninternen Aufzeichnungen verging kaum ein Tag, an dem nicht ein Testfahrer mit seiner Maschine am Rande eines Waldweges zwischen dem Werk und dem Entenfang liegenblieb, und der Rückweg so nur noch im firmeneigenen Lieferwagen möglich war. Diese auftretenden technischen Schwierigkeiten waren nicht zuletzt auch trotz der Vielzahl der an dem Bau der *Gouverneur* beteiligten Konstrukteure das Ergebnis einer werkseitig fehlenden jahrzehntelangen Entwicklungserfahrung. *Der Wunschtraum des Motorsportlers*, wie es in einer *Gouverneur*-Werbung hieß, mußte demnach vorläufig noch ein Wunschtraum bleiben.

Um aber dennoch in der Klasse der 250-ccm Motorräder vertreten zu sein, brachte das Lintorfer Werk kurzfristig ein konventionelles Motorrad mit einem Rohrrahmen und einem 250-ccm Ilo-Einzylindermotor auf den Markt. Zur großen Freude für Jakob Oswald Hoffmann jedoch hatte sich die *Vespa* zu einem Verkaufsschlager entwickelt und war aufgrund der regen Nachfrage der meistgefahrenen Motorroller der Republik. 850 Arbeiter und Angestellte des Werkes hatten bis zum Herbst annähernd 23.000 Motorroller fertiggestellt, die der Firma bei einem Einzelverkaufspreis von inzwischen 1.375.- DM für die *serienmäßige Ausführung* doch noch einen guten Umsatz einbrachte. In diesem Geschäftsjahr betrug der Gesamtexport der Hoffmann-Werke in Höhe von 4,3 Mio. DM 16 % des Gesamtumsatzes. Der Exportanteil der Hoffmann-Fahrräder machte in diesem Jahr 11 % der deutschen Gesamtproduktion aus.

Und dennoch war der Konkurrenzkampf auf dem so einträglichen Motorrollermarkt um die Gunst der Kunden deutlich schwerer geworden. So bat Jakob Oswald Hoffmann seine Händler Anfang April in einem persönlichen Rundschreiben, die Adressen ihrer *Vespa*-Kunden direkt an das Werk weiterzuge-

ben, um die Kundschaft von dort aus im Sinne einer gezielten Marktstrategie mit Werbebriefen besser informieren und an die Marke *Vespa* binden zu können. Für diese Werbeaktionen boten sich insbesondere die *Vespa*-Clubs an, die sich allerorts zunächst auf lokaler, im Mai 1952 nationaler und schließlich auch internationaler Ebene gründeten. Das Ziel dieser Zusammenschlüsse war häufig die gemeinsame Pflege ihrer Fahrzeuge, das gesellige Beisammensein, die Kontaktpflege zu anderen *Vespa*-Clubs, aber auch die gegenseitige Durchführung von Geschicklichkeitsturnieren und gemeinsamen Urlaubsfahrten.

Der sportliche Einsatz war in diesem Jahr von Seiten des Werkes dem Rennprogramm des Vorjahres angepaßt worden. So konnte sich die 2. *Vespa*-Mannschaft bei der Teilnahme an der ADAC-Deutschlandfahrt 1952 mit dem Gewinn des Großen Mannschaftspreises mit Goldenem Schild erneut in die Siegerliste eintragen. Die Einzelwertung in der Klasse der Motorroller bis 125-ccm gewann der Augsburger Husel ohne Fehlerpunkte. Trotz der Erfolge waren es gerade die verschiedenen Klassen der Motorroller, die auf dieser Rundfahrt *den größten Ausfall* zu beklagen hatten, da für diese

**Es gibt doch nur eine Vespa** 

**12. ADAC-Deutschlandfahrt 1952**  
**Als einziger Motorroller**  
errang die Vespa  
den großen ADAC-Mannschaftspreis  
mit goldenem Schild,  
den silbernen ADAC-Becher  
für den Klassensieg und  
5 Goldmedaillen.  
Mit diesem überlegenden Erfolg  
ist die Zuverlässigkeit unserer  
Serienfahrzeuge einmal-mehr  
unter Beweis gestellt.

**Hoffmann-Werke** LINTORF BEZ. DÜSSELDORF

Anzeige der Firma Hoffmann, in der auf den Gewinn des Mannschaftspreises bei der Deutschland-Fahrt hingewiesen wird

Fahrzeuge die gestellte Aufgabe vielleicht die groß war (vgl. hierzu: Paul Schweder, ADAC Deutschlandfahrt 1952, in: ADAC-Motorwelt, 7. Jg. Nr. 5, S. 22-28). Von den acht werkseitig gestarteten Maschinen mußten drei Motorroller vorzeitig aufgrund von Motorschäden abgestellt werden. Um so höher war demnach die Leistung der Vespa-Fahrer einzuschätzen, die mit dem Goldenen Mannschaftsschild nach Hause fahren konnten. Für die Werkskonstrukteure war auffallend in diesem Jahr, daß die Maschinen der konkurrierenden Unternehmen bei den Geschwindigkeits- und Bergprüfungen aufgrund ihrer höheren Motorleistungen deutlich bessere Ergebnisse einfuhren. Vor diesem Hintergrund fand der geringe Benzinverbrauch der Hoffmann'schen Motorroller von 2,16 Litern auf 100 Kilometer in der Verbrauchsprüfung keine Beachtung.

Erstmals neu in diesem Jahr war der Einsatz von Motorrollern bei den Geländeprüfungen im Aaper Wald. Von den acht gemeldeten, nur bedingt für das Gelände tauglichen Vespa-Maschinen war der MSC Lintorf mit dem späteren Gewinner Albert Nass, dem Zweitplatzierten Erich Nier sowie Otto Ritterbach und Heinz Wallner vertreten.

Das Jahr 1953 war gekennzeichnet von einem wirtschaftlichen Einbruch des nationalen Zweiradmarktes. Der Traum vom freien, unabhängigen Fahren und die Idee der Massenmotorisierung, die bereits von den Nationalsozialisten propagiert worden war, aber erst nach dem Ende des Krieges allmählich mit der Entwicklung des motorisierten Zweirades eingesetzt hatte, entwickelte sich nun immer mehr hin zum Automobil, dem neuen Symbol für Leistung und Wohlstand. Der Kraftradbestand hatte zwischenzeitlich annähernd die Anzahl von 2 Millionen erreicht. Nach den Steigerungsraten der letzten Jahre war ein weiterer Zuwachs nicht zu erwarten, und es zeichnete sich nun allmählich eine Stagnation der Verkaufszahlen ab. Von dieser Marktentwicklung war auch die Firma Hoffmann betroffen, die zwischenzeit-

lich auf eine Belegschaftsstärke von 950 Beschäftigten angewachsen war. Durch betriebsinterne Maßnahmen - wie zusätzliche Metallbearbeitungsmaschinen, deren Zahl auf mittlerweile 800 Maschinen angewachsen war, und eine neue 450-Tonnen Blechpresse, die es in dieser Größenordnung bisher nur im Wolfsburger VW-Werk gab - sollten eine größere Unabhängigkeit erreicht und die Produktion weiter rationalisiert werden.

Rechtzeitig zum Auftakt der Saison für Zweiradfahrer erschienen ganzseitige Zeitungsartikel über die Lintorfer Hoffmann-Werke mit so beziehungsreichen Titeln wie *Mit dem Vespa-Roller in den Frühling. Hoffmannstropfen auf allen Straßen und Was lange währt, wird endlich gut! Die Hoffmann-Gouverneur ist da!* (*Gießener Anzeiger*, 16.4.1953). Von diesen und ähnlichen Berichten versprach sich die Betriebsleitung eine erhöhte und damit verkaufsfördernde Publizität, die im laufenden Verkaufsjahr häufig unter dem Werbeauspruch *Wer auf Hoffmann setzt, bleibt groß im Rennen* stand. So lief nach mehr als einem Jahr der Aus- und Nachbesserungsarbeiten endlich die *Gouverneur*, das neue Hoffmann-Flaggschiff in der Motorradklasse, in einer ersten Serie vom Band. Zugleich stellte man ihre *große Schwester*, die Hoffmann S 300, der interessierten Öffentlichkeit vor. Mit Blick auf den österreichischen Exportmarkt hatte die Konstruktionsabteilung den Hubraum des neuen Motorrades auf 300-ccm vergrößert, da ausländische Maschinen mit einem Hubraum von 250-ccm aus Wettbewerbsgründen und zum Schutz der heimischen Zweiradindustrie nicht nach Österreich eingeführt werden durften. Schon kurz nach der Markteinführung des neuen Motorrades zu einem Preis von 2.350.- DM wurde deutlich, daß das Fehlen eines ausgewogenen Preis-Leistungsverhältnisses einen Verkaufserfolg verhindern mußte. Die von ihrer Ausstattung und Motorleistung her zu vergleichenden Maschinen waren zu einem niedrigeren Preis bei der inländischen Konkurrenz zu erwerben. Auffallend war in diesem Zusammenhang auch, daß

die Nürnberger Motorradfirma *Zündapp*, eine Firma mit langer Tradition, ein Zweirad mit vergleichbaren Konstruktionsmerkmalen in der Entwicklung hatte, aber nach eingehender Marktbeobachtung nicht in den Verkauf brachte.

Das Unternehmen mußte im Verlauf des Jahres weitere finanzielle Einbußen hinnehmen, da von nun an nur noch 1.850 Roller das Montageband monatlich verließen. Auch die *Vespa* - sie hatte sich seit der Markteinführung 1946 und dem Boom des beginnenden deutschen Wirtschaftswunders von 1949 an technisch nur wenig weiterentwickelt - war in die Jahre gekommen und entsprach nicht mehr den veränderten Anforderungen einer neuen Käuferschicht, die eine verbesserte Ausstattung und höhere Leistung wünschte. So wandte sich Jakob Oswald Hoffmann seit Mitte des Jahres wiederholt an die italienische Stammfirma *Piaggio*, um auch seine deutsche Lizenz-Vespa technisch umrüsten zu können. Sein Lizenzgeber hatte zwischenzeitlich einen vermeintlich stärkeren Motor entwickelt, der jedoch nach interner Prüfung im Lintorfer Werk nicht der tatsächlich angegebenen Leistung von 5-PS entsprach (*Motorroller. Vespas Glück und Ende*, in: *Der Spiegel*, 1955, Nr. 1, S.9f.). Die Meinungsverschiedenheiten hierüber, die eigene Entwicklung einer verbesserten und wieder konkurrenzfähigen *Vespa*, die mit einem stärkeren Motor, einem größeren Scheinwerfer in Lenkerhöhe und zusätzlichem Chromschmuck ausgestattet war, und die ab Juli 1954 nicht mehr gezahlten Lizenzgebühren führten schließlich im Jahre 1954 zur Auflösung des Lizenzvertrages durch die Italiener.

Nach Zeitungsberichten hatte Hoffmann für die Entwicklung und Modifikation der *Königin der Motorradroller*, wie das *Vespa*-Modell 1954 in der Werbung genannt wurde, annähernd eine Million Mark aufgewandt (*Der Spiegel*, S.10). Erstmals vorgestellt wurde das neue Modell auf der Frankfurter IFMA (Internationale Fahrrad- und Motorrad-Ausstellung) im Oktober 1953. Auf

dieser Messe starteten die Hoffmann-Werke noch einmal eine große Werbeoffensive, die verstärkt auch in Sonderdrucken großer, überregionaler Zeitungen in Form von Anzeigen und Berichten geschaltet wurde. Das gesamte Zweiradprogramm wurde einem interessierten Publikum auf einem großen Ausstellungsstand gezeigt. Neben der *Königin*, der *Gouverneur* und der Hoffmann

*S 300*, der *Maschine für den sportlichen Fahrer*, wurde erstmals auch das neue Motorradmodell *200 Meteor* vorgestellt, das mit einer hochmodernen Vollverkleidung ausgestattet war und in der *Eleganz und Linienführung unübertrefflich* schien. Zusätzlich wurde auch ein neues 50-ccm Moped als Vertreter einer neuen, auf die Jugend hin orientierten Fahrzeuggattung gezeigt. Neben ihrem Zweiradverkaufsprogramm



„Der Schönsten der Schönen das Schönste vom Schönen“:

Die Miß Germany 1953 erhält als Werbegag der Firma Hoffmann auf dem Filmball in Düsseldorf eine Vespa als Präsent

stellten die Hoffmann-Werke auch weiterhin noch Werkzeugmaschinen her.

Aber auch öffentliche, medienwirksame Feste und Veranstaltungen nutzte der Lintorfer Unternehmer, um dort für seine Firma wie auch seine Produkte zu werben. So wurde auf dem Düsseldorfer Filmball im Frühjahr 1953 nach einem Werbeauspruch *der Schönsten der Schönen das Schönste vom Schönen: eine Vespa überreicht*. Die dama-

lige Gewinnerin des Motorrollers war die neue Miß Germany, Frau Barnewald aus Frankfurt/Main. Dieser gelungene Werbeeinfall wurde drei Jahre später von den NSU-Werken übernommen, die nun ihrerseits bei allen Mißwahlen in Deutschland die Siegerinnen mit der inzwischen neuen Generation der motorisierten Zweiräder, dem Moped-Modell *NSU Quickly*, beschenkte. Unter diesen Damen befand sich auch die spätere Miß World des Jahres 1956 und danach aus Funk und Fernsehen bekannte Petra Schürmann.

Da das öffentliche Interesse am nationalen Motorradsport deutlich gesunken war, nahmen die Werksfahrer mit ihren Maschinen überwiegend nur noch an regionalen Veranstaltungen teil. In diesem Jahr fand erstmals auch die vom ADAC ausgerichtete, 2.000 Kilometer lange Deutschlandfahrt, das Großereignis des Motorsports, nicht statt. So wurde die *Gouverneur*, deren offizielle Markteinführung erst vierzehn Tage später auf der Frankfurter Motorradmesse erfolgen sollte, erstmals bei der Orientierungsfahrt *Ronk öm de platte Dume* des Motorsport-Clubs Dumeklemmer Ratingen Anfang Oktober 1953 eingesetzt. Die Strecke mit ihren zahlreichen Sonderprüfungen in den Sandbergen führte über etwa 150 km rund um Ratingen mit Start und Ziel am Ostbahnhof. In diesem Rennen fuhr der siegreiche Hermann Lammers das Motorrad mit einer roten Zulassungsnummer unter Protest der Konkurrenz ins Ziel. Aufgrund des

Einspruches durften im Jahr danach nur noch ordnungsgemäß zugelassene Motorräder an der Veranstaltung teilnehmen.

Die anfänglich im Moto-Cross-Sport errungenen Erfolge der Werksfahrer konnten nun auch nicht mehr fortgeführt werden, da die *Puch*-Motorräder aus dem Nachbarland Österreich der Konkurrenz an Motorkraft und Schnelligkeit überlegen waren. Selbst die Mitglieder der ortsansässigen Motorradklubs wie des MSC Lintorf stiegen vermehrt auf diese ausländischen Markenfabrikate um, so daß allein nur noch mit Erfolgen auf den bekanntesten europäischen Rennstrecken für die Hoffmann-Motorradwerke geworben werden konnte. Mit der Entwicklung einer Rennmaschine, die auf der Basis der *Gouverneur* mit einem Königswellen-Motor - dem zu jener Zeit höchsten Stand der Renntechnik - ausgerüstet war, sollte der Durchbruch gelingen. Die Unternehmung mußte jedoch frühzeitig nicht zuletzt auch infolge fehlender Geldmittel für die Rennabteilung - der Konkurs der Bad Godesberger *Imperia*-Werke vor dem Zweiten Weltkrieg diente den Verantwortlichen hier als mahnendes Beispiel - wieder eingestellt werden.

Mit einer zunehmenden Wirtschaftsbelebung stellte sich nun auch immer mehr *das Bewußtsein nach Lebensstandard* ein (vgl. auch nachfolgend: Gerhard Kilger, Wege in die Massenmotorisierung, in: Räder, Autos und



Bei der vom MSC „Dumeklemmer“ durchgeführten Orientierungsfahrt „Ronk öm de platte Dume“ im Oktober 1953 siegte Hermann Lammers auf einer Hoffmann „Gouverneur“. Start und Ziel war der Ostbahnhof

Traktoren. Erfindungen aus Mannheim. Wegbereiter der mobilen Gesellschaft. 1986, S.175ff.). Das *Wirtschaftswunder der konservativen Adenauer-Republik* war im Jahre 1954 für den einzelnen wie auch die Gesamtheit der Bevölkerung deutlich spürbar. Die Motorradfirmen jedoch hatten nach ihrem Erfolg in den Jahren des nationalen Wiederaufbaus nun keinen Anteil mehr an dem weiteren wirtschaftlichen Aufschwung. *Die mobile Gesellschaft wandte sich im Wirtschaftswunder völlig von ihnen ab.* So hatte allein nur noch das Moped seinen Stellenwert als *kleine Freiheit der Halbstarke* behalten. Das Motorrad hingegen wurde immer mehr zum *unverkäuflichen Ladenhüter*. Die Wege zu einem weiteren mobilen Fortschritt führten nun hin zu preiswerten Kleinwagen wie dem *Lloyd* mit seiner kunstlederüberzogenen Sperrholzkarosserie, dem *Messerschmitt-Kabinenroller*, der *BMW-Isetta*, dem *Fulda-Mobil* oder dem *Volkswagen*. So wurden im Jahr 1954 von dem *Volkswagenmodell Käfer* - er ging erstmals 1948 mit einer Serie von über 8.000 Einheiten in die Produktion - bereits über 420.000 Stück gefertigt.

Von dieser Entwicklung blieben auch die Hoffmann-Werke nicht verschont. Nur noch annähernd 950 *Vespen* - einer der Väter des legendären Motorrollers, Enrico Piaggio, hatte den Prototyp bei einer Besichtigung aufgrund der Ähnlichkeit mit dem Insekt Wespe (italienisch: vespa) verglichen - verliehen nach dem Verlust der Motorradproduktion monatlich die Montagebänder. Als auch dieses für Jakob Oswald Hoffmann zentrale Segment seiner industriellen Produktion einbrach, konnten die bereits entstandenen wie auch weiterhin entstehenden finanziellen Verluste kaum noch aufgefangen werden. Allein im Bereich der Fahrradfertigung wurde aufgrund einer gesicherten Auftragslage mit Gewinn produziert. So wurden noch Ende Mai 1954 25.000 Räder wasserdicht verpackt, in Eisenbahnwaggons verladen und auf dem Seeweg in die Vereinigten Staaten ausgeführt (*Rheinische Post*, 27. 5. 1954).

In dieser für das Unternehmen schwierigen wirtschaftlichen Ausgangslage beauftragte Hoffmann seinen Versuchsleiter Hans Röger, einen Kleinwagen zu entwickeln. Das Projekt wurde solange vorangetrieben, bis ein Bild des neuen italienischen *Iso-Isetta* Kabinenrollers in den Zeitungen erschien. Nachdem die kurzfristig aufgenommenen Verhandlungen mit den Mailänder *Iso*-Werken über den Lizenzbau ihres Kleinwagens gescheitert und die Patent- oder Schutzrechte Dritter nach einer rechtlichen Prüfung der von Hoffmann beauftragten Anwälte, Dr. Roesen, Cüpper und Marsch, bis zum 18. Mai 1954 nicht verletzt waren, wurde bereits am 2. Juni die neue *Hoffmann-Kabine* als Eigenentwicklung der Öffentlichkeit vorgestellt und von der überraschten Fachwelt bestaunt. Aus einer techni-



Der Hoffmann-Kabinenroller  
(Vorder- und Rückansicht)

schen Zeichnung war innerhalb eines Zeitraumes von vierzehn Tagen ein serienreifer Personenwagen erwachsen.

Die Journalisten waren nach der Neuvorstellung des Kleinwagens zunächst weitverbreitet der Ansicht, daß es sich bei der *Hoffmann-Kabine* um einen *autorisierten Neubau des italienischen Kleinwagens handele, weil ihnen die Lizenz der Isetta zur Verfü-*

*gung steht* (Werner Oswald, *Das Eis ist gebrochen - Kommt nun eine Flut von Kabinenfahrzeugen?*, in: *ADAC-Motorwelt*, Heft 16, 7. 8. 1954, o. S.). Nur eine Zeitung schrieb: *Die Hoffmann-Kabine stellt konstruktiv eine absolute Neukonstruktion dar* (*Die Motorwelt*, 1954, S.614ff.). Auch in internationalen Medien wurde auf die Lintorfer Neuentwicklung eines *small, smart economy car* hingewiesen und Jakob Oswald Hoffmann in diesem Zusammenhang als *one of the foremost manufacturers of Germany's booming Ruhr* bezeichnet (*German Motorcycle Maker brings out small, smart economy car*, in: *Motor Critic*, Fol. III Nr. 2, September 1954, S. 51ff.). Für ein anderes amerikanisches Magazin war Hoffmann *a typical new 'capitalist' of Düsseldorf* und man verglich diesen *Wirtschaftswunder-Exponenten* aus Lintorf bereits mit Jost Henkel und Alfred Krupp von Bohlen und Halbach (*Kubisch*, S.66).

Bei dem Minicar handelte es sich um ein vierrädriges Fahrzeug, ein *Mittelding zwischen Motorroller und Kleinwagen*, das mit dem 250-ccm-Boxermotor der Gouverneur mit Gebläsekühlung und Kardanantrieb ausgerüstet war. Die *Höchstgeschwindigkeit betrug 85 km/h, der Kraftstoffverbrauch 3,8 l. auf 100 km, der Preis etwa 2.900 DM* (*Aus Industrie und Wirtschaft*, in: *ADAC-Motorwelt*, 7.Jg., 1954, Heft 8, o.S.). Während die Vorbereitungen für die Fertigung einer Nullserie von 40 Fahrzeugen liefen, konnte man über die Versuchsfahrten lesen: *Ein seltsames Gefährt jagt zur Zeit über die Straßen des Angerlandes. Nur der Eingeweihte kann an diesem Fahrzeug erkennen, daß es sich um die neue Hoffmann-Kabine handelt. Ein Wagen, dem auf der Versuchsfahrt noch die elegante Karosserie fehlt. Geschwindigkeit und Wendigkeit dieses Vierradfahrzeuges..... sind erstaunlich* (*Rheinische Post*, 8. 9. 1954).

Noch bevor die für September 1954 geplante Serienfertigung des nun auf den Markt kommenden Kleinwagens auf einer neuen Produktionsstraße, für die die *Deutsche Bank* eine Kreditsumme

von 500.000.- DM in Aussicht gestellt hatte, beginnen konnte, wurde dem Lintorfer Unternehmer eine einstweilige Verfügung des Mailänder Iso-Konzerns und - für Hoffmann überraschend - der *Bayerischen Motoren-Werke (BMW)* zugestellt (vgl. hierzu: **Hanns Peter Rosellen, Deutsche Kleinwagen nach 1945...geliebt, gelobt und unvergessen, 1977, S.100ff.**). Zum 17. September 1954 erreichte ihn zusätzlich noch die Kündigung des bis 31. 12. 1959 befristeten Vertrages über den Bau des *Vespa*-Rollers der italienischen Mutterfirma *Piaggio*. Da die Italiener über die seit Mitte 1953 anhaltenden Lizenzstreitigkeiten verärgert waren und auf Vertragsbruch erkannt hatten, verloren die Hoffmann-Werke ihren einträglichsten Produktionsbereich. Eine gegen die Kündigung eingereichte Klage beim Landgericht Düsseldorf mit dem Aktenzeichen 4-0-4/54 wurde ohne Ergebnis niedergeschlagen (**Kubisch, S.69**). Nach 44.000 Einheiten hatte die *Vespa*-Produktion in Lintorf ihr Ende gefunden (**Rainer Lintelmann, Die Roller und Kleinwagen der Wirtschaftswunderzeit, 1986, S.91**).

Gegen die gerichtliche Verfügung legte Jakob Oswald Hoffmann - erneut gestärkt durch die Ansichten der Anwälte - Widerspruch ein und stellte danach seinen vierrädrigen Kabinenroller auf dem Pariser Autosalon im Oktober 1954 einem internationalen Publikum mit großem Erfolg vor. Die *Bayerischen Motoren-Werke* - sie hatten erst am 24. Oktober 1954 die Lizenz zum Bau der *Isetta* von den *Iso*-Werken erworben (**BMW-Archiv, Bericht zum Produktionsprogramm 1957 vom 24. 10. 1956 und Schreiben der ISO-Werke vom 24. 3. 1959**) - erhoben nun gemeinsam mit der Mailänder Lizenzgeberin Anfang November Klage beim Landgericht München gegen das Lintorfer Unternehmen mit dem Vorwurf, die *Hoffmann-Kabine* sei ein Plagiat der *Iso-Isetta* und ihr Nachbau habe zu unterbleiben (**Werner Oswald, Vom Prozeß BMW gegen Hoffmann, in: Das Auto. Motor und Sport, 1954, Heft 26, S.21**). Anhand von Detailfotos, die auch in einer Motorzeitschrift abgebildet waren, konnte

später gezeigt werden, daß die Ähnlichkeit fast aller konstruktiven Lösungen nicht allein nur Zufall sein konnte, und es wurde die nicht unbegründete Vermutung geäußert, daß hierzu eine Original-*Isetta* im Lintorfer Werk als Vorlage gedient habe (**Werner Oswald, Hoffmann-Prozesse rollen an, in: Das Auto. Motor und Sport, 1954, Heft 24, S.14f.**). Bekannt war das Unternehmen aus Lintorf den *Bayerischen Motor-Werken* bereits schon 1950. In einem internen Bericht über den Besuch der Frankfurter Messe vom 24. März vermerkten Angestellte der Konstruktions- und Rechtsabteilung die Verletzung ihres Schutzrechtes B 178 363 durch die Hoffmann-Werke (**BMW-Archiv, Bericht vom 24. 3. 1950**). Eine von Hoffmann verwandte Hinterradfederung wurde nach Auskunft am Messestand als eine eigene Konstruktion ausgegeben.

Bereits Mitte Oktober jedoch hatte sich Hoffmann - nicht zuletzt veranlaßt durch einen nach seiner Meinung einseitigen Artikel in einer Fachzeitschrift (**Werner Oswald, BMW baut die Isetta! Baut Hoffmann die Kabine?, in: Das Auto. Motor und Sport, 1954, Heft 21, S.18f.**) - auf anwaltlichen Rat hin mit einer negativen Feststellungsklage gegen die beiden Konzerne gewandt (**Oswald, Heft 24, S.15**). Mit dieser Klage sollte allein im Interesse von Hoffmann festgestellt werden, daß die Herstellung seines Kabinen-Rollers gegen keine fremden Rechte verstößt.

In der Folge der gerichtlichen Auseinandersetzung um das in der italienischen Fachpresse genannte *Plagio dell'Isetta*, die am 7. Dezember begann und sich bis in das Jahr 1955 hinzog, sperrte zunächst die *Deutsche Bank* als



Besetzung der Hoffmann-Werke durch die Belegschaft am 9. 12. 1954

Hausbank der *Bayerischen Motoren-Werke* den zugesagten Kredit (Rosellen, S.105). Da die *Hoffmann-Werke der Rheinisch-Westfälischen Bank AG in Düsseldorf* - sie war eine *Nachfolgebank der dezentralisierten Deutschen Bank* und von 1957 an wieder offiziell mit ihr verschmolzen (Lothar Gall u.a., *Die Deutsche Bank 1870-1995*, 1995, S.417 u. 431) - *ohne dies 4,5 Millionen Mark schuldeten, Verbindlichkeiten in etwa gleicher Höhe bei diversen Zulieferern bestanden* und die Vertragsauflösung mit dem italienischen Hersteller *Piaggio* ohne Kenntnis der Banken bereits Wirklichkeit geworden war, konnte ein Zusammenbruch des Unternehmens nicht mehr verhindert werden (Kubisch, S.68). Ohne weitere finanzielle Unterstützung der Banken mußte Jakob Oswald Hoffmann am 25. November 1954 den Vergleich anmelden. Für den Direktor der Hoffmann'schen Hausbank in Düsseldorf, Walter Karklinat, war es *der größte und häßlichste Zusammenbruch, den ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe* (Der Spiegel, S.9). Das Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses wurde schließlich am 25. Januar 1955 gegen das Lintorfer Unternehmen eröffnet (Amtsgericht Ratingen, Handelsregister, a.a.O.).

Für Hoffmann waren in erster Linie die Banken und der Motorrollerhersteller *Piaggio*, aber auch der verregnete Sommer 1954 verantwortlich. Da kurz darauf die Gründung einer Auffanggesellschaft scheiterte, wurde am 9. Dezember den noch verbliebenen 358 Arbeitern unter Sitzprotest und anschließender Besetzung des Betriebes mit einer geringen Abschlagszahlung gekündigt (Rheinische Post, 11.12.1954). Durch die Stilllegung des Betriebes war nicht nur für viele Lintorfer Bürger, sondern auch für viele Kleinhandwerker, Zulieferer und öffentliche Träger eine finanzielle Notlage entstanden, die von nun an vielfach durch Eintragung einer Sicherheitshypothek beim zuständigen Amtsgericht Ratingen angemeldet wurde. Zu den Anmeldungen gehörten nicht nur die rückständigen Gesamtsozialversicherungs-

beiträge der Allgemeinen Ortskrankenkasse Ratingen (AOK) und die Gewerbeertragssteuerschuld der Amtskasse Angerland, sondern auch die fehlenden Einkommenssteuer-, Umsatzsteuer- und Vermögenssteuerbeträge der Jahre 1945 bis Januar 1955 in Höhe von mehr als 1,5 Mio. DM des Finanzamtes Düsseldorf-Mettmann (Amtsgericht Ratingen, Grundbuch/Lintorf, a.a.O.). Der Kampf um den Erhalt ihrer Arbeitsplätze, die Vermittlung der vielfach gut ausgebildeten Facharbeiter durch das Arbeitsamt in andere Betriebe rund um Ratingen und die Betriebsversammlungen ohne Feuer und Licht - so hatten die Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke wegen noch ausstehender Zahlungen die Stromversorgung eingestellt - , aber auch die Verteilung einer Butterspende an betroffene Familien durch die Kirchengemeinden und die Zahlung eines Überbrückungsgeldes an arbeitslose *Hoffmänner* aus der Gemeindekasse bestimmten für eine Zeit das Leben im vorweihnachtlichen Lintorf (Rheinische Post, 16. 12. 1954; 22. 12. 1954; 24. 12. 1954).

Das Kapitel der *Vespa*-Motorroller in Deutschland war jedoch nicht mit dem vorläufigen Zusammenbruch der Hoffmann-Werke beendet. Anfängliche Hoffnungen vieler Lintorfer, die bis zuletzt geglaubt hatten, die *Vespa*-Produktion doch noch fortführen zu können, zerschlugen sich endgültig am 18. Januar 1955 mit der Übernahme einer bundesweiten Produktion durch die *Vespa-Messerschmitt GmbH* in Augsburg. Die Zuversicht auf eine bessere Zukunft jedoch keimte auf, als eine Gruppe von ausgewählten Facharbeitern im Auftrag des Düsseldorfer Vergleichsverwalters Paul Wickern begann, Vorräte aufzuarbeiten, die Fertigung der Fahrräder, der Motorroller wie auch der Motorräder langsam wieder aufzunehmen und auch zweihundert Fahrräder für den Versand in die Vereinigten Staaten vorzubereiten. Schließlich wandte man sich Anfang Februar in einem Rundschreiben unter Hinweis auf eventuelle zusätzliche Schadensersatzforderungen seitens der Materialzulieferer an

alle Hoffmann-Kunden und teilte mit, daß das Werk noch immer in der Lage sei, seine Produktion durchzuführen und seiner bestehenden Auftragsverpflichtung nachzukommen, um so eine Befriedigung der anstehenden Ansprüche möglich zu machen (Rheinische Post, 10.2.1955).

Am 19. März kam es zur ersten, von Landgerichtsrat Dr. Graf geleiteten und später aufgrund noch zu klärender Vorfragen vertagten Liquidationsverhandlung vor dem Amtsgericht Ratingen (Rheinische Post, 21.3.1955). In der Folgeverhandlung vom 18. und 19. April stimmten viele der stimmberechtigten Gläubiger dem erarbeiteten Vergleich zu, der *auf der gesetzlich geforderten Mindestabfindung von 35% der Schuldsumme* basierte, die betroffenen Händler jedoch mit *70% ihrer berechtigten Forderung* befriedigen und die *kleinen Gläubiger voll* entschädigen sollte (Rheinische Post, 18.4.1955; 27.4.1955).

Die Summe der Forderungen aller Vergleichsgläubiger betrug 12.869.603,63 DM (Rheinische Post, 27.4.1955).

Unabhängig vom Verlauf des Vergleichsverfahrens wurde auch die schließlich erfolgreiche Plagiatsklage der *Bayerischen Motoren-Werke* und italienischen *Iso-Werke* bis zum Abschluß der von Jakob Oswald Hoffmann angestrebten Revisionsverhandlungen im Herbst 1956 weitergeführt. Hier einigten sich die streitbaren Parteien in einem Vergleich, da es die *Hoffmann-Kabine* - von ihr sollen 113 Einheiten gebaut worden sein (G.N.Georgano, *The complete Encyclopedia of Motorcars 1885 to the Present*, 1990, S.308) - zwischenzeitlich nicht mehr gab, das Moto-Coupé *BMW-Isetta* hingegen einen erfolgreichen Aufschwung seit seiner Markteinführung im April 1955 genommen hatte (Rosellen, S.106).

In der Zwischenzeit war über das Vermögen des Lintorfer Unternehmers durch einen Beschluß des Amtsgerichtes Ratingen am 4. Mai 1956 das bis zum Mai 1959 andauernde Konkurs- und Anschlußkonkursverfahren eröffnet und das *laufende Vergleichs-*

# Vergleich bei Hoffmann

## Zustimmung des Amtsgerichts Ratingen — Endlich Entscheidung

**RATINGEN/LINTORF.** In dem Vergleichsverfahren über das Vermögen des Fabrikanten J. O. Hoffmann, alleiniger Inhaber der Firma Hoffmann-Werke in Lintorf, ist unter dem 25. April der nachstehende entscheidende Beschluß des Amtsgerichts Ratingen ergangen:

1. Der in dem Vergleichstermin vom 18. und 19. April 1955 angenommene Vergleich wird bestätigt.

2. Das Verfahren wird nicht aufgehoben.

Die RP hatte schon in ihrem Bericht vom 19. April keinen Zweifel darüber gelassen, daß es mit größter Wahrscheinlichkeit zu dieser Entscheidung kommen würde. Der Vergleich basiert auf der gesetzlich geforderten Mindestabfindung von 35 Prozent der Schuldsomme. Hinzu kommt der Zusatz, daß die betroffenen Händler 70 Prozent ihrer berechtigten Forderungen abgedeckt bekommen. Die kleinen Gläubiger werden voll entschädigt.

In seiner Begründung führt Landgerichtsrat Graf u. a. aus, daß die Mehrheit der im Termin anwesenden stimmberechtigten Gläubiger unter Einrechnung der schriftlich zustimmenden dem Vergleich zustimmte und daß die Gesamtsumme der Forderungen der zustimmenden Gläubiger mindestens vier Fünftelle der Forderungen der stimmberechtigten Gläubiger betrug. Diese Voraussetzungen sind erfüllt, da dem Vergleich 568 Gläubiger zuge-

stimmt haben und die Forderungen dieser Gläubiger zusammen 11 892 441,58 DM betragen, während sich die Gesamtzahl der im Termin anwesenden stimmberechtigten Gläubiger auf 570 und die Gesamtsumme der Forderungen aller Vergleichsgläubiger auf 12 869 603,63 DM beläuft. Auch die Voraussetzungen zur Annahme des Zusatzvergleichsvorschlages des Schuldners vom 25. März 1955 waren gegeben, da dem Zusatzvorschlag 137 Gläubiger zugestimmt haben und die Forderungen dieser Gläubiger zusammen 10 530 775,27 DM betragen, während sich die Gesamtzahl der stimmberechtigten Gläubiger auf 140 und die Gesamtsumme der Forderungen auf 12 435 061,71 DM beläuft. Der Schuldner, der Vergleichsverwalter und der Gläubigerbeirat sind vom Gericht gehört worden. Das Verfahren war im Interesse und mit Einverständnis aller Beteiligten nicht aufzuheben.

Der Vergleich ist nicht zuletzt durch den von den Gläubigern bekundeten Optimismus in bezug auf die Auswirkung zustande gekommen. Jetzt gilt es, die Probe aufs Exempel zu machen. Am Erfolg — und es bestehen keine ernsthaften Bedenken, daran zu zweifeln — sind nicht nur die direkt beteiligten Gläubiger interessiert. Der Vergleich der Hoffmann-Werke interessiert auch sehr das Amt Angerland, die Gemeinde Lintorf und darüber hinaus die Werkstätten und die Wirtschaft im Angerland.

Bericht der Rheinischen Post vom 27. April 1955

verfahren eingestellt worden (Amtsgericht Ratingen, Handelsregister, a.a.O.). Im Rahmen des Anschlußverfahrens tagte erneut die Gläubigerversammlung der Hoffmann-Werke am 20. Dezember 1956, um über die Fortführung des Verfahrens oder die Einstellung des Betriebes zu entscheiden (vgl. auch nachfolgend: Rheinische Post, 21.12.1956). Bei einer noch ausstehenden Gesamtforderung der Gläubiger in Höhe von 7 Mio. DM und der in Aussicht gestellten Großaufträge wurde zunächst eine Fortführung der betrieblichen Produktion beschlossen. Bedenken äußerte nur die Deutsche Bank, ohne jedoch gegen das Mehrheitsvotum der Gläubiger stimmen zu wollen. Allein dagegen stimmten die Reifenfirma Englebert und die Gemeinde Lintorf, da ihr durch das Ausbleiben der Grund- und Gewerbesteuer in Höhe von 101.000.- DM für den ersten Bauabschnitt der Kanalisation in der Dickelsbachgemeinde die notwendigen, bereits verplanten Haushaltsmittel fehlten.

Und dennoch kam es am 25. Juli 1957 zum Zwangsvergleich, der durch rechtskräftigen Beschluß vom 2. August 1957 bestätigt wurde (vgl. auch nachfolgend: Amtsgericht Ratingen, Grund-

buch/Lintorf, a.a.O.). Noch im gleichen Jahr wurden Teile des Betriebsgeländes der Hoffmann-Werke am Breitscheider Weg 115-117 an die Maschinenfabrik Peter Pfenningsberg GmbH in Düsseldorf verkauft, wodurch wohl eine Zwangsversteigerung abgewendet werden konnte. Nach abschließenden Angaben des Produktionsleiters Hermann Portmann wurden in der Liquidationsphase der Hoffmann-Werke noch einmal 2.000 Vespa und 1.800 Motorräder montiert (Jens Kron, Hoffmann's gesammelte Verfehlungen, in: Motorklassik, 1987, Heft 2, S. 38ff). Die Produktion der Hoffmann'schen Zweiräder in Lintorf war damit beendet.

Mit der kurz danach anschließenden Umstellung auf andere Industriegüter und deren Produktion begann eine neue Phase im unternehmerischen Leben des Lintorfer Kaufmannes. Als Zulieferer für die Automobilindustrie arbeitete das neue Unternehmen wieder mit Erfolg. Zu Beginn der 1960er Jahre führte die Firma erstmals auch wieder Rüstungsaufträge aus. In dem Betrieb, wo annähernd wieder einhundert Mitarbeiter beschäftigt waren, wurden fortan Munitionskisten, Übungsmunition und Kartuschen gefertigt.

Jakob Oswald Hoffmann verstarb nach einer schweren Krankheit am 22. Februar 1971 im Alter von 74 Jahren. Bereits am 30. März 1971 wurde die Firma in eine GmbH umgewandelt und von seiner Frau Margret Hoffmann als Hauptgesellschafterin weitergeführt (vgl. auch nachfolgend: Amtsgericht Ratingen, Handelsregister - Registerakten Nr. 205). Gegenstand des Unternehmens war die Herstellung und der Vertrieb von Metallwaren jeder Art, insbesondere die Fortführung der unter der Firma Jakob Oswald Hoffmann in Lintorf betriebenen Geschäfte. Vom 1. Januar 1974 bis zum 1. Dezember 1988 wurde die Nürnberger Diehl KG Alleingesellschafterin der Hoffmann Werke Jakob Oswald Hoffmann, Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Fortgeführt wurde das wirtschaftlich erfolgreiche Unternehmen von einer Tochtergesellschaft des Konzerns, der Diehl GmbH in Flensburg. Der Gesamtkonzern war überwiegend in der Rüstung tätig und führte Aufträge für die Bundeswehr aus.

Mit der weltweiten Abrüstungswelle vollzog sich ein Rückgang der Rüstungsaufträge und ein erneuter wirtschaftlicher Niedergang der Hoffmann Werke begann. Schon 1990 schrieb die Firma wieder rote Zahlen, so daß das Unternehmen nach einer kurzfristigen Umstellung auf Zulieferartikel für die Automobilindustrie zur Jahresmitte 1991 die weitere Produktion unter großem Protest der Belegschaft wie auch der Arbeitnehmervertreter einstellte und das Lintorfer Werk nach der Räumung der Werkshallen schloß. Nach fünfundsiebenzig Jahren war die wechselvolle Geschichte der ehemaligen Solinger Fahrradfabrik und späteren Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann beendet.

Nach Jahren des äußeren Verfalls der verlassenen Gebäude und Werkshallen - wucherndes Unkraut und eingeschlagene Scheiben boten ein trauriges Bild - stellte das Denkmalamt der Stadt Ratingen auf der Grundlage einer gutachterlichen Stellungnahme des zuständigen Rheinischen Amtes für Denkmalpflege vom 12. Juli 1994 einige Gebäudeteile der Wittener Gründungsfirma

A. Bredt & Co und des späteren Eigentümers *Hoffmann-Werke Jakob Oswald Hoffmann* am Breitscheider Weg 115-117 unter Schutz, (vgl. auch nachfolgend: Stadt Ratingen/Bauordnungsamt - 63.2., Öffentliche Beschlußvorlage betr. Eintragung des Objektes Breitscheider Weg in die Denkmalliste der Stadt Ratingen, Nr. 74/1995 S.1ff.). Die zunächst nur vorläufige Unterschutzstellung vom 20. Januar 1995 wurde mit Wirkung der endgültigen Unterschutzstellung vom 30. Juni 1995 aufgehoben und die Gebäude in die Denkmalliste der Stadt eingetragen. Diese von Jakob Oswald Hoffmann im Jahre 1945 durch Kauf erworbenen Gebäude dokumentieren in sehr eindrucksvoller Weise die Epoche des wirtschaftlichen, durch den Bau der Düsseldorf-Mülheimer Eisenbahn im Jahre 1874 begünstigten Aufschwunges in der ehemals selbständigen Gemeinde Lintorf gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit entwickelte sich hier eine zweite Industrialisierungswelle, die neben dem Walzwerk auch weitere Firmengründungen wie die Tonwerke Christinenburg und Adler, das Kleineisenwerk Meisenhaus wie auch das Holzsägewerk



Am 30. Juni 1995 wurden Teile der ehemaligen Hoffmann-Werke unter Denkmalschutz gestellt. Der jetzige Besitzer ließ die Gebäude sorgfältig restaurieren

*Heinrich Kaiser* nach sich zog und schließlich zum *Anstieg der Bevölkerung* und zur *städtebaulichen Erweiterung der Siedlung Lintorf* führte.

Mit dem Kauf des Betriebsgeländes von der Nürnberger *Diehl KG* am 19. Dezember 1994 und der nachfolgenden denkmalgerechten Erhaltung der unter Schutz gestellten Gebäudeteile durch den neuen Eigentümer beginnt ein neues Kapitel Ratingen-Lintorfer Gewerbe - und Industriegeschich-

te. Nach annähernd fünfzig Jahren läßt sich erneut eine Solinger Firma, die *Paass Spedition GmbH*, auf dem Gelände am Breitscheider Weg nieder. Keine Metallwaren, auch keine Fahrräder und Motorräder, sondern Zeitschriften - hier druckfrisch gelagert und für den Versand in die Städte von Nordrhein-Westfalen verpackt - verlassen nun das Lintorfer Gelände.

Thomas von der Bey  
Klaus Thelen

A K G	NOKIA	TELEFUNKEN	ONKYO	PANASONIC	PIONEER	SABA	S H A R P						
	<h2>Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!</h2> <ul style="list-style-type: none"> <li>● Verkauf von Geräten aller Art</li> <li>● Montage von Sat-Anlagen</li> <li>● Reparaturen von Geräten aller Art</li> <li>● Montage von Kabelanlagen</li> <li>● D1, D2 und E-Plus Telekommunikation</li> </ul>												
	<h3>SP VAN DER HEYDEN + PFÄHR</h3> <p>Radio- und Fernsehtechnikermeisterbetrieb</p> <p>Speestraße 5 · Lintorf</p> <p>Telefon: Verkauf 0 2102 / 3 52 87 – Werkstatt 0 2102 / 3 72 03</p> <p>Fax: 0 2102 / 3 39 33</p>												
	M E T Z	<table border="1"> <tr> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">TECHNICS</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">AKAI</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">JVC</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">BOSE</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">CANTON</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">VIVANCO</td> </tr> </table>							TECHNICS	AKAI	JVC	BOSE	CANTON
TECHNICS		AKAI	JVC	BOSE	CANTON	VIVANCO							
T D K	<table border="1"> <tr> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">TECHNICS</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">AKAI</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">JVC</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">BOSE</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">CANTON</td> <td style="background-color: black; color: white; text-align: center;">VIVANCO</td> </tr> </table>						TECHNICS	AKAI	JVC	BOSE	CANTON	VIVANCO	L O E W E
	TECHNICS	AKAI	JVC	BOSE	CANTON	VIVANCO							

# Mit der „Wespe“ in die weite Welt

## Vespa-Club Lintorf „Die Sandhasen“

Ihre Verehrer schwärmten von ihren wohlproportionierten Rundungen, ihrer Eleganz und ihrer Dynamik. Andere sahen in ihr ein praktisches Fortbewegungsmittel:

Vor 50 Jahren, im Frühjahr 1946, wurden in Italien bei der Flugzeugfirma Piaggio die ersten Exemplare der legendären „Vespa“ gebaut. Sie wurde das Verkehrsmittel der 50er Jahre, als man sich ein Auto noch nicht leisten konnte. Sie war pflegeleicht, anspruchslos und doch ein flotter Flitzer. Brautpaare fuhren mit ihr zur Kirche, und als dann Audrey Hepburn und Gregory Peck in dem 1952 gedrehten Film „Ein Herz und eine Krone“ auf einer „Vespa“ zu zweit durch Rom kurvten, wurde sie in der ganzen Welt bekannt. Vespa-Clubs schossen allerorten aus der Erde, erst im Mutterland Italien, später auch in Deutschland, nachdem die Hoffmann-Werke in Lintorf die Exklusiv-Lizenz zum Bau der „Vespa“ in der britischen Besatzungszone erworben hatten.

Auch die Lintorfer Vespa-Begeisterten wollten nicht zurückstehen. Am 24. Mai 1958 gründeten sie in der Gaststätte Holtschneider den Vespa-Club Lintorf „Die Sandhasen“. Gründungsmitglieder waren: Friedhelm Rosendahl, Siegfried Emde, Karl-Heinz Ickelrath, Siegfried und Wolfgang Butenberg, Willi Füsgen, Robert Schwarz, Heinz Grobusch, Paul Welk, Heribert Kohlenbeck, Günther Hümbs und Hans Holtschneider. Robert Schwarz wurde zum Vorsitzenden des neuen Clubs gewählt, für die Finanzen hatte Friedhelm Rosendahl zu sorgen, und das Amt des Schriftführers übernahm Heinz Grobusch. Die von der Gründungsversammlung beschlossene Satzung war kurz und bündig:

### Zweck der Gründung:

Gemeinsame Ausfahrten und Teilnahme an Vespa-Veranstaltungen.

### Bestimmungen des Clubs:

1) Der monatliche Beitrag wird auf eine Mark festgesetzt.

2) Die Kosten der Club-Bänder müssen von jedem Mitglied selbst getragen werden.

3) Fehlt ein Mitglied dreimal unentschuldigt auf der Club-Versammlung, so kann er ausgeschlossen werden.

4) Bei Austritt aus dem Club darf das Club-Band nicht mehr am Roller geführt werden.

5) Jedes Mitglied verpflichtet sich, beim Führen des Club-Bandes äußerst diszipliniert zu fahren.

Niemals hat der Vespa-Club Lintorf an einem Rennen teilgenommen. Man wollte kein Raser sein, sondern zeigen, daß man sein Fahrzeug beherrschte, daß man Geschick und Ausdauer besaß. So beteiligten sich die „Sandhasen“ vornehmlich an Ziel- und Orientierungsfahrten, bei denen es auf die Zuverlässigkeit von Fahrer und Maschine ankam, an Geschicklichkeits-Prüfungen, bei denen es galt, einen Parcours mit mancherlei Hindernissen zu meistern, oder man fuhr zu Freundschaftstreffen begeisterter Vespa-Freunde in ganz Deutschland oder gar im benachbarten Ausland. Breda, Hengelo und Sittard in den Niederlanden, Huy in Belgien, Reims und Grenoble in Frankreich, ja sogar Salzburg in Österreich und Ancona in Italien waren Ziele, bei denen die eingesetzten Fahrer nicht selten mehrere Tausend Kilometer zurücklegen mußten. Von Dauerregen, Reifenpannen oder nötigen kleineren Reparaturen unterwegs ließ man sich nicht abschrecken. Alle Fahrer waren froh, mit Gleichgesinnten Erfahrungen austauschen zu können, sie waren stolz, wenn sie es wieder einmal „geschafft“ hatten.

Schriftführer Heinz Grobusch, Teilnehmer an der „Eurovespa“ vom 30. Mai bis 2. Juni 1961 in Salzburg, schrieb nach der Rückkehr ins Protokollbuch: „So vergingen die sonnigen Tage in Salzburg wie im Fluge. Um einige geschlossene Freundschaften reicher kehrten die meisten Vespi- sten in ihr Land zurück.“



Fuchsjagd 1959: Nachbesprechung im Vereinslokal. Sitzend Vorsitzender Günther Hümbs (Mitte) und Heinz Honnen (rechts). Dahinter (von links nach rechts) Herbert Kohlenbeck, Heinz Grobusch (Sieger der Fuchsjagd), Manfred Becker (Fuchs), Friedhelm Rosendahl und Paul Welk



An der „Eurovespa“ in Salzburg nahmen 800 Fahrer aus 14 Nationen teil. Die „Sandhasen“ waren durch Heinz Grobusch vertreten

Schon im August 1958 nahmen einige Clubmitglieder an einer ausgedehnten Zielfahrt teil und belegten mehrere zweite Plätze. Bei der ersten Jahreshauptversammlung im Januar 1959 konnte der neue Vorsitzende Günther Hümbts auf eine Reihe weiterer guter Plazierungen verweisen. Im Jahr darauf wurde die Vitrine im Vereinslokal Holtschneider schon mit einer stattlichen Anzahl von Pokalen, Krügen, Silberbechern und Silberschalen bestückt. Die Vereinswirtin Maria Becker stiftete eigens einen Pokal für die fünf Fahrer mit der größten Jahreskilometerleistung.

Auch die Geselligkeit kam nicht zu kurz. Nachdem einige Damen Mitglieder des Clubs geworden waren, erfreuten sich die Club-Abende im Vereinslokal immer größerer Beliebtheit. Weihnachtsfeiern, Kegeltouren, Gründungs-



Am 1. Mai 1960 war der Lintorfer VC zum ersten Mal Veranstalter einer Ziel- und Gleichmäßigkeitssfahrt, an der viele Fahrer aus NRW und dem benachbarten Ausland teilnahmen. Rechts Vorsitzender Günther Hümbts als Ordner am Start

feste und die jährliche Fuchsjagd förderten den Zusammenhalt unter den „Sandhasen“ nachhaltig und sorgten für Frohsinn und gute Laune. So störte es auch nicht, wenn der Sieger bei einer Siegesfeier gar nicht anwesend war wie nach der ersten Fuchsjagd 1958: „Abends trafen wir uns im Vereinslokal zur Siegesfeier. Leider erschien der Sieger nicht. Es wurde aber trotzdem gemütlich“.

Mehrfach war der Vespa-Club Lintorf Ausrichter eines Freundschaftstreffens mit Orientierungsfahrt. So nahmen im März 1962 an einer solchen Veranstaltung 71 Fahrer aus zehn befreundeten Vereinen teil - für die Lintorfer bedeutete das viel Arbeit und gutes Organisationstalent. Trotz leichten Schneefalls kamen alle Fahrer wohlbehalten im Ziel an.

Zu einem spektakulären Ereignis wurde die Teilnahme von 19 Sandhasen an einem internationalen Treffen in Mainz vom 9. bis 11. Juni 1962. In Kostümen fuhren die Lintorfer in einem Trachtenkorso mit, der im Rahmen der zahlreichen Jubiläumsveranstaltungen zur 2000-Jahrfeier von Mainz stattfand. „Ja, die Sandhasen taten noch ein übriges, um sich die Erinnerung der Nachwelt recht nachdrücklich zu erhalten: Sie erschienen als alte Germanen mit Hörnerhelmen und den übrigen Attributen, mit denen nach der landläufigen Meinung unsere Vorfahren ausgestattet waren,“ schrieb die „Rheinische Post“ am Tag nach der Rückkehr der Recken nach Lintorf.

Zwei Gründe mögen dafür ausschlaggebend gewesen sein, daß

Wir sind Ihr kompetenter Partner für die Erfassung von Wertstoffen, die Entsorgung von Abfällen aus Haushaltungen, Industrie und Gewerbe sowie von Sonderabfälle

**Wir finden für Ihr Abfallproblem das passende Konzept. Rufen Sie uns an!**



Wilhelmstraße 96  
42489 Wülfrath  
Telefon 0 20 58 · 900-0  
Telefax 0 20 58 · 900-111  
Telefon Ratingen 0 21 02 · 9 30 90

**Abfallverwertung**  
**Wertstoffsartierung**  
**Sonderabfallentsorgung**  
**Abfallwirtschaftskonzepte**  
**Abfallentsorgung**  
**Containerdienst**



Lintorfer „Sandhasen“ als furchterregende Germanenkrieger bei einem internationalen Treffen in Mainz

das Interesse an der „Wespe“ allmählich nachließ: Zum einen

konnten es sich immer mehr Motorsportbegeisterte leisten,

einen überdachten fahrbaren Untersatz zu kaufen. „Isetta“, „Gogomobil“ und „Messerschmitt Kabinenroller“ schützten den Fahrer vor Wind und Wetter und waren verhältnismäßig preiswert zu haben. Zum anderen war es nach dem Zusammenbruch der Firma Hoffmann und dem Erlöschen der Lizenz zur Herstellung der Vespa vielleicht nicht mehr so einfach wie vordem, sich die nötigen Ersatzteile zu beschaffen.

So kam es auch in Lintorf, wie es kommen mußte: Im Laufe des Jahres 1964 löste sich der Vespa-Club Lintorf „Die Sandhasen“ nach nur sechsjährigem Bestehen wieder auf. Schade! Wie würden die Lintorfer staunen, wenn noch einmal ein Schwarm Hoffmann-Vespen durchs „Dorf“ summte.

Manfred Buer

## Als das Auto in mein Leben trat

Viele Ratinger werden sich gerne an die Gaststätte „Krummenweg“ erinnern.

Das bekannte Ausflugslokal (seit 1956 auch Hotel) war einst eine der ersten Adressen in Ratingen und Umgebung. (Siehe dazu auch den Artikel „Ein Prosit der Gemütlichkeit ...“ von Joachim Schulz-Hönerlage in diesem Heft.)

Seit dem Jahre 1900 wurde die Gaststätte von der Familie Doerenkamp bewirtschaftet, zunächst als Pächter, später als Eigentümer. Leider wurde der Betrieb im Jahre 1986 geschlossen.

Letzter Senior-Chef des Unternehmens war Karl Doerenkamp, jener feine, weißhaarige Herr, der im Alter immer noch im Restaurant nach dem Rechten sah, sich nach dem Wohl der Gäste erkundigte, und dessen ganzer Stolz die Fuchsienbäumchen auf der Terrasse vor dem Lokal waren.

Wer aber weiß, daß der Gastwirt und Hotelier eigentlich Maschinenbau studiert und in seiner Jugend eine Lehre als Automechaniker absolviert hatte?

Durch einen glücklichen Zufall sind wir im Besitz einiger Manu-



Karl Doerenkamp  
(1893 - 1988)

skripte, die Karl Doerenkamp im Ruhestand und im hohen Alter verfaßt hat.

Im vorliegenden Bericht erzählt er, wie um die Jahrhundertwende aus ihm ein Autonarr wurde:

Es mag so um 1902 oder 1903 gewesen sein, als in der Gemeinde davon gesprochen wurde, daß bald ein AUTO nach Krummenweg kommen sollte.

Man hatte schon eine unbestimmte Vorstellung, was ein Auto wohl sein könnte, nämlich ein Wagen, der, ohne von Pferden gezogen zu werden, über die Straßen fahren könnte.

Aber niemand hatte es bisher gesehen.

Und dann war der langersehnte Tag da: Am Sonntagmorgen sollte ein Auto von Düsseldorf nach Krummenweg kommen.

Alles, was Beine hatte in Breitscheid, Lintorf, Hösel und Eggerscheid, hatte sich schon in aller Frühe am Krummenweg eingefunden, und alle schauten aufgeregt in Richtung Ratingen.

Wir Jungen waren schon in Richtung Ratingen losmarschiert, um als erste das Auto zu sehen.

Es sollte so gegen 10 Uhr kommen. Es kam aber erst gegen 13 Uhr. Die Steigung vor Schwarzebruch hatte ihm zu schaffen gemacht.

Pferde mußten vorgespannt werden, da es allein mit seiner Motorkraft die Steigung nicht nehmen konnte.

Später wurde auch davon gesprochen, daß es einen Defekt oder eine Panne gehabt hätte. Das weiß ich nicht mehr so genau, sicher ist aber, daß diese Wörter nun für alle Zeiten Eingang in den deutschen Wortschatz gefunden hatten.



Autos von Gästen vor der Gaststätte „Krummenweg“ im Jahre 1915

Jetzt stand es endlich vor unserer kleinen Wirtschaft.

Ein MERCEDES mit dem Stern vorne auf dem Kühler, schnee-weiß gestrichen.

Die Insassen, vier Herren, hatten weiße Mäntel an und Schirmmützen, die mit Riemen unter dem Kinn befestigt waren. Und vor den Augen hatten sie große Brillen.

Alles stand nun um den MERCEDES herum und bestaunte ihn.

Als einmal ein besonders Neugieriger – ich erinnere mich noch genau dieses Vorgangs – seine Hand flüchtig auf die Karosserie legte, wurde er von einem der Herren mit einem vorwurfsvollen Blick zurechtgewiesen.

Mein Vater war vorneweg und unterhielt sich aufgeregt mit einem der Herren, mit Herrn Weigang, dem ersten Autoverkäufer in Düsseldorf. Meine Mutter hat später oft erzählt, daß dieser Augenblick entscheidend dafür gewesen sei, daß in meinem Vater ein großes Interesse, geradezu eine Besessenheit für Automobile geweckt worden war. Bei mir hatte es auch eingeschlagen: Ich wollte Autoingenieur werden. Die Gespräche zwischen meinem Vater und mir drehten sich von da an nur noch um Motor, Vergaser, Magnet, Zündkerzen und dergleichen.

Einige Jahre später hatten wir dann auch ein Auto.

Es war ein Wagen mit dem stolzen Namen ADLER. Schade, daß wir ihn heute nicht mehr haben. Er wäre ein wunderbares Objekt für ein Museum.

Eine flüchtige Beschreibung des ADLER:

Vollgummireifen, Zweizylindermotor aus der Fabrik „de Dion-Bouton“ in Paris, Steuerlenker ganz senkrecht, darunter der Schalthebel für die Getriebegänge und eine nach vorne klappbare Windschutzscheibe.

Die Karosserie war wie ein Zimmer. An den vier Ecken waren die Sitze. In der Mitte ein runder Tisch. Darüber, von vier Stangen getragen ein Dach, umgeben mit einem Geländer für Gepäckstücke.

An den Stangen, die das Verdeck trugen, waren Gardinen angebracht, und wenn man sie zuzog, dann saß man wie in einem Salon. Der Einstieg in diesen Salon erfolgte von der Rückseite. Wenn man dort die Türe öffnete, klappte von selbst eine kleine Stufentreppe nach unten und man konnte elegant einsteigen.

Das Monstrum hat uns wenig Freude, dafür aber viel Arbeit und Kosten beschert.

Mein Vater hat ihn später, als wir einen EHRHARDT kauften, mit Verlust in Zahlung gegeben.

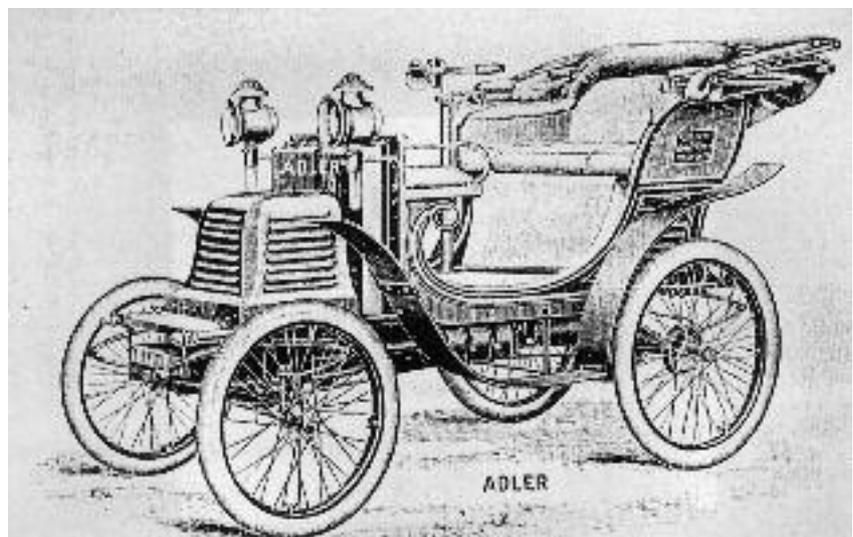
Das Leben ging nun seinen Weg. Ich kletterte auf dem Progymnasium in Ratingen von der Sexta in die Quinta und so fort, und immer noch war es mein Plan, Autoingenieur zu werden, so daß ich mich auch immer mit unserem EHRHARDT befaßte.

Ich kannte ihn bis in die kleinsten Einzelheiten und steuerte ihn sicher durch die Gegend: Zum Bauern Neuvians Milch holen, zum Bäcker Steingen Brot holen usw. Auch habe ich manchmal Gäste nach Hause gebracht oder vom Bahnhof abgeholt.

Ich war, glaube ich, damals in der Obertertia. Da habe ich mir den Spaß gemacht, mit dem Wagen zur Schule nach Ratingen zu fahren. Elegant und gekonnt fuhr ich auf den Schulhof und wurde sofort umringt von meinen Mitschülern. Nur Direktor Petry war nicht sehr erbaut. Ich mußte sofort wieder verschwinden.

Vom Bürgermeisteramt in Kettwig v.d. Brücke bekam ich eine Bescheinigung im Postkartenformat: „Der Inhaber ist berechtigt, ein Kraftfahrzeug Type 3a auf öffentlichen Verkehrswegen zu benutzen.“ Den richtigen Führerschein bekam ich am 1. August 1912.

Nachdem ich dann das „Einjährige“ bestanden hatte, nahm ich Abschied vom Gymnasium und machte mich im elterlichen



Adler Motorwagen No. 1 Vis à Vis für 3 bis 4 Personen (1900 - 1903)



Ehrhardt-Szawe (1920)

Betrieb nützlich. Überwiegend war ich aber mit unserem EHRHARDT beschäftigt, der in einem kleinen Schuppen untergebracht war. Mein Vater war auch immer dabei. Meine Mutter hat oft geschimpft: „Anstatt im Geschäft zu helfen, treiben sich die beiden Kerle immer an dem Auto herum.“

Der Genosse Zufall machte uns bekannt mit Geheimrat Ehrhardt. Er war der Generallissimus von „Rheinmetall“ in Düsseldorf und zugleich Besitzer einer kleinen Maschinenfabrik in Zella-St. Blasii in Thüringen. Nachmittags kam er immer mit Pferd und Kutsche nach Krummenweg, um dort seinen Kaffee zu trinken. Mein Vater saß oft mit ihm zusammen, und die beiden haben sich auch über mich unterhalten. „Herr Ehrhardt“, sagte mein Vater, „mein Sohn Karl, der jetzt das Einjährige gemacht hat, will Automobilingenieur werden.“ „Großartig, Herr Doerenkamp. Dann schicken wir ihn sofort zu meinem Sohn Gustav, der fängt gerade in Zella-St. Blasii an, Autos zu bauen. Da kann er mal seine Lehrjahre beginnen.“

Einige Wochen später war ich in Zella. Ich bezog ein möbliertes Zimmer beim Schmiedemeister Wahl, wofür mein Vater pro Monat 20 Mark zahlte. Ich bekam auch noch Frühstücksbrote mit und einen halben Liter Milch. Abends aß ich in der „Waldschänke“ im Abonnement für 60 Pfennig. Sonst kaufte ich in einer Bäckerei Brötchen und in der Metzgerei

Wurst.

Zwischendurch möchte ich einen kurzen Blick auf die Lage der Autoindustrie damals in Amerika und Europa sowie in Deutschland lenken. Als ich meine Lehrzeit in Zella begann, wurden dort in der Woche zwei oder auch drei Fahr-

**Ehrhardt, Heinrich**, Großindustrieller, geb. 17. Nov. 1840 in Zella St. Blasii, lernte als Mechaniker, arbeitete 1858–62 bei Nikolaus von Drehs in Sömmerda, bis 1866 in einer Maschinenfabrik in Chemnitz; nach dem Kriege 1866 ging er nach Weßfalen und dann nach Düsseldorf. Er gründete 1878 die Special-Werkzeugmaschinenfabrik Heinrich Ehrhardt in Düsseldorf und Zella St. Blasii, 1889 die zu großem Ansehen gelangte Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik Düsseldorf-Derendorf und die Fahrzeugfabrik Eisenach in Eisenach, 1893 die Dreh- und Walzwerk-Aktiengesellschaft in Meißholz bei Düsseldorf, sowie die Munition- und Waffenfabriken-Aktiengesellschaft vorwärts von Tregle in Sömmerda. Er hat eine Anzahl wichtiger Erfindungen gemacht. Das nach ihm benannte Presseverfahren zur Herstellung von Schiffspropellern ist von mehreren Staaten insbesondere zur Fabrication von stärkeren Geschossen angenommen worden. Auch hat er ein Schnellfeuer-Feldgeschütz entworfen.

Aus: Brockhaus' Konversationslexikon, Jubiläumsausgabe in 16 Bänden, Leipzig 1908

zeuge gebaut, in Einzelanfertigung und Handarbeit. Amerika war damals allen Autobauern weit voraus. Dort wurden bereits nach dem „Taylorsystem“ in Serienarbeit am Fließband Autos gebaut. Ford brachte damals schon sein „Model T“ mit einer Tagesproduktion von über 500 Stück auf den Markt.

In einer großen Werkshalle, wo auch noch Feilen, Spiralbohrer und Werkzeuge hergestellt wurden, begann ich nun meine Lauf-

bahn als Ingenieur. Die tägliche Arbeitszeit betrug rund elfeinhalb Stunden. Ich hatte mich schnell eingelebt. Die Arbeit machte mir Spaß und lag mir auch, so daß ich bald ein richtiger Schlosser wurde. Einmal kam Herr Ehrhardt vorbei und sah mir zu, wie ich am Schraubstock arbeitete. Er veranlaßte, daß ich 22 Pfg. Stundenlohn bekam. Ich war sehr stolz.

Ein Auto besteht aus Hunderten von Einzelteilen. Die Schwerpunkte sind Motor, Getriebe, Hinterachse, Fahrgestell, Zündung, Lenkung, Räder, Aufbau und so weiter.

Ich habe später erfahren, daß Herr Ehrhardt meine Lehrlings-tätigkeit, ohne daß ich das wußte, ein wenig gesteuert hat, so kam ich dadurch nach und nach in den verschiedensten Fertigungsabteilungen zum Einsatz.

Am stärksten hat mich der Motorenbau interessiert: Kurbelwelle, Nockenwelle, Ventile, Kolben, Kolbenbolzen, Kolbenringe, Pleuelstange, Pleuellager, Vergaser, Magnet und vieles mehr.

Etwas über die Funktion der Nockenwelle: – dabei bin ich mir aber im klaren, daß es nicht so einfach ist, technische Vorgänge so verständlich hinzuschreiben, daß sie auch wirklich „verständlich“ sind. Vorab: Eine Nockenwelle soll über einen „Stößel“ ein Ventil, welches sich im Verbrennungsraum befindet, so steuern, daß dasselbe den Weg für das angesaugte Gasgemisch freimacht. Das ist dann das Einlaßventil. Sobald der Verbrennungsraum mit Benzingas gefüllt ist, schließt das Ventil den Verbrennungsraum, und der Kolben kann das Gas komprimieren. Eine Zündkerze bringt in diesem Augenblick das Gas zur Entzündung und Verbrennung, und durch den dadurch entstandenen Gasdruck wird der Kolben nach unten gestoßen und setzt über eine Pleuelstange die Kurbelwelle in Drehbewegung. Diese Drehbewegung setzt sich dann über ein Getriebe auf das sogenannte Differentialgetriebe fort, welches dann die Räder in Bewegung bringt. Als Endeffekt bringen dann die in Drehung gebrachten Räder den Wagen in Bewegung.

Auf der anderen Seite des Motors vollzieht sich dieser Vorgang in gleicher Weise. Auch da bringt

eine Nockenwelle über einen Stoßel ein Ventil in Tätigkeit, so daß es sich öffnet und das verbrannte Gasgemisch über ein Auspuffrohr in Freie entläßt. Das ist dann das Auspuffventil. Somit haben wir mit wenigen Worten einen Viertakt-Verbrennungsmotor – Ansaugen, Komprimieren, Verbrennen, Ausstoßen – vorgestellt. Das ist doch alles ganz einfach, lieber Leser!

**EHRHARDT-  
AUTOMOBILE**

7/16, 10/20, 15/30, 18/35 PS Vierzylinder

---

Geringster Benzinverbrauch  
Billigste Preise · Solideste Bauart  
Erstklassiges Material  
Kanonenstahl

**Ehrhardt-Luftwagen**  
sind staatlich subventioniert

---

Jeder Automobilreflektant verlange erst  
Katalog und Offerte von

**Heinr. Ehrhardt**  
Abt. Automobile · DÜSSELDORF  
Fabrik in Zella-St. Blasii (Thüringen)

---

Vertreter an allen größeren Plätzen

Anzeige von 1906

In Zella wurden nicht alle Teile für das Auto hergestellt. Die Zylinder zum Beispiel bei Krupp in Essen, die Gehäuse für den Motor, für das Schaltgetriebe, die Hinterachse irgendwo im Ruhrgebiet, die Räder bei „Kronprinz“ in Solingen, usw.

Ehrhardt in Zella war für eine derartige Produktion damals noch nicht eingerichtet. Die von Fremdfirmen hergestellten Teile – Rohlinge – wurden dann in Zella für den Endzweck bearbeitet und fertiggestellt.

Die Karosserien wurden, soweit ich mich erinnere, in einer Fabrik in Gotha hergestellt.

Zündkerzen und Magnete lieferte Bosch. Den „Zenith-Vergaser“ lieferte eine Firma in Opladen.

Wir machten in Zella die Endfertigung, die Feinarbeit und das Einfahren des Fahrgestells.

Da ich einen provisorischen Führerschein hatte, wurde ich auch schon mal zum Einfahren eines Chassis eingeteilt.

Das war immer eine feine Sache. Es ging über Oberhof, Friedrichroda, Schmücke, Schmalkalden und Schleusingen nach Zella zurück. Ich mußte eine bestimmte Kilometerzahl fahren und aufschreiben, was an dem Fahrzeug noch nicht in Ordnung war.

Einmal, und das muß ich unbedingt erzählen, wurden wir in große Aufregung versetzt. Es kam ein Auftrag herein, ein richtiges Kriegsfahrzeug zu bauen, einen Kampfwagen für ein Land in Nordafrika, für Tripolis, soweit ich mich erinnere.

Vierganggetriebe, 80 PS, mit einem Rücklaufgeschütz Marke „Ehrhardt“. Monatelang haben wir in Tag- und Nachtschicht daran gearbeitet. Dann kamen die ersten Probefahrten und „ich“ war am Steuer. Dann ging es nach Eisenach, wo wir das Fahrzeug auf einen Güterwagen verladen haben. Wir waren zu dritt. Unser Obermeister, ein Monteur und „der Herr Volontär“.

Das Ziel war Neapel, wo das Fahrzeug auf ein Schiff zur Fahrt in den Krieg, „da unten, wo die Völker aufeinander schlugen“, verladen werden sollte.

Es war eine lange Fahrt: Zwei Tage und zwei Nächte.

Wenn unser Zug hin und wieder auf einer Station für einige Stunden Halt machen mußte, ging es in den Wartesaal um zu schmausen. Unser Obermeister und Transportleiter hatte eine gutgefüllte Reisekasse. Ein Mann mußte aber immer bei unserem Fahrzeug bleiben.

Und dann waren wir endlich da und standen auf einem Gleis im Hafen von Neapel. Ich sah zum ersten Mal das Meer.

Eine Kommission ausländisch aussehender Männer wartete schon auf uns. Dann kam die Ab- und Übernahme.

Stundenlang machten wir im Hafengelände Probefahrten: Vorwärts, rückwärts, schnell anfahren, schnell stoppen, wenden usw. Dann war es geschafft.

Die Kommission nahm das Fahrzeug ab, und unser Obermeister versenkte die Empfangsbestätigung sorgfältig in seiner Brieftasche. Unser Auftrag war mit

Erfolg erledigt. Wir beobachteten dann noch das Verladen auf ein Frachtschiff.

An einem Kran schwebte es langsam hoch, um auf dem Deck des Frachtschiffes abgesetzt zu werden.

Da plötzlich die Katastrophe: Ein Haken oder ein Kettenglied war gerissen, und der „Ehrhardt-Kampfwagen“ plumpste in den Ozean. Alles für die Katz!

In einer Hafenerberge haben wir übernachtet, und am nächsten Morgen ging es, gut versorgt mit Brot und „Salami“, in einem Personenzugabteil 4. Klasse mit Holzbänken heim nach Zella.

Ich war in Neapel gewesen, ohne Neapel gesehen zu haben.

In Zella erlebten wir einen „Großen Bahnhof“.

Ich mußte zu Herrn Ehrhardt, um von der großen Reise zu berichten. „Neapel sehen und sterben“ – das Schicksal hatte es aber mit mir gut gemeint: Mein Leben ging weiter.

ZELLA, die riesige Werkshalle, alles unter einem Dach, der ständige Krach von vielen Maschinen, der Gestank von Schmieröl und Benzin hatte uns wieder.

Wir konnten unsere Arbeit und Lebensaufgabe, den Meiers, den Müllers, den Schulzes schöne „Ehrhardts“ zu bauen, mit Fleiß und Hingabe fortsetzen.

Was „da unten, wo die Völker aufeinander schlugen“, nun geschah, nachdem unser EHRHARDT ertrunken war, und welche Partei gewonnen oder verloren hatte, ist uns niemals bekannt geworden.

Versuchen wir lieber einmal zu schildern, wie man Anno dazumal überhaupt ein AUTO gebaut hat – vor rund siebzig Jahren. Und Dich, lieber Leser, laden wir ein, uns zu begleiten.

Die Funktion der Nockenwellen habe ich wohl ausreichend erklärt, so daß ich mich jetzt der „Pleuelstange“, dem „Pleuellager“, dem „Kolben“, und was zu diesem Bereich noch weiter gehört, zuwenden kann.

Der „Pleuel“ trägt an dem oberen Ende mittels eines Kolbenbolzens den Kolben, der in den Zylinder des darüberliegenden Motorblocks führt.

Am unteren Ende der Pleuelstange ist das Pleuellager, welches den Zapfen der Kurbelwelle umfaßt, wenn das verbrennende

Gasgemisch im Verbrennungsraum des Zylinders seinen Druck auf den Kolben überträgt, dieser nach unten gestoßen wird und diesen Druck über das Pleuellager auf den Pleuellagerzapfen überträgt, so daß die Pleuellagerzapfen in eine Drehbewegung gebracht wird. Somit beginnt die Pleuellagerzapfen die gewünschte Tätigkeit, sie zieht den Kolben nach unten, dann saugt dieser das Gas in den Verbrennungsraum, und wenn er nach oben gestoßen wird, komprimiert er das angesaugte Gas.

Bei der Verbrennung des Gases im Zylinderraum wird Druck auf den Pleuellager ausgeübt, so daß er über Pleuellagerstange und Lager diesen Druck auf den Pleuellagerzapfen überträgt und die Pleuellager in Drehbewegung gesetzt wird. Bei einer weiteren Umdrehung wird dann der Pleuellager wieder nach oben gestoßen, damit das verbrannte und nutzlos gewordene Gas durch ein inzwischen geöffnetes Auslaßventil ins Freie entweichen kann. Damit wäre die Wirkungsweise des „Viertaktmotors“ erklärt.

Und nun etwas über die einzelnen Teile eines Pleuellagermotors. Zuerst der Pleuellager:

Der Pleuellager des Pleuellagers ist geringer ausgelegt als der Pleuellager des Zylinders, in welchem er sich auf und ab bewegt.

Es soll damit vermieden werden, daß der Pleuellager, wenn er durch Erwärmung „wächst“, sich nicht im Pleuellager festsetzen kann. Damit der Pleuellager aus der Pleuellagerkammer nicht zwischen Pleuellager und Pleuellager nach unten entweichen kann, dafür sind die Pleuellager da.

In die Pleuellagerwand des Pleuellagers sind Pleuellager eingefräst, in welche die Pleuellager Ringe eingelegt werden. Die Pleuellager Ringe haben – an einer Stelle getrennt und dadurch beweglich geworden – wegen ihrer Pleuellagerkraft die Pleuellager, sich gegen die Pleuellagerwand zu pressen.

Das verbrennende Gas kann, trotz seines hohen Druckes, nicht zwischen Pleuellager und Pleuellagerwand nach unten entweichen und den Pleuellager auf den Pleuellagerboden vermindern.

Nun kommen wir zu den Pleuellagerlagern.

Das Pleuellagerlager umfaßt den Pleuellagerzapfen und wird durch Pleuellager und Pleuellager-

pleuellagermuttern damit verbunden.

Das Pleuellager wird auch „Weich- oder Weißmetall-Lager“ genannt. Die äußeren Hälften – die Pleuellagerlager – sind aus Grauguß, in die Pleuellager dünnwandige Pleuellager aus Kupfermetall eingepaßt werden, die dann das Weichmetall aufnehmen sollen. Die Pleuellager werden dann zusammengesetzt und mittels Pleuellager und Pleuellagermuttern verbunden.

In der Mitte des jetzt entstandenen Pleuellager, in dem später der Pleuellagerzapfen sich befindet, wird ein Pleuellagerbolzen mit dem gleichen Durchmesser wie der Pleuellagerzapfen, genau zentriert eingebracht. Das Weichmetall – inzwischen auf einem Feuer flüssig gemacht – wird in das Pleuellager gegossen.

Nach einer Stunde ist das flüssige Pleuellager dann abgekühlt und hart geworden.

Der Pleuellagerbolzen kann nun herausgestoßen werden.

Mit einer „Reibahle“ und einem „Schaber“ werden noch kleine Reste aus dem Pleuellagervorgang bereinigt und geglättet. Das Pleuellager ist fertig, wird getrennt und auf den Pleuellagerzapfen montiert. Vorher wurden noch mit einem Pleuellager in die Pleuellager Schmiernuten gestoßen.

Die Pleuellager für die Pleuellager in der Pleuellager werden in der gleichen Weise gemacht, wie die Pleuellager, so daß darauf nicht mehr eingegangen zu werden braucht.

Jetzt befassen wir uns mit den Pleuellagergehäusen.

Das untere Pleuellagergehäuse – die Pleuellagerwanne – trägt die Pleuellagerwelle.

Darauf kommt das Pleuellagermittelgehäuse, in welchem sich die Pleuellagerführungen für die Pleuellager befinden, und darauf dann der Pleuellagermotorzylinder mit den Pleuellager Ventilen. Die Pleuellagergehäuse und der Pleuellagermotorblock werden mit Pleuellager Schrauben und Pleuellagermuttern fest verbunden.

Damit die Pleuellagermuttern sich nicht von den Pleuellager Schrauben lösen, werden sie „versplintet“ – eine mühsame und heikle Arbeit. Mit einer kleinen Pleuellagerhandbohrmaschine – Pleuellager Spiralbohrer zwei mm – werden Pleuellager Mutter und Pleuellager Schraube durchbohrt. Durch das Pleuellager gebohrte Loch wird dann der Pleuellager Splint eingebracht. Dieser Pleuellager Vorgang wiederholt sich an dem gesamten Pleuellager Fahrgestell einige hundertmal!!

An der vorderen Seite der Pleuellagerwanne ist das Pleuellagerstirngewinde angebracht, in welchem fünf Pleuellagerzahnradräder miteinander verbunden sind:

Zuerst das Pleuellagerantriebsrad auf der Pleuellager Pleuellagerwelle, dann zwei Pleuellagerzahnradräder für die Pleuellager Pleuellagerwelle und je ein Pleuellagerzahnrad zum Pleuellager Antrieb des Pleuellager Magneten und der Pleuellager Wasserpumpe.

Die Pleuellagerzahnradräder sind miteinander im Pleuellager Eingriff.

(In einer Ecke der Pleuellagerwerkshalle war inzwischen ein Pleuellagerzahnradfräsautomat, welcher aus den Pleuellager Rohlingen alle Pleuellagerzahnradräder für das Pleuellager Fahrgestell fertigte, Fabrikat Rheinmetall, Düsseldorf.)

Ein Pleuellagerzahnrad trieb den Pleuellager Magneten an, der über den Pleuellager Verteiler den Pleuellager Strom für die Pleuellager Zündkerze lieferte.

Die Pleuellager Wasserpumpe trieb das im Pleuellager Zylinderhohlraum erhitzte Pleuellager Wasser in den Pleuellager Kühler, von wo es durch den Pleuellager Fahrwind, unterstützt durch einen Pleuellager Propeller, abgekühlt im ständigen Pleuellager Kreislauf durch den Pleuellager Zylinderhohlraum gepreßt wurde.

An der Pleuellager Ansaugseite des Pleuellager Motors war der Pleuellager Vergaser befestigt, bestehend aus dem Pleuellager Behälter für das Pleuellager Benzin, dem Pleuellager Schwimmer und der Pleuellager Düse. Darüber die Pleuellager Drosselklappe.

Der Pleuellager Schwimmer hatte die Aufgabe, den Pleuellager Benzinstand im Pleuellager Behälter und in der Pleuellager Düse immer auf dem gleichen Pleuellager Niveau zu halten.

Wenn dann die Pleuellager Luft durch das Pleuellager Ansaugen des Pleuellager Kolbens durch den Pleuellager Vergaser strömte, riß sie aus der Pleuellager Düse einige Pleuellager Tröpfchen Pleuellager Benzin, welches sich mit der Pleuellager Luft zu dem Pleuellager Gasgemisch verband. Mit der Pleuellager Drosselklappe wurde dieser Pleuellager Vorgang reguliert. Das Pleuellager Benzin floß – im freien Fall – aus einem Pleuellager Behälter, dem Pleuellager Tank, in den Pleuellager Vergaser.

Jetzt zur Pleuellager Auspuffseite.

Wenn das Pleuellager Gasgemisch im Pleuellager Zylinder verbrannt war, wurde es durch das Pleuellager Auslaßventil, welches sich zu diesem Pleuellager Zeitpunkt geöffnet hatte, und den nach oben stoßenden Pleuellager Kolben aus dem Pleuellager Verbrennungsraum entlassen und über ein Pleuellager Auspuffrohr und einen Pleuellager Schalldämpfer ins Pleuellager Freie geschafft. Unser „Ehrhardt“ machte diesen „Pleuellager Viertaktvorgang“ 1800 mal in der Pleuellager Minute: (1800U/min).

Um die Pleuellager Auspuffrohre richtig zu verlegen, wurde zuerst mit einem Pleuellager biegsamen Pleuellager Draht ein Pleuellager Modell gefertigt.

In die Mündung des auf die erforderliche Länge gebrachten Rohrstücks wurde ein Holzstopfen fest eingeschlagen und dann das Rohr mit sehr trockenem Sand gefüllt. Während des Einfüllens mußte man mit einem Holzhammer das Rohr leicht anklopfen, damit der eingefüllte Sand sich gut verdichtete. Das Rohr wurde dann mit einem zweiten Stopfen fest verschlossen. Auf einem Schmiedefeuer wurde das Rohr an den Stellen, entsprechend dem Drahtmodell, rotglühend erhitzt und in die erforderliche Form zurechtgebogen. Es wurde dann in den Schalldämpfer eingeführt. Das eingeströmte Gas kühlte sich ab, entspannte sich und konnte durch ein weiteres Rohrstück an der Rückseite des Fahrzeuges ohne störendes Auspuffgeräusch ins Freie verpuffen.

An der Front des Fahrzeuges wurde auf einer Traverse der Kühler montiert und im unteren Teil mittels eines Schlauchstückes mit der Pumpe verbunden.

Ein Rohrstück verband dann die Pumpe mit dem Hohlraum des Zylinders. Zuletzt wurde dann der Kühler – wieder mit einem Schlauchstück – mit einem Rohrstutzen verbunden, der aus dem oberen Teil des Zylinders herauskam.

Das Wassersystem war jetzt geschlossen, und die Pumpe konnte das im Kühler abgekühlte Wasser wieder durch den Zylinder-Hohlraum zum Kühler zurücktransportieren, wo es sich dann wieder abkühlte.

Neben diesem Kühlvorgang war noch ein Windpropeller montiert, der über zwei Riemenscheiben und einen Flachriemen die Abkühlung des Wassers verstärkte, was besonders bei längeren Bergfahrten erforderlich war.

Auf der anderen Seite der Kurbelwelle war die Schwungscheibe mit der Kupplung montiert. Sie war nötig, um die Kurbelwelle über den „toten Punkt“ zu bringen.

Mit der Schwungscheibe wurde ein gleichmäßiger und ruhiger Ablauf des Motors erzielt.

Die Motorumdrehung übertrug sich dann auf das Getriebe, wodurch das Ineinandergreifen von Zahnrädern mit verschiedenen Durchmessern die Kraft des Motors bei gleichbleibender Drehzahl derart auf die Hinterach-

se übertragen wurde, wie sie entsprechend den jeweiligen Verhältnissen – Anfahren, Bergauffahren – erforderlich war. Die Verschiebung der Zahnräder im Getriebegehäuse regulierte der Fahrer des Fahrzeuges mittels eines Schalthebels.



Apollo Typ B (1911)

Vom Getriebe wurde dann die Drehkraft auf die Hinterachse weitergeleitet, auf das Differential.

Dieses Maschinenteil hatte die Aufgabe, über ein System von Kegelrädern die „Differenz“ auszugleichen, die sich ergab, wenn bei Kurven das innenliegende Rad weniger Umdrehungen machte als das Rad der Außenkurve.

Somit, lieber Leser, glaube ich, einigermaßen dargestellt zu haben, wie – Anno dazumal – die Räder laufen lernten.

Um das Studium auf der „Königlichen Höheren Maschinenbauschule“ in Elberfeld aufzunehmen, mußte dort der Nachweis über eine mehrjährige „praktische“ Tätigkeit in Maschinenfabriken vorgelegt werden.

Nach einem Jahr verließ ich die große Werkshalle bei „EHRHARDT“ und das liebe Zella.

Zwei Monate war ich im Anschluß daran in der Schreibmaschinenfabrik von „Mercedes“ in Zella-Mehlis als Volontär beschäftigt, und dann ging es über APOLDA (APOLLOwagen) nach ARNSTADT (LORELEY-Wagen), dann nach Eisenach (DIXI) und zurück ins Rheinland.

In Köln-Sülz wurde der „PRIAMUS“ gebaut. Dort hatte ein Ingenieur einen hochtourigen Motor (Bohrung 68 mm, Hub 120 mm) entwickelt. Bei Priamus blieb ich ein halbes Jahr.

Dann kam der Abschluß meiner praktischen Ausbildung bei HILZ

– einer Motorenfabrik in Düsseldorf auf dem Fürstenwall.

Dort bauten wir einen fünfzylindrigen, sternförmigen Flugzeugmotor, ganz aus Stahl, für den Flugzeugbauer „GRADE“.

Dann hatte Krummenweg mich wieder.

Zuhause erlebte ich meine erste große Bewährungsprobe.

Vor unserer Gastwirtschaft, in der Kurve nach Kettwig, brannte ein Personenwagen völlig aus. Der kümmerliche Rest des Wagens lag nun dort über Wochen im Straßengraben und rostete langsam vor sich hin, bis mein Vater eines Tages das Wrack von der Versicherung für 300 Mark kaufte. Zu mir meinte er dann: „Jetzt bist du ja ein perfekter Monteur. Zeig jetzt mal, was du kannst. Mach aus dem Ding mal wieder ein richtiges Auto.“

Liebe Leser, das war ein Fressen für mich, und ich stürzte mich in diese neue Aufgabe.

Das Fahrgestell wurde in einen Schuppen gebracht, und ich begann meine Laufbahn als „Autobauer“.

Wie es jetzt nun im einzelnen weiterging, kann ich natürlich nicht schildern. Aber nach monatelanger ununterbrochener Arbeit hatte ich es geschafft.

Im Beisein der ganzen Familie erfaßte ich die Andrehkurbel, drehte zwei-, dreimal energisch rund, und mein Motor sprang an. Ich stand nun da wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht.

Eine Karosseriefabrik in Mülheim baute dann auf „mein“ Fahrgestell eine moderne Karosserie, offen, eingebautes Verdeck – damals der letzte Schrei.

Am 1. August 1912 machte ich meinen Führerschein für Perso-



Zufallsfoto eines Amateurs aus den 30er Jahren

nen- und Lastwagen. Und dann kam die „Höhere Königliche Maschinenbauschule“ in Elberfeld. Die kurze Episode auf der – HKM

– will ich nur kurz streifen. Nach kurzer Zeit hatte ich bereits den Eindruck gewonnen, daß ich auf dem falschen Pferd saß. Muffig,

kleinkariert, ohne Aussicht auf eine Zukunft, die meinen Vorstellungen entsprach. Wir waren Schüler und wir wurden auch als solche behandelt!

Dabei waren wir doch schon erwachsene Menschen.

Unterricht von acht bis zwölf und von zwei bis sechs!

Der Lehrkörper stur und abgeschlafft. Ich habe niemals jemanden lachen sehen, oder daß sie mal ein freundliches Wort für uns junge Menschen gehabt hätten.

Für mich war das nichts. Nach dem Zwischenexamen – drittes Semester –

begab ich mich dann fort:

an den gut bekannten Ort, wo man ein Gebäude kennt,

das „Am Krummenweg“ sich nennt.

*Karl Doerenkamp*

*Von ihm aufgeschrieben im Alter von fast 90 Jahren.*

## Im Auto über Land

*An besonders schönen Tagen  
ist der Himmel sozusagen  
wie aus blauem Porzellan.  
Und die Federwolken gleichen  
weißen, zart getuschten Zeichen,  
wie wir sie auf Schalen sahn.*

*Alle Welt fühlt sich gehoben,  
blinzelt glücklich schräg nach oben  
und bewundert die Natur.  
Vater ruft, direkt verwegen:  
„‘N Wetter, glatt zum Eierlegen!“  
(Na, er renommiert wohl nur.)*

*Und er steuert ohne Fehler  
über Hügel und durch Täler.  
Tante Paula wird es schlecht.  
Doch die übrige Verwandtschaft  
blickt begeistert in die Landschaft.  
Und der Landschaft ist es recht.*

*Um den Kopf weht eine Brise  
von besonnerter Luft und Wiese,  
dividiert durch viel Benzin.  
Onkel Theobald berichtet,  
was er alles sieht und sichtet.  
Doch man sieht's auch ohne ihn.*

*Den Gesang nach Kräften pflegend  
und sich rhythmisch fortbewegend  
strömt die Menschheit durchs Revier.  
Immer rascher jagt der Wagen.  
Und wir hören Vatern sagen:  
„Dauernd Wald, und nirgends Bier.“*

*Aber schließlich hilft sein Suchen.  
Er kriegt Bier. Wir kriegen Kuchen.  
Und das Auto ruht sich aus.  
Tante schimpft auf die Gehälter.  
Und allmählich wird es kälter.  
Und dann fahren wir nach Haus.*

*Erich Kästner*

# In eigener Sache

Wie viele Verehrer der Norfer Mundartdichter Ludwig Soumagne unter den Ratingern hat, zeigte sich unlängst wieder bei der Mundart-Matinee am 27. Oktober 1996 im Medienzentrum. Viele Zuhörer waren zu dieser jährlich stattfindenden Veranstaltung gekommen, um über die kleinen Geschichten, Pointen und Dialoge, vom Dichter selbst brilliant vorgetragen, zu schmunzeln oder nachzudenken. Seit Jahren schreibt Ludwig Soumagne nicht nur Gedichte und Hörspiele in seiner niederrheinischen Mundart, sondern er beschäftigt sich auch mit den Mundarten anderer Regionen und fördert deren Erhalt durch seine Mitarbeit am „Internationalen Mundartarchiv Ludwig Soumagne“ in der Burg Friedestrom in Zons.

## Litanei

Heerjott mer danken Dech  
sint us wüder su jnädig Heerjott  
Lott em Himmel hault dinn Hank üwer se,  
bewahr de Dolla op dor Ed  
die nit do för könne dat mer su send,  
die för us de Koole ut dämm Führ hoie.  
die för us de Hank en-et Führ hault,  
die för us dorch et Führ jonnit.  
die för us die schwore Arbeit dort,  
die för us dor Kopp hin-haute,  
die för us dor Plönder on Dreck kebre.  
die för us danze on sprengde  
die för us Angst on Kamasche hand,  
die för us dor Hudt tricke,  
die för us schuldig wede,  
die för us dreh Fenger bewe,  
die för us hongere on frere,  
die för us lewe on stä-we.  
die för us dor Iemmc; op de Ed bedüde  
die för us dran jlöwe mödde.  
Leve Jott Du wes wie mer op de Dolla ahh-gewiese send,  
erbarm Dech  
on lott se om Joddcs Wellie nit ut-stärwe.  
Ame

Übertragen in Lintorfer Mundart  
von

*Lorenz Herdt*

Lorenz Herdt

Übertragung der „Litanei“ von Ludwig Soumagne in Lintorfer Mundart

Ende 1995 erschien bereits der 5. Band mit Übersetzungen der schon legendären Litanei Ludwig Soumagnes in andere Sprachen und Mundarten. Neben Übertragungen ins Chinesische, Lettische, Spanische und Baskische

sowie mehr als 40 weitere Mundarten, waren dieses Mal auch zwei Autoren der „Quecke“ mit ihrer Version der Litanei in Lintorfer Mundart vertreten: Maria Molitor und Lorenz Herdt. Wir gratulieren den beiden zu dieser ehrenvollen Anerkennung ihres Bemühens, das Lintorfer Platt nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

auch Eingang findet in viele Bibliotheken, Archive und Museen im heimisch-rheinischen Bereich, dürfte hinlänglich bekannt sein. Daß sie im Frühjahr dieses Jahres aber sogar in der Bibliographie einer Zeitschrift der „Société Française d'Héraldique et de Sigillographie“ (Französische Gesellschaft für Wappen- und Siegelkunde) in Paris erwähnt

## SOCIÉTÉ FRANÇAISE D'HERALDIQUE ET DE SIGILLOGRAPHIE

60, rue des Francs-Bourgeois, 75141 PARIS CEDEX 03

### Bulletin de liaison n° 33 Printemps 1996

- 6 -

- Toni DIEDERICH, « St. Jakobus im Schöffensiegel zu Homberg », dans *Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter*, n° 65, décembre 1995, p. 117-121, ill.

- Thierry LE HÊTE, *Les comtes palatins de Bourgogne et leur descendance agnatique*, La Bonneville-sur-Iton, chez l'auteur, 1995, 415 p., 21x28 cm, 295 F [utile compilation généalogique].

Daß die „Quecke“ nicht nur von vielen interessierten Ratingern und Angerländern Jahr für Jahr mit Ungeduld erwartet und mit Vergnügen gelesen wird, sondern

wurde, das überraschte die Redaktion dann doch!

Am 22. Januar 1996 wurde Schwester Annemarie Militz, „Quecke“-Autorin und seit über



Schwester Annemarie Militz nach der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes im Ratinger Rathaus. Rechts neben ihr die stellvertretende Landrätin Lilo Friedrich, hinter ihr Landtagsabgeordneter Wilhelm Droste und Bürgermeister Wolfgang Diedrich

vierzig Jahren Mitglied des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, vom Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz verliehen. In Anwesenheit des Landtagsabgeordneten Wilhelm Droste und von Bürgermeister Wolfgang Diedrich sowie einem kleinen Kreis von Gratulanten nahm die stellvertretende Landrätin Lilo Friedrich die Ehrung im Ratinger Rathaus vor.

In den entbehrungsreichen Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg betreute Schwester Annemarie mit ihrer verstorbenen Kollegin Monika Henning als Kreis-Fürsorgerin hilfsbedürftige Familien im gesamten Angerland. Der Ruhestand, in den sie 1973 verabschiedet wurde, ließ sie jedoch nicht zur Ruhe kommen. Auch als 88jährige ist sie weiterhin aktiv. Sie ist im Vorstand der Ratinger Senioren-Union, besucht kranke und alte Mitmenschen und ist interessierte Teilnehmerin an Vorträgen und Fahrten des Lintorfer Heimtvereins und der Pfarre St. Johannes. „Ihr soziales Engagement war einerseits natürlich berufsbedingt, doch ging ihr Einsatz andererseits über das berufliche Maß weit hinaus“, schrieb Bundespräsident Roman Herzog in der Verleihungsurkunde. Am 1. Juli 1996 war Schwester Annemarie übrigens genau 50 Jahre in Lintorf.

Wir gratulieren ihr herzlich und wünschen ihr Gesundheit und Gottes Segen für ihre Aktivitäten.

Als Dominik Weiß Anfang 1996 Mitglied des Vereins Lintorfer Heimatfreunde wurde, war er mit

gerade 12 Jahren unser Jüngster. Schon seit 1950 war unser ältestes Mitglied, Fritz Nüsser, in unserem Verein.

Es schien uns wichtig, einmal zu zeigen, daß wir auf die Alten und die Jungen gleichermaßen angewiesen sind, um unsere Arbeit erfolgreich fortsetzen zu können. Wir brauchen das Wissen und die Erfahrung der Älteren und das Interesse der Jugend, damit die Erinnerung an Vergangenes nicht verlorengeht.

Leider verstarb Fritz Nüsser am 12. Mai 1996 nach kurzer Krankheit im 95. Lebensjahr. Er verfügte über einen unerschöpflichen Vorrat an Geschichten aus dem alten Lintorf, und es war eine Freude, ihm zuzuhören. Auch die Beschwerden des Alters ließen ihn nie klagen, er war immer bester Laune und nahm bis zu seiner Krankheit an den Aktivitäten des Heimatvereins und des Stammtisches „Aule Lengtörper“ teil.

Zu seinem 95. Geburtstag am 19. Oktober 1995 hatte ihm der Verein Lintorfer Heimatfreunde mit einem kleinen Gedicht gratuliert:

*Rüstig, spritzig, voller Witz,  
Geburtstag hat heut' Nüssers Fritz.  
Ein Heimatfreund der Extra-Klasse  
natürlich beste „Quecke“-Rasse  
der ohne allzuviel Beschwerden  
durft heute 95 werden.  
Ob unser Fritz ist fast gebaut  
so zäh wie dieses Quecke-Kraut?  
Drum mag der liebe Gott es lenken  
und ihm noch ein paar Jährchen  
schenken.*

Zum ersten Mal in der Geschichte des Lintorfer Heimatvereins wurde am 1. Mai 1996 eine ganze Familie geschlossen Mitglied: Birgid und Carl Blumberg sowie ihre Kinder Mira (9 Jahre) und Alexander (10 Jahre). Wir freuen uns darüber besonders und sehen darin eine Bestätigung für unsere Arbeit.

Die bekannte Fabrikanten-Familie Blumberg unterstützt übrigens seit vielen Jahren die „Quecke“ durch Anzeigen und hilft uns wie viele andere Lintorfer und einige Ratinger Firmen und Betriebe damit, unsere Heimatzeitschrift zu veröffentlichen.



Eine ganze Familie wurde Mitglied im Lintorfer Heimatverein: Birgid und Carl Blumberg mit ihren Kindern Alexander und Mira



Dominik Weiß (12 Jahre) und Fritz Nüsser (95 Jahre) waren im Februar 1996 das jüngste und das älteste Mitglied des Lintorfer Heimatvereins

Der Tag des offenen Denkmals fand in diesem Jahr in ganz Europa am 8. September 1996 statt.

Wie schon seit einigen Jahren beteiligten sich der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen, der Verein Lintorfer Heimatfreunde und die Stadt Ratingen als Untere Denkmalbehörde. Bei der Organisation der Führungen durch die Evangelische Stadtkirche Ratingen, die sich der Ratinger Heimatverein als vorzeigenswertes, denkmalgeschütztes Objekt ausgesucht hatte, trat die Evangelische Kirchengemeinde Ratingen als Mitveranstalter auf. Interessante und spannende Details aus der Geschichte der Evangelischen Gemeinde wußte Joachim Schulz-Hönerlage, Mitarbeiter des Stadtarchivs und



Bei der Verleihung des Rheinlandtalers (von links: Bürgermeister Wolfgang Diedrich, Landrat Willi Müser, Lore Schmidt, und Erika Cebulla vom Kulturausschuß der Landschaftsversammlung)

Vorstandsmitglied des Ratinger Heimatvereins, zu berichten.

Während Stadtkonservatorin Ria Voß mit etwa 50 Interessenten durch die Gassen Alt-Homberts wanderte und Erläuterungen zu den historischen Bauten und Denkmälern gab, stellten die Heimatfreunde in Lintorf die Evangelische Kirche im Ortskern vor. Es fanden Vorträge zur Geschichte der Kirche und der Lintorfer reformierten Gemeinde statt, und Mitglieder des Vorstandes hatten eine kleine Ausstellung zum Lutherjahr organisiert. Ein Falblatt mit den wichtigsten Daten zur Bau- und Gemeindegeschichte wurde allen Besuchern mit auf den Weg gegeben. Leider blieb die Zahl der Besucher hinter unseren Erwartungen zurück. Schuld daran war die unglückliche Häufung von Veranstaltungen, die an diesem Tag in Lintorf und Umgebung stattfanden.

Bei den Wahlen zum Vorstand unseres Vereins während der Mitgliederversammlung am 19. September 1996 wurde Frau Walburga Fleermann-Dörrenberg zur stellvertretenden Vorsitzenden

gewählt. Ulrich Rauchenbichler, der dieses Amt sechs Jahre innehatte, stellte sich aus beruflichen Gründen nicht zur Wiederwahl. Als Kreisarchivar unterstützt er unsere Arbeit natürlich auch weiterhin mit Rat und Tat, soweit es seine Zeit erlaubt. Wir danken Herrn Rauchenbichler, der am 1. August seinen 50. Geburtstag feierte, für die geleistete Arbeit in den letzten Jahren.

In diesem Jahr gab es übrigens eine ganze Reihe runder Geburtstage zu feiern.

Der stellvertretende Schriftführer Wolfgang Kannengießler und Beisitzer Günther Pieper wurden 70 Jahre und Helmut Kuwertz, vielfacher „Quecke“-Autor und im Januar 1997 zehn Jahre Wanderbaas des Lintorfer Heimatvereins, trat mit 65 Jahren zwar beruflich in den Ruhestand, wird sich aber auch weiterhin mit großem Eifer um die Wanderer aus Lintorf und Hösel kümmern. Zum Jahresabschluß, am 10. Dezember, wird dann unser langjähriger Schriftführer Hans Huiras seinen 80. Geburtstag feiern können.

Auch einer anderen „Quecke“-Autorin wurde in diesem Jahr eine hohe Ehre zuteil.

Am 11. Oktober 1996 überreichte Landrat Willi Müser der gebürtigen Ratingerin Lore Schmidt in seiner Eigenschaft als stellvertretender Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland den Rheinlandtaler, der alljährlich vom Landschaftsverband Rheinland vergeben wird. Lore Schmidt erhielt die seltene Auszeichnung für ihre Verdienste um die Ratinger Mundart, in der sie eine Unzahl von Gedichten verfaßt hat. Ihr erstes Buch „Unsere alte Stadt und andere Erzählungen“ erschien 1987 und wurde vom „Heimatverein Ratinger We-iter“ herausgegeben, ein zweites Buch ist für das kommende Jahr geplant. Die Feierstunde zur Ehrung der Mundart-Literatin fand vor einer großen Zuhörerschaft im Medienzentrum statt.

Als vor einigen Jahren auf dem Lintorfer Waldfriedhof ein Gräberfeld wegen des Ablaufes der Nutzungsfrist aufgelassen werden sollte, auf dem in den Jahren 1946 - 1960 Insassen des sogenannten Ausländer-Lagers in Lintorf bestattet worden waren, bemühte sich der Lintorfer Heimatverein, einen Teil der Gräber als Gedenkstätte an eine schlimme Zeit Lintorfer Geschichte zu erhalten. Der damalige Stadtdirektor Dr. Horst Blechschmidt hatte für unser Anliegen ein offenes Ohr.

Das Amt für Grünflächen und Umweltschutz ließ 10 erhaltenswerte Grabsteine restaurieren und auf dem benachbarten Kriegsgräberfeld wiederaufstellen. Vier Gräber von ehemaligen „Displaced Persons“ aus dem Lager wurden im Originalzustand belassen, während das übrige Gräberfeld inzwischen neu belegt wurde. (Siehe auch „Quecke“ Nr. 63 vom Dezember 1993, S. 130/131.)

Nun hat der Verein Lintorfer Heimatfreunde in Zusammenarbeit mit dem Amt für Grünflächen und Umweltschutz vor den vier Originalgräbern einen Gedenkstein errichten lassen, den der Ratinger Steinmetz und Bildhauer Friedel Lepper entworfen hat. Er trägt auf einer Bronzeplatte folgenden Text:



Gedenkstein auf dem Lintorfer Waldfriedhof für die Toten des ehemaligen „Ausländerlagers“

Während die Stadt den Lavastein stellte, finanzierte der Lintorfer Heimatverein die Bronzeplatte. Am Totensonntag, dem 24. November 1996, wurde der Gedenkstein in einer Feierstunde eingeweiht. Bürgermeister Wolfgang Diedrich hielt eine kurze Ansprache, musikalisch umrahmt



### ZUM GEDENKEN

AN DER REHHECKE IN LINTORF BESTAND VON 1943 BIS 1960 EIN LAGER, IN DEM ZWANGSARBEITER (1943 - 1945), DISPLACED PERSONS (1946 - 1950) UND HEIMATLOSE AUSLANDER (1950 - 1960) UNTERGEBRACHT WAREN. DIE HIER AUFGESTELLTEN GRABSTEINE UND DIE VIER ERHALTENEN GRABER SOLLEN ERINNERUNG UND MAHNUNG SEIN.

VEREIN LINTORFER HEIMATFREUNDE

wurde die Feier vom Posaenorchor der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf unter der Leitung von Hermann Wagner.

Die Lintorfer Heimatfreunde wollen mit der Errichtung des Gedenksteines dazu beitragen, daß eines der finstersten Kapitel deutscher Geschichte, die Verschleppung und Versklavung vieler tausend Polen, Russen und Ukrainer während des Zweiten Weltkrieges, niemals in Vergessenheit gerät.

Zum Schluß möchten wir Sie, verehrte Leser, um Ihre Mitarbeit bitten. Im Dezember 1995 übergab die 90jährige Lintorferin Else von Pigage dem Stadtmuseum Ratingen eine Fahne, die jahrzehntelang auf einem Schrank ihrer Wohnung gelegen hatte. Es handelt sich um die Fahne einer im Jahre 1899 gegründeten Laien-Theatergruppe, die sich „Dilettanten-Verein Deutsche Eiche Lintorf“ nannte. Leider ist es uns bisher nicht gelungen, Näheres über diesen Theaterverein in Erfahrung zu bringen. Auch Frau von Pigage, die vermutlich verwandt ist mit der Familie des berühmten Architekten Nicolas de Pigage, der Schloß Benrath erbaute, und aus dessen Werkstatt auch die Pläne für Brüggelmanns Herrenhaus Cromford stammten, konnte sich nicht erinnern, ihre Eltern, von denen sie die Fahne erbt, je von diesem Verein sprechen gehört zu haben.

Sollten Sie, liebe Leser, nähere Angaben machen können, wenden Sie sich bitte an die Redaktion der „Quecke“ (Telefon 33931) oder an unseren Archivar Jürgen Steingen (Telefon 34877).

Manfred Buer



Übergabe der Fahne des „Lintorfer Dilettantenvereins“ an das Stadtmuseum Ratingen. Ganz rechts Else von Pigage, die Stifterin. Bei der Übergabe anwesend waren (von links nach rechts): Dr. Ursula Mildner, Leiterin des Stadtmuseums, Bürgermeister Wolfgang Diedrich, der Vorsitzende des VLH, Manfred Buer, sowie die Familie Gibbels

# Leonhard Juressen

Nach kurzer Krankheit starb am 15. Mai 1996 unser Ehrenmitglied Leonhard Juressen im Alter von 88 Jahren.

Leonhard Juressen wurde am 8. August 1907 im Düsseldorfer Stadtteil Bilk geboren und in der altherwürdigen Pfarrkirche St. Martin getauft. Seine Eltern stammten aus den Niederlanden, sicherlich eine Erklärung dafür, daß er als junger Mann ein begeisterter Wassersportler war und mit seinen Clubkameraden die Wochenenden im Kanu oder im Motorboot auf dem Rhein verbrachte.

Im November 1950 kam er mit seiner Frau Agnes nach Lintorf. Schon bald hatte es sich herumgesprochen, daß dieser offene, humorvolle Neu-Lintorfer über große Erfahrungen im Reisen verfügte und sich in seiner engeren und weiteren Heimat gut auskannte. So kam es schnell zu einer Zusammenarbeit mit dem Bus-Unternehmer Schulz in Lintorf, der Leonhard Juressen kurzerhand als Reisebegleiter für Busfahrten engagierte. Der dama-

lige Vorsitzende des gerade ins Leben gerufenen Vereins Lintorfer Heimatfreunde, Hermann Spekcamp, konnte keine bessere Idee haben, als er Leonhard Juressen überredete, Mitglied im Heimatverein zu werden und für den jungen Verein Tages- und Mehrtagesfahrten zu organisieren. „Harry van Dyck“, wie ihn seine vielen Lintorfer Freunde wegen seiner Zuneigung zu den Niederlanden mittlerweile scherzhaft-liebevoll nannten, hatte seine Lebensaufgabe gefunden. Fast vierzig Jahre plante er die Exkursionen und Studienfahrten unseres Vereins, sorgte für Unterkunft und Verpflegung und die geeigneten Transportmittel. Er lehrte die Lintorfer den Niederrhein kennen, Belgien, die Niederlande natürlich, den Harz, das Münsterland, Helgoland, Köln, Aachen und Trier, die Wirkungsstätten Johann Peter Melchior in Höchst und Frankenthal, sowie Österreichs Hauptstadt Wien. Geradezu spezialisiert war er auf Paris, das er insgesamt 38mal zum Ziel einer Lintorfer Reisegruppe machte.



Die große Beliebtheit der von Leonhard Juressen organisierten Fahrten ist sicherlich ein Grund dafür, daß auch heute noch die Tagesfahrten des Vereins stets ausgebucht sind. Als er sich Anfang der 90er Jahre aus der aktiven Vorstandsarbeit zurückzog, verließ ihm der Verein wegen seiner großen Verdienste die Ehrenmitgliedschaft. Seinen Rat und seine Erfahrung brachte er auch weiterhin in die Planungen des Reisetteams ein. Sie werden uns sicherlich sehr fehlen.

An seine nette, humorvolle Art werden wir uns immer gern erinnern.

Manfred Buer

---

## 20 Jahre Stadtteilbücherei Lintorf

Während die Katholische öffentliche Bücherei St. Anna in Lintorf 1991 bereits ihren 100. Geburtstag feiern konnte, wurde die kommunale Stadtteilbücherei Ratingen-Lintorf erst am 15. März 1976 eröffnet und ist somit 1996 erst 20 Jahre alt.

Wie die Gründung des katholischen Lesevereins mit einer Vereinsbibliothek in Ratingen im Jahre 1854, beweist auch die Bücherei von St. Anna in Lintorf den Einsatz der Kirchen im 19. Jahrhundert nicht nur für die Fürsorge notleidender Menschen, sondern auch für die Volksbildung.

Der Anstoß zur Einrichtung einer kommunalen Stadtteilbücherei in Lintorf erfolgte erst mit der kom-

munalen Neugliederung in Nordrhein-Westfalen im Jahre 1975, durch die Lintorf ein Teil der Stadt Ratingen wurde.

Mit der Drucksache Nr. 287/1975 vom 18. Juni 1975 an den Kultur- und Finanzausschuß und den Rat der Stadt Ratingen wurde von der Verwaltung vorgeschlagen, in der früheren Amtskasse des Amtes Angerland im Rathaus Lintorf eine städtische Bücherei einzurichten. Die damaligen Entscheidungsträger standen unter Zeitdruck, denn bis zum 31. Juli 1975 mußten die Voraussetzungen für diese neue städtische Einrichtung geschaffen sein, um vom Land einen Zuschuß für den Kauf von Büchern und Einrichtungsgegenständen in Höhe von insgesamt

45.000,- DM zu erhalten. 60.000,- DM hatte die größer gewordene Stadt Ratingen beim Druck neuer Stadtpläne eingespart. Diese konnten als Eigenmittel für die Ausstattung der Lintorfer Bücherei verwandt werden.

Vor der Planung dieser Bücherei war unter Federführung von Dr. Horst Blechschmidt, dem damaligen Kulturdezernenten, eine Analyse der Bibliotheksangebote in der neuen Stadt Ratingen vorgenommen worden. Als Orientierung dienten die Bibliothekspläne für die BRD und für NRW und die der KGSt aus den Jahren 1972 und 1973. Dabei wurde festgestellt, daß „die örtliche Bedarfsdeckung in den einzelnen Stadtteilen unterschiedlich war“ und

„erhebliche Bedarfslücken in den Stadtteilen West, Lintorf, Breitscheid und Schwarzbach“ bezüglich der bibliothekarischen Versorgung vorlagen. Zur Schließung dieser Bedarfslücke in Lintorf wurde vom Rat der Beschluß: „Im Gebäude des ehemaligen Rathauses in Ratingen-Lintorf wird eine Zweigstelle der Stadtbücherei eingerichtet“ gefaßt.

Dann ging alles sehr schnell. Die Zuwendungsbescheide über die zugesagten Landesmittel von der Staatlichen Büchereistelle für den Regierungsbezirk Düsseldorf datieren vom 18. Juli 1975. Bis zur Eröffnung der Stadtteilbücherei am 15. März 1976 waren es gerade einmal acht Monate. Bis dahin waren der Kassenraum umgebaut, renoviert und möbliert und 5000 Bücher ausgesucht, gekauft und ausleihfertig bearbeitet worden. Mitarbeiterinnen der Stadtbücherei, die bereits 1975 in der Büchereihauptstelle im Bürgerhaus am Ratinger Marktplatz arbeiteten, erzählen noch heute, wie dort die Bücherberge für Lintorf lagen. Die Bücherei war von Anfang an ein Erfolg, denn in den neun Monaten bis Ende 1976 wurden rund 28.000 Bücher ausgeliehen, während in der Katholischen öffentlichen Bücherei St. Anna im Jahr 1974 lediglich 3.000 Ausleihen gezählt wurden. Der Erfolg bewies die Richtigkeit dieser Investition für eine kommunale Bücherei mit einem breitgefächerten, aktuellen und bürgernahen Angebot für die 13.000 Lintorfer.

Der Erfolg blieb der Lintorfer Bücherei treu, aber sie hatte von Anfang an ein Problem. Sie war mit ihren 100 qm zu klein. Die damalige Leiterin der kommunalen Büchereien in Ratingen, Hilde Gerster, schlug dann auch schon am 20. April 1977 eine Teilung der Erwachsenen- und Kinderabteilung aus Raumnot vor. Immer wieder findet man in den Akten Hinweise auf den beengten Raum und die damit verbundene Einschränkung für die Besucher der Bücherei.

Aber erst 1990, als der Mietvertrag zwischen der Stadt Ratingen und der Firma Mannesmann über die Nutzung von Räumen im Lintorfer Rathaus abgelaufen war,

ergaben sich neue Möglichkeiten der Raumgestaltung. Als erste begriff die damalige Leiterin, Helga Höltermann, die Chance für die Stadtteilbücherei, die sie seit 1978 mit großer Begeisterung geleitet hatte. Die Bemühungen der Stadtbücherei und des Kulturamtes um einen größeren Raum wurden unterstützt von der damaligen Vorsitzenden der FDP-Fraktion im Rat der Stadt, Christa Wachsen. Die Bücherei bekam zwar keine neuen Räume, aber ihr Areal wurde auf 150 qm erweitert. Nach einem Jahr Umbauzeit und einer für alle Beteiligten mühseligen und beengten Unterbringung im 2. Obergeschoß, konnte sich die umgebaute Lintorfer Bücherei am 19. November 1994 mit einem neuen „outfit“ präsentieren.

Anläßlich dieses erfreulichen Ereignisses wurde ein Büchereifest gefeiert mit Musik der in Ratingen bekannten Band „Pennywise“, mit „Mundart zur Mittagszeit“, vortragen von Manfred Buer von den Lintorfer Heimatfreunden, mit Lesungen der Lintorfer Autorinnen Eris Marzinowski und Katja Ollig und der Vorstellung neuer Bücher vom Buchmarkt 1994. Für die Kinder gab es eine Rallye „Rund um die Stadtbücherei“ und eine Zaubervorstellung. Die Bewirtung an diesem Tage hatte der 1993 gegründete „Freundeskreis der Stadtbücherei Ratingen e.V.“ übernommen, der sich damit der Öffentlichkeit vorstellte.

Neben der Stadtteilbücherei, einer Verwaltungsnebenstelle der Stadt, einigen Firmen und Lintorfer Vereinen haben im Lintorfer Rathaus auch die Elternschule und die Tagespflege Lintorf Räume. Dorothee Brandenstein, die seit 1991 Leiterin der Lintorfer Bücherei ist, pflegt mit Erfolg den Kontakt zu diesen Einrichtungen sowie zu den Kindergärten, Grundschulen und der Hauptschule im Stadtteil. Seit 1995 arbeitet sie im Rahmen des Modellprojektes der Bertelsmann-Stiftung „Schule und Öffentliche Bibliothek - Neue Formen der Partnerschaft“ auch mit dem Kopernikus-Gymnasium zusammen. Kindergartengruppen und Schulklassen kommen zu Führungen in die Bücherei oder zum Bilderbuchkino oder Kindertheater ins Lintorfer Rathaus. In die Institutionen gehen Bücherkisten, zum Teil mit bunt gemischtem Angebot, zum Teil zu Themen wie Märchen und Sagen, englische Lektüren, Kinderbasteln, Indianer oder Mittelalter.

In der Zeit vom April bis Juli 1995 wurde in den Stadtteilbüchereien Lintorf, West, Hösel und Homberg eine Befragung der Besucher ab 14 Jahren durchgeführt. Die Bücherei-Zweigstellen haben viele Stammleser, konnten aber in den letzten Jahren neue Leserkreise gewinnen. „Die Bücherei in seinem Stadtteil will keiner der Befragten missen. Die Gründe für die Unverzichtbarkeit sind in erster Linie die Ortsnähe und damit verknüpft die



Dorothee Brandenstein, Leiterin der Stadtteilbücherei Lintorf

Möglichkeit, daß Kinder auch allein zur Bücherei gehen können“. Aber auch die persönliche Atmosphäre in den Stadtteilbüchereien ist den Menschen wichtig, und diese erhielt von den meisten Besuchern die Note „gut“.

Obwohl Lintorf im Dezember 1995 wie im Dezember 1975 rund 13.000 Einwohner hatte, stieg die Medienausleihe von 28.000 im Jahre 1976 auf 59.000 im Jahre 1995. Das ist eine Steigerung um 110%. Auch in diesem Jahr ist Lintorf im Aufwind. Gibt es einen besseren Beweis für die Notwendigkeit der Lintorfer Bücherei? Dieser kontinuierliche Erfolg ist sicher auf das Engagement des dortigen Büchereiteams und darauf zurückzuführen, daß im Angebot stets etwas Neues zu finden

ist und daß seit dem Anschluß an die EDV der Büchereizentrale schnell auf das gesamte Angebot der fünf städtischen Büchereien zurückgegriffen werden kann.

Der große Erfolg von Veranstaltungen für Kinder, wie zuletzt bei der Aufführung „Der Geschichte vom Rotkäppchen“ vom Petit bec Figurentheater, einer Gemeinschaftsveranstaltung der Stadtteilbücherei und der Katholischen öffentlichen Bücherei am 22. Mai 1996 im Haus Anna, die 250 Zuschauer anlockte, zeigt, daß kulturelle Angebote in Lintorf weiter entwickelt werden müssen. Und dazu gehört als Grundausrüstung eine kommunale Stadtteilbücherei!

Margret Hoffmann

Quellen: Akten und Statistiken der Stadt-



Natürlich ist die Stadtteilbücherei Lintorf an die EDV der Büchereizentrale in Ratingen-Mitte angeschlossen

bücherei sowie die Ergebnisse der „Umfrage in den Büchereizweigstellen Ratingen 1995“, Hrsg.: Der Stadtdirektor der Stadt Ratingen.

## Buchbesprechung:

---

### Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte. Heft 4, 1995

Das vom Stadtarchiv in Verbindung mit dem Ratinger Heimatverein herausgegebene neue Heft des „Ratinger Forum“ umfaßt wiederum über 300 Seiten und beeindruckt durch eine größere Zahl thematisch sehr unterschiedlicher, interessanter Untersuchungen.

Hervorzuheben ist z.B. der Beitrag von Joachim Schulz-Hönerlage, selbst Mitarbeiter des Archivs, zu „Ratinger personen- und familiengeschichtlichen Quellen“ als Versuch, interessierten Lesern einen Zugang zu eigenen Forschungen zu erleichtern. Mit den Erfahrungen des Praktikers werden alle für den Anfang wichtigen Quellen und Hilfsmittel des hiesigen Archivs und der Kirchenämter, die Möglichkeiten des Nordrhein-Westfälischen Perso-

nenstandsarchivs in Brühl, aber auch die rechtlichen Beschränkungen des Zugangs aus Gründen des Datenschutzes vorgestellt. Interessenten an Familiengeschichte, die z.B. einen Stammbaum erstellen wollen - dies die naheliegende Botschaft - sind im Stadtarchiv willkommen und können darüber hinaus mit Rat und Unterstützung rechnen. Keine Selbstverständlichkeit, wenn man bedenkt, daß andere Archive, z.B. das Düsseldorfer Hauptstaatsarchiv, personengeschichtliche Forschungen durch die Erhebung von Benutzergebühren zu beschränken suchen.

Dem Verhältnis von Stadt und Land („Stadt und Land. Der Raum Ratingen - Rhein - Ruhr in Mittelalter und Früher Neuzeit“) geht Erika Münster-Schroer nach.

Untersucht werden die sich vielfach verändernden Herrschafts- und Rechtsverhältnisse dieses Raumes seit dem 8. Jahrhundert, die schließliche Herausbildung der Grafschaft Berg und die Lösung der neu begründeten Stadt aus dem Rechtsbezirk der sie umgebenden Mark und des Landgerichts. Das Geflecht gegenseitiger neuer Abhängigkeiten wird etwa an den Weide- und Waldnutzungsrechten im Oberbusch und den sich daraus für die Bürger ergebenden abgestuften Verpflichtungen plastisch vor Augen gestellt. Hervorgehoben wird ferner z.B. die Rolle der Mühle an der Anger in ihrer Lage vor den Toren der Stadt und gräflicher Besitz, aber betrieben in städtischer Regie und durch den Mahlzwang eine wichtige öffentli-

che Einnahmequelle. Eine weitere bedeutende Funktion im Austausch mit dem Umland kam dem Ratinger Wochenmarkt zu. Gerade die geringe Größe der Stadt mit ihren im 15. Jahrhundert etwa 1100 Einwohnern macht die Frage des Verhältnisses von Stadt und Region zu einem zentralen Thema der Stadtgeschichte überhaupt.

Der Prozeß der Konfessionalisierung „als geistige und organisatorische Verfestigung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse“ im Gefolge der Reformation bildet den Gegenstand einer Untersuchung von Stefan Ehrenpreis („Ein bergisches Augsburg? Stadtverfassung, Gemeindeentwicklung und konfessionelle Parität in Ratingen im 16. und 17. Jahrhundert“). Erörtert wird die Etablierung der neuen reformatorischen Konfessionen in Ratingen nach 1560, die Rolle der in sich schwankenden Politik der Landesherren, der Kampf um die Besetzung von Vikarien und der Pfarrerstelle an St. Peter und Paul, der scheinbare Sieg der Reformation um 1610, als nur noch etwa 25 Prozent der Ratinger sich zum katholischen Glauben bekannten, und schließlich der einige Jahrzehnte später folgende Umschwung, so daß 1815 etwa 85 Prozent der Bevölkerung wieder der katholischen Konfession angehörten. Die Aufklärung der Hintergründe, z.B. der Rekatolisierung, so Ehrenpreis, wirft noch mancherlei Fragen auf, die einer genaueren Erklärung bedürfen. An Anschaulichkeit gewinnt die Untersuchung durch wiederholt herangezogene Vergleiche mit der Entwicklung in Augsburg, der Stadt, in welcher der Reichstag mit dem bekannten Religionsfrieden 1555 den Landesherren die Entscheidung über die Konfession ihrer Untertanen übertragen hatte. Die Präsenz von Katholiken, Reformierten und Lutheranern in Ratingen mit um 1800 je einer eigenen Kirche zeugt einmal mehr von der Absurdität dieses Lösungsversuchs.

Verdienstvoll, aber schon wegen ihres Charakters als Staatsarbeit in sich begrenzt, ist eine von Anne Momm verfaßte „Sozialgeschichte der Stadt Ratingen im Kaiser-

reich (1871 - 1914)“. Gefragt wird nach Bevölkerungsentwicklung und Berufsgliederung, nach der Rolle von Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Verkehr, Wirtschaft, industriellen Arbeitsbedingungen, Infrastruktur, Bildungswesen und wirtschaftlichen und sozialen Konflikten. Die Vielzahl dieser Aspekte macht deutlich, daß hier noch Detailuntersuchungen anzusetzen sind. Erfreulich ist die Fülle des angefügten statistischen Materials.

Klaus Wisotzky, früherer Leiter des hiesigen Archivs, überrascht mit der auszugsweisen Veröffentlichung eines bisher unbekanntem privaten Briefwechsels der Familie Gemmert aus den Jahren 1919 bis 1921 („Ja, es sind schlimme Zeiten“. Aus der Korrespondenz von Franz-Josef und Maria Gemmert“.) Dr. Gemmert, seit April 1919 technischer Leiter der unter dem Namen Cromford bekannten Johann Gottfried Brügelmann GmbH, und seine Frau Maria berichten darin ihren in Freiburg lebenden Eltern aus unmittelbarem Erleben über alltägliche Sorgen und Nöte in dem von Streiks, politischen Gefährdungen und mannigfachen Versorgungsschwierigkeiten geplagten Ratingen. Interessant ist hier, wie Wisotzky in seiner Einführung betont, die private (bürgerlich-konservative) Sicht von Vorgängen, die sonst nur aus offiziellen Akten und Zeitungsberichten bekannt sind. Zugänglich gemacht wurden die insgesamt 68 Briefe, von denen 25 in Auszügen abgedruckt wurden, von einer in Ratingen lebenden Tochter Gemmersts, Frau Maja Tacke.

In seiner mit einer ausführlichen kritischen Einführung versehenen Dokumentation „Die Währungsreform in Ratingen und im Landkreis Düsseldorf-Mettmann. Ein Mythos in der Krise“ versucht Oliver Schöller anhand der auszugsweise abgedruckten „Monatsberichte der Stadt-, Gemeinde- und Amtsverwaltungen des Landkreises Düsseldorf-Mettmann für die britische Militärregierung“ den Nachweis zu führen, daß das in der Erinnerung haftende Bild der Währungsreform als vermeintlicher Auftakt zum bald einsetzenden „Wirtschaftswunder“ so nicht

der historischen Realität entspricht. Anhand obiger vom Juni 1948 bis zum März des folgenden Jahres erstellter Monatsberichte gelingt es dem Verfasser zu zeigen, daß nach einem ersten euphorischen Auftakt im Juni 1948 die Währungsumstellung für die Masse der Bevölkerung begleitet war von Enttäuschungen, Not und daraus folgenden mannigfachen politischen Protesten, in Ratingen z.B. auf einer im August von den Gewerkschaften organisierten Massenkundgebung auf dem Marktplatz.

Problematisch hingegen ist die von Schöller angebotene Bewertung. Für ihn ist die Krise nicht, wie es z.B. der Vorsitzende des Frankfurter Wirtschaftsrats, Ludwig Erhard, anlässlich eines eintägigen Generalstreiks im November für sich erklärte, Ausdruck des schwierigen Übergangs von der vorherigen Zwangsbewirtschaftung zur Marktwirtschaft, sondern eine Folge des kapitalistischen Profitstrebens skrupelloser Geschäftemacher, einer Ausbeutung, die in dieser Sicht im Prinzip bis heute fort dauert. Daß die Kapitaldecke der Wirtschaft 1948 zunächst überaus schmal war und wie in jeder grundlegenden Aufbauphase vor allem über die Preise, also über Konsumverzicht zu verbreitern war, die Zahl der Beschäftigten sich aber in den folgenden Jahren von 19 auf 27 Millionen erhöhte, bleibt außer Betracht. Für den Autor ist die Währungsreform als solche vor allem die vertane Chance für „all jene Pläne, die noch während der ersten Nachkriegsjahre unter dem Stichwort Wirtschaftsdemokratie diskutiert worden waren“, eine Auffassung, die unter sich als progressiv verstehenden Historikern vor einigen Jahren nicht gerade selten anzutreffen war.

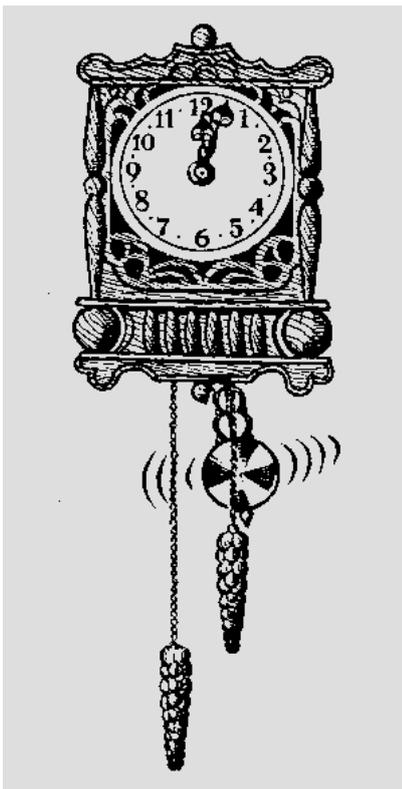
Die Person Ernst Turmanns, gezeichnet von Norbert Opfermann, („Zerfall von Welten und Umwelten“. Das Portrait Ernst Turmann (1892 - 1977)“, hat nur insofern mit Ratingen zu tun, daß er seinen Lebensabend von 1961 an hier verbrachte. Nachgezeichnet wird das schillernde Leben eines gebürtigen baltischen Gutsbesitzers, sich spannend vom zaristischen Offizier, Juristen und

deutsch-estnischen Politiker der Zwischenkriegszeit zum Mitarbeiter im Amte Rosenberg während des Zweiten Weltkrieges und danach zum westdeutschen National-Konservativen. Auf dem Höhepunkt seiner neuen Karriere brachte er es von 1950 - 1952 zum Landesvorsitzenden der Vertriebenenpartei BHE in Nordrhein-Westfalen.

Beeindruckend ist die späte Lernfähigkeit Turmanns, der sich nach 1952 vom eingeschworenen Nationalisten zum überzeugten Befürworter der westeuropäischen Integration und einer Versöhnung mit der Sowjetunion wandelte. Für dieses sein westeuropäische Engagement, von ihm als Geschäftsführer und dann Vorsitzender des Europa-Bildungswerks in Düsseldorf 1962 - 1972 betrieben, erhielt Turmann 1973 das Bundesverdienstkreuz.

„Zerfall von Welten und Umwelten“, von Opfermann übernommener Titel einer von Turmann in seinen letzten Lebensjahren verfaßten, aber nicht veröffentlichten Autobiographie, steht auch für das Schicksal eines Mannes, der sich zurecht als Opfer tiefgreifender politischer und sozialer Umbrüche sehen mußte.

Hermann Tapken



## *Zum Jahreswechsel*

*Schon wieder schau'n wir  
auf ein Jahr zurück –  
Wie eilig läuft die Zeit?  
Ein Jahr ist nur  
ein Augenblick  
in langer Erdenzeit.*

*Wir fragen uns:  
was taten wir,  
wo waren wir dabei,  
oder haben wir  
nur weggeseh'n,  
war uns alles einerlei?*

*Vielfach leben wir  
in Illusionen,  
die seit der Urzeit  
in uns wohnen.  
Doch die Erde holt uns  
stets zurück,  
denn nur auf der Erde wohnen  
– die Trauer und das Glück.*

*Schau'n wir her  
und schau'n wir hin,  
nur Nächstenliebe  
ist des Lebens Sinn.  
Damit geh'n wir  
in das nächste Jahr,  
möge es doch friedvoll werden,  
wie fast das alte war ...*

*Kurt Ruland*

Kurt Ruland wurde in der Düsseldorfer Altstadt geboren und lebt seit 1955 in Lintorf. Seit vielen Jahren ist er Mitglied im Verein Lintorfer Heimatfreunde. In seiner Freizeit schreibt er Gedichte in Hochdeutsch und in Mundart.